V.

Fest- und Gelegenheits-Reden

aus dem academischen Gottesdienste in Berlin

von

D. F. L. Steinmeyer.

Davon wir reden, das ist dennoch Weisheit bei den Vollkommenen, nicht eine Weisheit dieser Welt. 1. Corinther Cap. 2. V. 6.

Berlin.
Verlag von Wiegandt und Grieben.
1862.

Inhaltsverzeichniß.

Daheimseyn und Wallen.

Am Anfange des academischen Halbjahres.

Zweite Brief an die Corinther Cap. 5. V. 9.

„Darum fleißigen wir uns auch, wir seyen daheim oder wallen, daß wir Ihm wohlgefallen mögen.“

Als erlaubt wird es euch sicher erscheinen, wenn wir die vorliegenden Worte an die Bedeutung knüpfen, welche dieser Weihetag neu anhebender academischer Thätigkeit für unsre besondere Gemeinschaft hat; als erlaubt und gerechtfertigt, wenn wir denselben durch die Hervorkehrung dieser Beziehung einen Zugang vornemlich zu den Herzen unsrer Jugend zu bahnen und zu sichern suchen. Die jetzt aus der Heimath gekommen sind, um einen wichtigen Abschnitt ihrer verantwortlichen Wallfahrt theils anzutreten, theils fortzusetzen, sie können ihre Theilnahme einem Ausspruch nicht versagen, in welchem ein rechter Freund und Berather des jugendlichen Geschlechts diesen so eben von ihnen selbst erfahrenen und durchlebten Wechsel, wenn freilich in einem höheren Chore und in der tiefsten Erfassung seines Wesens besprochen hat. Aber was ihr als eine statthafte Anwendung erachtet, und als solche nicht ohne Wohlgefallen aufnehmet, das lasset ihr so wenig als die wahre Deutung, ja kaum als einen Schatten von der wesentlichen Meinung dieser Worte gelten, daß ihr vielleicht selbst daran eure Zweifel habt, ob sie denn überhaupt von einem Wechsel reden, welcher dem Bereiche *dieses* Lebens angehört. Daheim seyn, ausgesprochen von *dem* Munde, der vielfach von dem Sehnsuchtsrufe über-

floß, ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo zu seyn, welches auch viel besser wäre: das scheint auf jene ewige, über alle Maßen wichtige Herrlichkeit zu gehen, welche der Herr bereitet hat denen, die seine Erscheinung lieb haben. Und wiederum das Wallen auf denselben Lippen, die mindestens ein gleiches Recht zu dem Bekenntnisse des vielgeprüften Greises hatten, wenig und böse ist die Zeit meiner Wallfahrt, — es scheint den unbeschränkten Umfang unsres ganzen Pilgerlaufs auf Erden zu beherrschen. Aber ihr werdet diese Vermuthung aufgeben, sobald ihr auf den Umstand achtet, daß ein Fleiß, ein unverdrossen fortgesetzter Eifer, welcher sich in dem Einen wie in dem Andern in gleicher Weise und in gleicher Kraft entfalten solle, nicht mehr zu der Verheißung stimmen würde, daß wer zu seiner Ruhe gekommen ist, daß der auch ruhe von seinen Werken, gleich wie Gott selbst ruht von den seinen. Und nehmet ihr noch das hinzu, daß der Apostel in dem ganzen Zusammenhange unseres Abschnitts das Gedächtniß seiner eigenen Vergangenheit gefeiert hat, daß er es mit fröhlich aufgethanem Munde schildert, wie seinen Trübsalen und Aengsten, seinen Verfolgungen und Unterdrückungen, die entgegengesetzten Erfahrungen das volle Gleichgewicht gehalten hätten: so wird sich die Ueberzeugung dahin neigen und darin mehr und mehr befestigen, daß er auch hier unter dem Daheimseyn und Wallen die verschiedenen Zustände meine, die sich hindurchziehen durch das Leben in den Schranken dieser Zeitlichkeit. Daß sich ein Wechsel, welcher nach dem Eingeständniß der Erfahrung das allgemeine Loos auf dieser Erde ist, auch an dem Christen offenbaren müsse: das ist die Folge von dem strengen Sinne, in welchem sich das Psalmenwort an ihm bewährt, Herr, ich bin beides, dein Pilger und dein Bürger, wie alle meine Väter. Daß er aber diesen Wechsel viel empfindlicher erfährt, als ihn ein Kind der Welt verspüren kann: das liegt begründet und gedeutet in den neuen Ausdrücken, welche der Apostel für die alte Sache wählt. Daheim seyn bei dem Herrn, das ist so

köstlich wie nichts anderes im Himmel und auf Erden; und Wallen — fern von diesem Herrn und vom Genusse seiner Nähe, das ist so bitter und so schwer, daß nur der Christ den eigentlichen Kelch des Wechsels wahrhaft zu erleiden hat. Und wird nun von ihm begehrt, daß er diesen Kelch nicht allein ergeben dahinnehme, sondern daß er überall und allezeit derselbe bleibe, in gleicher Stimmung und in unveränderter Erweisung, ein Kind des Gottes, bei welchem ist keine Veränderung noch Wechsel des Lichts und der Finsterniß: o so blicken wir in eine Aufgabe, welche die ganze Schwierigkeit des Christenlaufs in einem hellen Spiegel widerstrahlt. Daß uns der Apostel in dem heutigen Abschnitt diese Aufgabe stelle, so wenig sie auch in gebietende Worte gekleidet erscheint: das ist der nächste Eindruck, welchen wir davon empfangen. Er hatte dazu sein gutes Recht, weil er sie selbst so wundervoll gelöst. Wo wir ihm immer begegnen in seinem wechselvollen Laufe, in welcher inneren oder äußeren Noth, in welchem inneren oder äußeren Segen: überall ist es dasselbe Bild, welches wir erkennen, dieselbe Erweisung und dieselbe Stimmung; daheim oder wallend, in keinem dieser Fälle erscheint er jemals als ein Andrer. In allen Dingen, so spricht er im Verlaufe unsrer Darstellung, lasset uns uns beweisen als die Diener Gottes, in Ehre und Schande, in guten und in bösen Gerüchten; — und es war kein bloßer treugemeinter Vorsatz, sondern herrlich hat er den Entschluß hinausgeführt. Und dahin beschreibt er in demselben Zusammenhange seines Herzens unveränderte Stimmung: „als die Traurigen, aber allezeit fröhlich; uns ist bange, aber wir verzagen nicht." Redet nun dieses Vorbild an sich selbst die lockende Sprache, „werdet doch wie ich, seyd meine Nachfolger", so drängt es uns nicht minder kräftig zu der Frage: wie werden wir verklärt in dasselbige Bild? Wohlan, eben dieß ist der hohe Werth, welchen die heutigen Worte für uns beschließen, daß sie diesen Weg hell und klar vor unseren Augen beleuchten; und dadurch unterscheiden sie sich von dem sonst

verwandten Ausspruche, „leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn, darum wir leben oder wir sterben, so sind wir des Herrn", — daß sie nicht gleich ihm das bloße Ideal bezeichnen, sondern daß sie zugleich dem Fuße die offene Bahn zum schönen Ziele weisen. Darum aber ist eine Betrachtung derselben an dem Anfange eines neuen Laufes gewiß an ihrer rechten Stelle. Alles das, wozu es uns da zu drängen pflegt, Vorsätze zu fassen, Wünsche zu hegen, Bitten vor den Herrn zu bringen, empfängt durch sie die wahre Weihe. Und ist es weise, sich gefaßt zu machen auf die möglichen Wechselfälle einer ungewissen Zukunft: so wünschen wir es uns wohl an, daß uns der bevorstehende Abschnitt unsrer Wallfahrt ein geruhiges und stilles Leben bescheren möge; daß aber der Kelch des Wechsels, den der Apostel hier geschildert hat, vor irgend Einem unter uns vorübergehe: wir können es nicht erwarten, wir können es nicht einmal wünschen. Und wer nun betet: dein guter Geist geleite mich auf ebener Bahn, der schaut im Voraus auf diesen Weg hinaus, und macht sich wohlgeschickt, ihn richtig vor dem Herrn zu wandeln. Wohlan, so sey

der Christ im Wechsel seines Pilgerlaufs

der Gegenstand unserer Betrachtung. Zwei Fragen haben wir zu erledigen. Die erste: wie er ihn richtig durchlebt. Die zweite: wie er ihn siegreich beherrscht.

Der Zauber der Lieblichkeit, welcher die Worte umfließt, der gute Klang eines festen, sicheren und gewissen Wesens, welcher uns aus ihnen entgegentönt, wird es doch kaum so ganz verhindern können, daß nicht zugleich ein kalter, fremder Hauch darin empfunden werde. Die beiden Elemente nemlich, die sich hier beisammen finden, scheinen zu einander nicht so ganz zu stimmen. Daheim seyn und Wallen, — nicht wahr, das sind Zustände, in die wir ohne unser Zuthun gerathen, und welche unmittelbar zu sehr bestimmten Empfindungen gedeihen: die Weisung aber, welche der Apostel ertheilt, droht

die Empfindung nicht allein zurückzudrängen, sondern ihr das Recht des Bestehens, der Aeußerung geradezu zu bestreiten; ja wir könnten davon den Eindruck einer ganz eigentlichen Gewaltthat empfangen, sofern nemlich jene Zustände nicht allein die Empfindung schaffen und hervorrufen, sondern so vollständig darin aufgehen, daß wir eben aus der Empfindung auf den Zustand zurückschließen und uns durch sie desselben bewußt werden. Wird uns einmal recht innig wohl, so daß wir sprechen möchten, hier ist gut seyn, hier wollen wir Hütten bauen: so merken wir daran, wir sind daheim; drückt es uns hart und schwer, fühlen wir uns gebeugt und betrübt: so schließen wir, wir wallen in der Fremde. Wie erscheint es doch da als ein viel sanfterer Weg, als ein weit milderer Rath, und doch zugleich als der Weg und der Rath der sichersten Verheißung, wenn ein andrer Apostel spricht: leidet Jemand, der bete; ist Jemand gutes Muths, der singe Psalmen. Schafft doch auch dieß eine Gleichmäßigkeit in den verschiedenen Zuständen, nach Seiten der Erweisung nicht minder, wie nach Seiten der Stimmung, ohne daß dadurch der Empfindung die ihr gebührenden Rechte entzogen würden. Nun, auch ein Paulus kann in solchem Tone reden; und ihr wisset es wohl, er hat es wiederholt gethan. Allein nicht das ist gegenwärtig seine Absicht, jene verschiedenen Zustände an sich selbst zu besprechen, und zu lehren, wie der Christ sie bestehe, ohne in ihnen eine Gefahr zu laufen und Schaden zu nehmen an seiner Seele: sondern auf dem Wechsel derselben beruht sein berathendes Auge; und nicht ohne Bedacht haben wir deßhalb unsre erste Aufgabe in die Frage verfaßt, wie der Christ diesen Wechsel richtig durchlebe. Kam es ihm aber hierauf ausschließlich an, so blieb nichts anderes übrig, als vor der Hand die Empfindung gänzlich außerhalb der Betrachtung zu verweisen, — die Empfindung, die sich der unmittelbaren Einwirkung so beharrlich entrückt; die Empfindung, die sich steift auf ihre unveräußerlichen Rechte und über ihren Wechsel keine Rechenschaft will schuldig seyn. Kein

andrer Weg, sagen wir, öffnete sich dem Apostel, als sich dahin zurückzuziehen, wohin die Empfindung mit ihren Verirrungen und Uebergriffen nicht reicht, und uns mit seinem Rathe in ein verborgenes Heiligthum zu weisen, in welchem ein ununterbrochener Dienst vollzogen wird. Weil dieser Dienst, wenn er einmal wahrhaft begonnen worden ist, nimmer aufhört und von außen her nicht gestört werden kann; weil er fortgeht, in welche Zustände unser äußeres oder inneres Leben auch gerathen mag, und wie es unsrer Seele immer mag zu Muthe seyn: so kann er um dieser burgartigen Festigkeit willen bestimmend, regelnd, leitend auf alles Andre einwirken und kraft dieser Herrschaft über die Empfindungen und Zustände die volle Einfalt bedingen. Dieß ist der Punkt, um welchen sich unsre Andacht zunächst zu sammeln hat.

„Wir fleißigen uns, wir seyen daheim oder wallen, daß wir Ihm wohlgefallen." Ein Wohlgefalle, welchen der Herr an uns haben soll —: wer will es wagen, diesen Gedanken überhaupt zu fassen; wer hat den Muth, sich dieses Ziel zu stecken! Es liegt so hoch, daß uns schon die bloße Ahnung schwindeln macht, es ruht so tief, daß wir bei allem Graben und Versenken den Anfang und die Wurzel nicht entdecken. Aber heben wir unsre Häupter getrost zu dieser Höhe; von den Bergen kommt uns Hülfe und der Thau der Gnade senkt sich über uns. Sprich nicht in deinem Herzen: wer will hinauf in die Höhe fahren, und wer hinab in die Tiefe? Wonach du ausschauest, das ist dir nahe gebracht, das ist dir erschienen. Christenthum und Wohlgefalle Gottes an der Welt: das steht und fällt zugleich; mit einander war es verhüllt, mit einander ist es offenbart. Was keine Weisheit dieser Welt und keiner ihrer Obersten erdacht, gefunden und errungen hätte, das hat der Herr mit seiner Gnadenhand an's Licht gebracht. Allerdings war es zunächst nur Ein Punkt auf dieser ganzen weiten Erde, auf welchem Gottes Wohlgefalle ruhen konnte; der Eine, den das Wort der Weißagung gewiesen hat: „siehe, das ist mein

Knecht, mein Auserwählter, an welchem meine Seele Wohlgefallen hat", und über welchem dann in den Fluthen des Jordan und abermals auf dem Berge der Verklärung die Stimme vom Himmel verlautete, „das ist mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe, den sollt ihr hören:" aber dieser Eine Punkt war nun der Mittelpunkt für einen Umkreis, auf den ein Strahl von dieser göttlichen Erklärung überfloß; für einen Umkreis, welcher nicht bloß jene kleine auserwählte Schaar beschloß, „der Vater selbst hat euch lieb, dieweil ihr mich liebet und glaubet, daß ich von Gott ausgegangen bin", sondern welcher in dem Lichte des umfassenden Engelgrußes will gezogen seyn, „Friede auf Erden und an den Menschen (den Menschen ohne jede weitere Bestimmung) ein Wohlgefalle." In diesem Kreise nehmen denn auch wir unsern Stand. Nicht im Sinne eines Wunsches, sondern viel vollständiger im Tone des Bekenntnisses singen wir mit einander: ein'n Wohlgefall'n Gott an uns hat, nun ist groß' Fried' ohn' Unterlaß; und auf uns beziehen wir die theuren Klänge des Prophetenwortes: wie sich ein Bräutigam freuet über seine Braut, so freuet sich der Herr über die, so ihn fürchten! Also als eine Gabe beurtheilen wir diesen Wohlgefallen, als eine Gabe, die der Vater uns entgegen bringt, Er, welcher uns zuerst geliebt. Eine Gabe, — aber welche wunderbare Gabe! Freilich eine Gabe, über welche nichts hinausgehen kann; denn innerhalb des gegenwärtigen Lebens beschließt sie alles das, was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat und was in keines Menschen Herz gekommen ist; wer sie gewonnen, der besitzt in ihr die Perle, nach deren Erwerbe der Kaufmann andere nicht mehr sucht. Und doch wieder keine Gabe, deren wir in stiller Freude uns getrösten könnten. Sie giebt wohl Frieden, aber keine Ruhe; sie ist in gleicher Weise eine ausgeschüttete Salbe und doch wiederum ein verzehrendes Feuer. Die Gabe des göttlichen Wohlgefallens empfangen, dahinnehmen, bewahren: das fällt unmittelbar mit dem Grundsatze zusammen, welchen der Apostel dahin ausspricht, „wir fleißi-

gen uns, daß wir Ihm wohlgefallen mögen.“ Wir fleißigen uns: denken wir den Ausdruck durch; er ist es werth; suchen wir den ganzen Umfang des in ihm beschlossenen Gedankens zu ermessen. Das Fleißigen ist zunächst ein Streben, aber ein lebendiges und inbrünstiges; ein Stachel hat dasselbe geboren, wider welchen man nicht ausschlagen kann. Hat man die Gabe im Glauben ergriffen, so zündet sie ein Feuer an, das die Trägheit nicht dämpfen und der Leichtsinn nicht auslöschen mag; sie macht den Menschen brünstig im Geiste. Sehet da den Unterschied zwischen dem Wohlgefallen und der Gnade, wie unzertrennlich auch beide mit einander verbunden seyen; die Gnade giebt dem Müden Ruhe, sie befreit ihn von einem erfolglosen Streben; der Wohlgefalle dagegen reizt und spornt, aufzurichten die lässigen Hände und die müden Knie. Die gewordene Gnade bedingt ein ruheloses Schöpfen aus der erschlossenen Fülle. Also ein Streben ist das Fleißigen. Aber näher, welch' ein Streben? Ein solches, das schlechterdings kein anderes Trachten neben sich gestattet, sondern die Alleinherrschaft in dem inneren Leben in Anspruch nimmt. Was sonst die Seele in Bewegung setzte, das ist vor diesem Streben ebenso gewiß verschwunden, wie alle anderen Güter vor dem Glanze des Wohlgefallens erblichen sind. Nicht die Ehre kann uns noch bestimmen, denn eben dieß ist unsre Ehre; nicht der Ruhm, denn wir setzen ihn hierin; nicht die Freude, denn wir kennen keine andre außer dieser. Und weiter: welch' ein Streben? Ein so ununterbrochenes, daß uns keine Stunde schlägt, daß keine Spanne dieser Pilgerzeit verläuft, die nicht von diesem Streben Zeugniß gäbe, die nicht von ihm den wesentlichen Inhalt empfinge. Da trifft das Wort: ich will meine Augen nicht schlafen und meine Augenlieder nicht schlummern lassen. Da ist kein Sabbath, keine Pause; und wenn es geschähe, daß wir dasselbige Streben bei uns vermisseten, und daß etwa ein fremdes Feuer es verdrängt hätte: rechnet darauf, dann ist der Glaube an den Wohlgefallen Gottes erschüttert oder der Gedanke an

denselben steht nicht klar und hell vor unserer Seele. Wir fleißigen uns, daß wir ihm wohlgefallen. Dünkt es euch eine Abschwächung, eine Verringerung des Ernstes dieser Worte zu seyn, wenn wir uns entschieden dagegen verwahren, als käme es vornemlich auf die äußerlichen Früchte an, die dieser Eifer, dieses Streben trägt, auf Werke der Treue, auf Opfer der Liebe, oder welchen Namen ihr denselben immer geben möget? Die Absicht ist, den Ernst der Sache eben dadurch zu erhöhen! Wir vergleichen das Fleißigen mit der Opferflamme, welche in dem verborgenen Heiligthume des Herzens brennt; wir nennen es den Dienst, der abgesehen von den Erfolgen und Aeußerungen im Wandel, im Geiste unseres Gemüthes getrieben wird, und Gott unmittelbar zum lieblichen Geruche gedeihen soll; und wir berufen uns auf eure eigene Erfahrung von einer inneren angestrengten Geistesarbeit, als dem eigentlichen Leben in unserm Leben, als der wesentlichen Bewegung unseres verborgenen Menschen, die bei aller Unthätigkeit nach außen in der unmittelbarsten Beziehung zu Gott geschieht, und eben deßhalb einen stetigen ungestörten Fortgang nimmt. — Aber hier ist nun der Ort, wo wir mit Erfolg einen schärferen Blick auf diejenigen Laute unseres Abschnitts werfen können, auf die es uns im höchsten Maße ankommt. Wir fleißigen uns, wir seyen daheim oder wallen, daß wir ihm wohlgefallen. Wir seyen daheim oder wallen: — lasset es uns gestehen, daß wir von diesen Worten, je inniger wir uns ihnen hingeben, einen widerstreitenden Eindruck gewinnen. Auf der einen Seite scheint uns der Apostel die verschiedenen Zustände, in welche wir gerathen, zu entrücken; — ob wir daheim seyen oder wallen, das sey eine gleichgültige Sache, darauf komme es nicht an, das sey keine wesentliche Frage, wir wüßten ja, was wir allewege zu thun hätten. Dann aber scheint er sie wiederum sehr bestimmt in den Vordergrund zu stellen, und in dem Tone zu reden: ebensowohl dann, wenn wir daheim seyen, als auch dann, wenn wir walleten, sollten wir den begehrten Fleiß anwenden; so daß mithin diese

Zustände nicht bloß als Unterlage, sondern auch als der Stoff erscheinen, welcher dem Eifer überwiesen sey. Wir brauchen uns zwischen diesen entgegengesetzten Eindrücken nicht zu entscheiden. Hier und dort ist volle Wahrheit. Der Apostel entrückt uns diese Zustände, indem er sagt, daß der Eifer um des Herrn Wohlgefallen durch nichts berührt, gehemmt und unterbrochen werde; aber er stellt sie wieder in den Vordergrund, indem er verlangt, daß sich von jenem unveränderlichen Dienste eine Macht auch über sie ergießen solle. Eben dieß lasset uns weiter verfolgen.

Aber wir müßten den Ausdruck des Apostels, daß wir uns fleißigen, dem Herrn zu gefallen, wir müßten ihn ganz unvollkommen ausgelegt haben, wenn ihr Etwas geringeres erwartetet, als daß sich dieser Fleiß zum Inhalt, ja zum erschöpfenden Gehalte jener verschiedenen Zustände machen solle. Fasset diesen Gedanken; er ist uns keinesweges recht geläufig. Daheimseyn und nach Gottes Wohlgefallen streben, — wie? sind wir da nicht losgesprochen von dem Streben? Ist nicht das Daheimseyn an sich selbst ein Zeichen der Huld und Freundlichkeit vom Herrn, gleichsam der Lohn für ein vorangegangenes wohlgefälliges Trachten? Das ist ebenso wenig der Fall, als das allgemeine Urtheil Wahrheit hat, daß Glück und Heil der sichere Maßstab unseres Werthes sey. „Ich will euch nicht verhalten, liebe Brüder, so schreibt der Apostel an die Corinther, daß unsre Väter sind alle unter der Wolke gewesen, — — aber an ihrer Vielen hatte Gott keinen Wohlgefallen, denn sie sind niedergeschlagen in der Wüste." Sie sind unter der Wolke gewesen, also sie waren daheim, daheim inmitten ihrer Wallfahrt; aber deßhalb waren sie kein Gegenstand des Wohlgefallens. Und denken wir an die selbsteigene Erfahrung des Apostels, an den Augenblick seines Lebens, wo er im strengsten Sinne daheim war, — er selbst gesteht, er wisse nicht, ob er im Leibe, oder außer dem Leibe gewesen sey, als er Worte vernahm, die kein Mensch aussagen könne —: war das der Augenblick, da sich die volle Klarheit Gottes auf seinem Angesichte spiegelte, wo er sich wußte

als den Gegenstand des unbedingten väterlichen Wohlgefallens? Er hat es nicht so angesehen, sein Urtheil lautete ganz anders! Aber dennoch: daheim seyn und nach Gottes Wohlgefallen streben; — erscheint das nicht als Unnatur? Sind wir nicht daheim zum Feiern und Ruhen? geladen und berufen zum Genuß? sollte es da nicht vornemlich gelten: sehet und schmecket, wie freundlich der Herr ist? Kann es, darf es verdächtigt werden, wenn ein David singt: hier ist meine Ruhe ewiglich; hier will ich bleiben, denn hier gefällt es mir gar wohl? Wohlan, wir wissen wohl zwischen einer falschen irdischen Genußsucht, die das Leben durch Genießen auszukaufen sucht, und zwischen dem erquickenden, erfrischenden Genuß der Huld und Nähe des Herrn zu unterscheiden; und wir bezweifeln es nicht, daß wir Ihm im Genuß und durch denselben wahrhaft wohlgefallen können. Der seine milde Hand aufthut und sättiget Alles was lebet mit Wohlgefallen, der schaut in Gnaden auf die hernieder, welche fröhlich sind in seinem Lichte. Aber darum bleibt es gleichwohl unverrücklich stehen, der eigentliche Inhalt des Daheimseyns darf doch niemals das Genießen, sondern lediglich das Streben nach dem Wohlgefallen Gottes seyn; dieß muß auch da die Seele unserer Bewegung, dieß der Gedanke seyn, der alles andere beherrscht. — Es könnte scheinen, daß wir uns der Beleuchtung des zweiten Falles, wir seyen daheim „oder wir wallen", völlig überheben dürften, sofern von allen Seiten her der Psalmenbitte, „Herr, lehre mich thun nach deinem Wohlgefallen", ein williges Amen entgegentöne. Aber gerade diese Beziehung schließen wir heute entschieden und beharrlich aus. Denn nicht in dem Sinne redet unser Apostel von der Wallfahrt, als sie den Lauf unseres Berufs, die Stätte unsrer Pflichten und Verrichtungen bezeichnet, sondern gegenüber dem Daheim betrachtet er sie als die Zeit des Druckes und der Schmerzen. Schon recht, man räumt es auch in dieser Hinsicht ein, hier sey ein Streben nach dem Wohlgefallen Gottes an seinem rechten Ort. Wie leicht, so spricht man, kann der

Mensch unter der Last seiner Pilgerschaft den heiligen Geist betrüben; und wie ist es so hochnöthig, daß er in dieser bösen Zeit wache und kämpfe, um auf der schmalen Bahn der Wahrheit zu verharren. Aber lasset euch fragen: was versteht ihr unter dieser rechten Bahn? Sehet ihr die Menschen unter solchem Drucke seufzen, bangen, zagen, oder findet ihr sie ergriffen von einer brennenden Sehnsucht nach baldigem Umschwunge: so nennet ihr das einen Irrweg. Und treffet ihr dann auf Andre, die sich in Geduld und Ergebung beugen und stille halten: so rühmet ihr freudig, daß sie sich auf rechter Straße bewegen. Aber ich sage euch, es giebt ein Klagen, Bangen, Sehnen, welches dem Verwerfungsurtheil nicht verfällt. „Wie ist mir doch so bange; wie ist meine Seele so betrübt": so hat der Anfänger und Vollender unseres Glaubens gesprochen; und seinem Jünger sollte eine ähnliche Klage zum Vorwurf gereichen? „Wir sehnen uns und sind beschwert", so schreibt unmittelbar vor unserem Abschnitt der Mann, deß wir nicht werth sind seine Schuhriemen aufzulösen; und wir müßten uns einer gleichen Stimmung schämen? Und wiederum giebt es eine Geduld und Ergebung, welche aus Schlaffheit und Schwachheit geflossen weder einen Werth vor Gott noch auch vor Menschen hat. Was also folgt? Wie wir daheim nicht den Genuß zum Hauptstück erheben dürfen, so auch im Wallen nicht den Schmerz; sondern wie wir daheim uns fleißigen, dem Herrn zu gefallen, so soll dieß Streben auch im Wallen die Kraft unserer Bewegung und unser einiger Leitstern seyn. Aber nicht wahr, in diesem Falle würde sich durch unser ganzes Leben, wir seyen daheim oder wir wallen, ein goldener Faden hindurchziehen, an dem sich Alles herrlich an einander reiht; es würde daherfließen wie ein Strom, der allezeit dasselbe Bild von uns zurückstrahlt, des Gottes Kinder offenbarend, bei welchem weder eine Veränderung noch auch ein Wechsel ist. Und mag es dann geschehen, daß wir den Menschen nicht alsbald und überall durchsichtig sind, daß sie sich nicht immer in uns finden können, — „dem Herrn",

so spricht der Apostel, „sind wir offenbar, wir hoffen aber, daß wir auch in eurem Gewissen offenbar werden." — So scheint es, daß wir zu einem Punkte hindurchgedrungen sind, auf welchem wir beruhen könnten, und wo nichts weiteres übrig bliebe, als daß wir die Betrachtung in die gegenseitige Erweckung auslaufen lassen: so wollen wir denn allesammt und immerdar Fleiß anthun, dem Herrn in dieser Weise zu gefallen. Aber jetzt lassen es die Worte wirklich noch nicht zu, die Spitze der Ermunterung gegen uns selbst zu kehren. Die Form, in welcher sie auftreten, der Chor, in dem sie gehen, weist unsrer Andacht fast gebieterisch zuvor noch eine andre Richtung an. „Wir fleißigen uns": — also nicht eine Ermahnung, sondern eine Thatsache spricht der Apostel aus; und eingeleitet hat er dieselbe durch den Siegesruf: wir sind getrost, wie heiß wir uns auch sehnen, — ganz wie er anderweitig sagt: in dem allen überwinden wir weit. Und wie schließen wir nun? Daß wir mithin durch das ununterbrochene Streben nach dem göttlichen Wohlgefallen den Wechsel unseres Pilgerlaufs siegreich beherrschen, und selbst die Empfindung in diesen Sieg gefangen nehmen!

Es giebt verschiedene Weisen, in welchen wir uns hierüber verständigen könnten: wir geben Einer unter denselben den Vorzug, nicht weil gerade sie das hellste Licht über den Gegenstand verbreitete, sondern weil sie der unmittelbaren Erfahrung entnommen ist. Wir setzen also das Streben nach dem göttlichen Wohlgefallen in einer Seele voraus; — wollet es nun verfolgen, wie ihrer alsdann nicht bloß die gleichen Empfindungen — sowohl daheim als auch im Wallen — mächtig werden, sondern wie sogar — ganz gegen die Erwartung — ein Gefühl des Druckes, wo wir der reinen Freude, und wiederum ein fröhlicher Aufschwung Statt findet, wo wir der tiefsten Beugung uns versehen möchten.

Daheim zu seyn bei dem Herrn, von seinem Angesicht, von seinen Augen angestrahlt zu werden: wahrlich das ist ein

Grund zur Freude und zur Feier, — wenigstens für Alle die, welche auf die euch bekannte Frage die wohllautende Antwort ertheilen können: Herr, du weiß'st alle Dinge, du weiß'st, daß ich dich lieb habe. Aber ist nun diese Erfahrung ein Vorschmack von der Einkehr zu der ewigen Ruhe, die dem Volke Gottes behalten ist, verhält sich Beides etwa zu einander wie das Gleichniß von dem Knechte, welcher am Abend vor seinem Herrn erscheint, nachdem er den Tag hindurch die empfangenen Aufträge vollzogen hatte, sich zu dem Psalmenbilde verhält, da die Gefangenen Zion's endlich ihre Garben bringen: o so tritt das Daheimseyn — ich sage nicht in ein trübes — nein wahrlich nicht — wohl aber in ein sehr ernstes Licht. Können und dürfen wir uns die ewige Heimkehr nicht anders denken, als wie der Apostel sie im weiteren Verlaufe des heutigen Ausspruchs darstellt, — „denn wir müssen alle offenbar werden vor dem Richterstuhle Christi, auf daß ein Jeglicher empfange nach dem er gehandelt hat": so müssen wir auch das Vorbild als eine Rückkehr nach vorausgegangener Sendung zum Zwecke der Verantwortung betrachten; — wir treten daheim dem fragenden Blicke des Herrn gegenüber! Aber da wird das Gefühl seines Wohlgefallens wohl kaum unsere ausschließliche Empfindung seyn, und ebensowenig ein Freudenausbruch der nächste und natürlichste Erguß. Auch daheim wird uns die Beugung überkommen; und ist sie freilich von ganz anderer Art, als der Druck des wallenden Pilgers, so steht sie ihm in Hinsicht auf den Grad und auf die Tiefe schwerlich nach. Kann doch der Herr dem heimkehrenden Knechte nicht immer den Gruß entbieten: frommer Knecht, du bist getreu gewesen; und sind wir selbst doch nicht allezeit in der Lage, uns das Wort dieses Willkommens anzueignen; auch im günstigsten Falle wissen wir uns mancher Untreue schuldig, und daheim vor seinem Angesichte kommt alles dieß — ich sage nicht, zur Sprache, denn das geschieht erst an dem letzten Tage, wohl aber uns selbst zum klaren Bewußtseyn. Ja sollte es einmal so seyn, daß wir wirklich alles

gethan hätten, was uns befohlen worden war: so würde auch dann das unabweisliche Bekenntniß, „Herr, wir sind nutzlose Knechte, wir haben nur gethan, wozu wir verbunden waren", in Herzensbeugung ausgesprochen werden müssen. Allerdings in eben dieser Beugung werden wir Ihm wohlgefallen, Ihm, welcher den Demüthigen Gnade giebt und der sie erhöht. Denn ist es wahr, was der Bußpsalm singt, „die Opfer, die Gott gefallen, sind ein zerschlagener Geist und ein geängstetes Herz": so ist die göttliche Erhörung der Bitte gewiß, „reich deinen Scepter meiner Seele, die sich wie Esther vor dir neigt und ehrerbietig dir sich zeigt, — sprich: ja, du bist's, die ich erwähle." Allein woraus fließt denn die Freude, oder der Genuß, oder wie ihr sonst die wohlthuende Empfindung nennen möget, — fließt sie aus der Stätte des Daheim, aus der unmittelbaren Nähe des Herrn? Geht sie nicht vielmehr lediglich von dem erfahrenen Wohlgefallen Gottes aus? Und nun lasset euch fragen, ob nicht hierdurch die Kluft zwischen dem Daheim und dem Wallen selbst für die Empfindung ausgefüllt erscheint, ob nicht alsdann der goldene Faden, welchen wir aufgewiesen haben, auch Leid und Freude in seinen sicheren Sieg beschließt!

Machen wir die Probe auf der anderen Seite; sie wird auch da das gleiche Ergebniß bewähren. Ein Wallen läßt sich allerdings ohne den begleitenden Schmerz und Druck nicht denken, es würde sonst aufhören, ein solches zu seyn; — „wehe mir, daß ich wohnen muß in fremdem Lande": dieser Ausruf ist die unmittelbarste Frucht der Pilgerlippen. Aber lasset uns nun den Fall setzen, daß uns in unserem Wallen der Fleiß beherrsche und bestimme, dem Herrn zu gefallen: so wird die Empfindung des Druckes nicht nur von einem Wohlgefühl durchzogen seyn, sondern sie wird ganz eigentlich in dasselbe umschlagen. Davon schweigen wir, daß dann von selbst jene bedenklichen Erschwerungen unseres Laufes hinwegfallen, welche anderweitige Bestrebungen bedingen, daß also Der, welcher nur dem Herrn, nicht Anderen, nicht sich selbst zu gefallen sucht, eben dadurch

eine ebene Bahn für seinen Fuß gewinnt, — das Höckrichte ist schlecht geworden und tausend äußeren und inneren Verwickelungen ist der Zugang abgeschnitten; — davon schweigen wir. Aber darauf müssen wir beruhen, daß ein wahrhaftiges Streben nach dem göttlichen Wohlgefallen, ganz abgesehen von dem ewigen Erfolge, unmittelbar von demselben mitfolgenden Frieden begleitet wird, welchen Alle, die da Leide tragen, ohne Rücksicht auf die Verheißung des künftigen Trostes genießen. Lasset uns nur auf das zurückgehen, wovon wir den Ausgang genommen haben. Stände es um den Fleiß, von welchem der Apostel spricht, wie etwa um das Trachten nach den hohen Dingen dieser Welt: dann freilich ließe sich ein Wohlgefühl bei dieser Lebensrichtung nicht erwarten. Ein Streben, dessen Erfolg rein in der Zukunft, zudem in einer ungewissen Zukunft liegt, welches mithin aufs Mildeste gesagt der Möglichkeit des Endurtheils verfällt, „als ich besahe alle meine Mühe, da war alles eitel und kein Gewinn", — das schließt den Frieden und Genuß entschieden aus. Aber von Anfang an haben wir es ja betont, daß der Wohlgefalle Gottes eine Gabe sey, die seine Gnade uns in unseren Schooß gegeben habe; der Fleiß, Ihm zu gefallen, ist mithin kein Laufen als auf das Ungewisse, kein Streicheführen in die Luft, sondern ein Dahinnehmen, Bewahren, Genießen des schon dargebotenen Geschenks. Er ist kein Säen unter schmerzlichen Thränen, keine Bewegung auf einem Dornenwege; und wenn wir unter Thränen säen, und wenn wir auf den Dornen wandeln, so hat dieser Schmerz in dem Wohlgefallen Gottes, dessen wir theilhaftig worden, die Freude bei sich selbst. Und eben darum ist das Wallen keine bloße Beugung, sondern eine wahrhaft selige Empfindung ist ihr beigemischt. Sehet aber da den Wechsel ausgeglichen selbst für die Empfindung, so daß der Christ, indem er fleißig ist, dem Herrn zu gefallen, denselben königlich beherrschen kann. Er gedeiht ihm zu jenem Eingehen und Ausgehen, das der Herr von den Schafen seiner Weide rühmt; und auch in dieser Hinsicht macht er also

eine Probe von der Wahrheit: es ist Alles euer, sowohl das Gegenwärtige als auch das Zukünftige.

Und hier wäre denn nun der Ort, wo wir den Ton der Rede anschlagen könnten, welchen wir vorhin noch abgewiesen und aufgeschoben haben, den Ton der brüderlichen Erweckung. Aber nicht wahr, — ist dem so, wie wir es zuletzt erkannt, daß das christliche Gemüth kraft des Strebens nach dem göttlichen Wohlgefallen zu einer Herrschaft über jeden Wechsel des Pilgerlaufs gelange, so mahnt ein solches Kleinod durch sich selbst und läßt jeden weiteren Sporn als entbehrlich erscheinen. Nur einem engeren Kreise unsrer heutigen Gemeinschaft drängt es uns diesen Stachel mit Worten ausdrücklicher Bitte in die Seele zu senken. Als wir die Worte des Apostels zuerst vernahmen, da trat uns die Beziehung derselben auf den Wechsel entgegen, welchen unsre Jugend jetzt in ihrem äußeren Leben erfahren hat. Nehmen wir diesen Gedanken gegenwärtig wieder auf: so wird es nun nicht mehr als eine zufällige, äußerlich herbeigezogene Anwendung, sondern als eine wohlbegründete Ermahnung erscheinen, daß ihr, meine theuren jüngeren Freunde, wenn ihr am Schlusse des heut begonnenen Abschnittes wieder scheidet, daß ihr da dieses Heimgehen als eine Heimkehr zum Herrn ansehen möget, zu dem Herrn, der Rechenschaft von euch fordert, und daß ihr in der Erwartung dieser Verantwortung euch fleißiget, ihm alsdann zu gefallen. Daß doch überhaupt dieser Gedanke an den göttlichen Wohlgefallen hell und klar in eurer Seele leuchtete, damit er ein Licht auf eurem Wege und die Leuchte eures Fußes sey! Wie vermag er alles dasjenige zu adeln, zu heiligen und zur wahren Verklärung zu bringen, was des Jünglings Schmuck und Schöne ist! Jugendliche Begeisterung, jugendliche Ideale, sie haben einen guten Klang; aber zum bleibenden Segen gedeihen sie doch nur durch die befolgte Weisung des Apostels. Der Ausdruck des Urtextes, welchen unsre deutsche Bibel durch das Fleißigen gedeutet hat, heißt strenger: darin suchen wir unseren Ruhm, unsre Ehre, das be-

geistert uns, das ist unser Ideal. Ja es giebt keinen höheren Gegenstand der Begeisterung, es giebt Nichts, was sie in dem Grade wecken, rege und wach erhalten könnte, als der Wohlgefalle Gottes. Und seid ihr gekommen, hier Männer zu werden im wahren, besten Sinne des Worts: das Streben nach dem Wohlgefallen Gottes ist die rechte Schule für die Bildung des Charakters. Habt ihr dieselbe hier durchlaufen, — gehet dann getrost den Wechselfällen des späteren Lebens entgegen. Dann liegt vor euch eine ebene Bahn, euch erwartet die Wolkensäule daheim, die Feuersäule im Wallen, und rechnet darauf: ihr werdet bleiben im Hause des Herrn immerdar. Amen.

Schlafen und Wachen.

In der Festzeit des Advent.

Hohelied Salomonis Cap. 5. V. 2.

„Ich schlafe, aber mein Herz wachet."

Darüber kann kein Zweifel seyn, daß der Spruch, in welchem hier die Braut von dem Geheimniß ihres inneren Lebens Zeugniß giebt, der Nerv und wesentliche Inhalt, ja selbst der Schlüssel zu der wohlbekannten Gleichnißrede sey, die unser Herr und Heiland Jesus Christus bei dem Abschlusse seines Lehrgeschäfts auf Erden der harrenden Gemeinde als ein tröstendes und stärkendes Vermächtniß hinterlassen hat. Die Jungfrauen, welche nach der Darstellung desselben ihre Lampen nahmen und gingen aus dem Bräutigam entgegen, sie sind dieselbe Braut, aus deren Munde wir das Wort des heutigen Abschnitts vernehmen; und lesen wir, daß bei dem längeren Verzuge des Erwarteten zwar Alle schläfrig wurden und entschliefen, daß aber die klugen unter ihnen vorsorglich auf die Zukunft Bedacht genommen hatten: was ist das anderes, als das hier verlautende Bekenntniß, — nur in Geschichte und im Bilde ausgeprägt. Es wird uns leicht, den Grund zu erkennen, aus welchem die Kirche diese Gleichnißrede für den Schluß des Kreislaufs ihrer feiernden Bewegung verordnet habe. Hat sie den Herrn von seiner Krippe bis zu seinem Abschied von der Erde vor unseren Augen verklärt, so bleibt ihr nur noch das Geschäft, dem Engelworte ihren Mund zu leihen: dieser Jesus wird wiederkommen, wie ihr ihn gesehen habt gen Himmel fahren. Und war sie treu im

Haushalt über die empfangenen Geheimnisse, so bricht sie am Ende ihrer Verwaltung von selbst in die Worte des Apostels aus: ihr seid reich geworden an allen Stücken, an aller Lehre und an aller Erkenntniß, und habt keinen Mangel an irgend einer Gabe, und wartet auf die Offenbarung des Herrn Jesu Christi. Will sie aber ihre Stimme zu einer letzten Tröstung oder zu einer letzten Ermahnung erheben: womit anders könnte sie trösten, als mit der Hinweisung auf das Licht, welches an einem finsteren Orte scheine, bis der Tag anbricht und der Morgenstern aufgeht; und womit anders ermahnen, als mit dem Rufe: so seyd nun wacker allezeit, auf daß, wenn Er geoffenbaret wird, ihr Freudigkeit habet und nicht zu Schanden werdet vor Ihm in seiner Zukunft. Aber ihr lasset es euch nicht befremden, wenn wir denselben Gedanken, in welchem das dahingeschwundene Kirchenjahr seinen Abschluß fand, auch wiederum am Morgen des Advent zum Gegenstande unserer Feier wählen. Selbst dann dürftet ihr ihn nicht als einen Mißton in dem allgemeinen Hosianna und als unvereinbar mit den Freudenpsalmen dieser Wochen beurtheilen, wenn er sich, wie in dem Gleichniß Jesu Christi, mit der Ermahnung zu uns wendete: darum wachet, denn ihr wisset weder Tag noch Stunde, in welcher des Menschen Sohn kommen wird. Denn der Jubel, wie er in dem Evangelio ertönt, ist an sich selbst die Stimme der Posaune: wach' auf, du Stadt Jerusalem; und gleicherweise heischt die heutige Festepistel ausdrücklich unser Aufstehen von dem Schlafe. Ja erglänzt der Advent schon von der Morgenröthe weihnachtlicher Freude, so senkt selbst diese einen solchen Stachel in das Herz; denn — „es ist erschienen die heilsame Gnade Gottes allen Menschen, — und züchtiget uns, zu warten auf die Erscheinung des großen Gottes und unseres Herrn Jesu Christi.“ Aber wir bekennen es frei, unmittelbar dieß Ziel im Auge zu behalten und zu verfolgen: dazu sind wir dem ausgewählten Abschnitt gegenüber außer Stande. Als Weckruf tritt er doch nicht auf, sondern er schildert einfach eine

innere Verfassung; und nicht wahr, den Eindruck haben wir davon hinweggenommen, nicht allein die Beschreibung sey von dahinnehmender Schönheit, holdselig anzuhören, sondern die geschilderte Stimmung und Stellung selbst erscheine als die wahrhaft wohlgeordnete und gesunde. Wir lassen uns diesen Eindruck durch die Einwendungen und Bedenken nicht entwinden, die euch eine oberflächliche Prüfung vielleicht ergeben mag. Die Braut spricht: ich schlafe, aber mein Herz wachet. Allerdings, nicht ohne einen Schein des Rechts könntet ihr die Vermuthung hegen, daß sie in Demuth ihrer Schwachheit geständig sey, und also etwa in dem Tone rede, in welchem des Apostels Worte gehen: wir haben solchen Schatz in irdischen Gefäßen, auf daß die überschwängliche Kraft Gottes sey und nicht von uns. Allein wenn der Herr in dem Gleichniß ausdrücklich erzählt, daß auch die klugen Jungfrauen entschlafen seyen, ohne daß er eine Rüge gegen sie erhebt, ohne daß sie der ewigen Freude irgendwie verlustig gehen, ja wenn er sie ungeachtet ihres Schlummers als Muster echter Wachsamkeit gezeichnet hat, — so halten wir es unbefangen fest: wie sich die Braut in diesen Worten äußert, so ist es recht, so soll es seyn; es ist kein schmerzliches, beschämendes Geständniß, es ist ein schönes und erwecklichen Bekenntniß. Wohlan, so wird es sich an demselben lernen lassen, worin die wahre Wachsamkeit des Christen stehe, und dieß ist unser erstes und hauptsächliches Geschäft. Aber wir können nach der Vollziehung desselben noch nicht ruhen. Ist es doch die Braut, die dieß Bekenntniß ablegt; wir Alle aber rechnen uns zu ihr; was sie bezeugt, muß also auch die Rede unseres Mundes und das Gespräch unseres Herzens seyn: darum stehen wir hier vor einem Spiegel, in dem wir unser Angesicht beschauen. Und daß wir nicht bald wieder vergessen, wie wir gestaltet sind, sondern einen Rath und eine Macht gewinnen, die uns zum bleibenden Gewinn gedeihe: das ist der Zweck, zu welchem wir

das Adventsbekenntniß der Braut

mit einander betrachten wollen. Wir suchen erstens seine urbildliche Schönheit; und zweitens seinen vorbildlichen Werth zu erkennen.

Gestehen wir es zu, es tritt in der That eine Verlegenheit ein, wenn es gilt, den Eindruck zu rechtfertigen, den wir unmittelbar von dem Bekenntniß der Braut empfangen haben. Der Ausdruck, welcher an der Spitze steht, hat nirgends in der Bibel einen guten Klang; und der Versuch, denselben zu verklären, scheint lediglich auf einen falschen trügerischen Glanz beschränkt zu seyn. Der Schmerz des Herrn im Hinblick auf die schlaftrunkenen Jünger; sein umfassendes Gebot: was ich euch sage, das sage ich Allen „wachet"; die Mahnung des Apostels, „die Nacht ist vergangen, der Tag aber herbeigekommen: so lasset uns nun nicht schlafen wie die Anderen, sondern wachen und nüchtern seyn", — das Alles nimmt dem Schlafe mit unerbittlicher und uneingeschränkter Entschiedenheit sein Recht und seinen Raum. Und duldet die Klage jenes Psalms über die Vergänglichkeit des Lebens, „du lässest sie dahin fahren wie einen Strom und sind wie ein Schlaf", wohl auch die Deutung, daß sich die Menschen tragen lassen von des Lebens Welle und träumend dahingehen durch ihr schattenhaftes Daseyn: — wer möchte nicht die leiseste Verwandtschaft mit dem Bilde vermeiden und jeder Anwandelung des Schlafes einen mannhaften Widerstand entgegensetzen! „Ich schlafe", — das ist allerdings nur der Anfangslaut des Bekenntnisses, und das hinzugefügte Aber giebt demselben seine Begrenzung. Allein wie wir diese Grenze auch fassen mögen, immer bleibt uns ein Bedenken zurück, und eine sonderliche Schönheit findet unser Auge aus den Worten nicht heraus. Ist das der Sinn, daß auf durchträumte Perioden auch wieder Zeiten eines ernsten angespannten Wachens folgen? Das wäre doch kein Ersatz für die verlorene Zeit und die versäumte Pflicht; und mag auch die Gnade des Herrn die vorgekommene Schwachheit übersehen, — mit Wohlgefallen könnte darum Niemand auf dem Ganzen ruhen.

Oder ist das die Meinung, daß sich Schlafen und Wachen in ähnlicher Weise zusammenschließen, wie nicht selten Schmerz und Freude Elemente Einer und derselben Stimmung sind? O solch' ein halbes Schlafen, halbes Wachen, — das haben die Gefangenen Zions doch wohl nicht gemeint, als sie sangen, wenn der Herr sie erlösen werde, dann würden sie seyn wie die Träumenden! Was sollen wir sagen? Wir halten gleichwohl den empfangenen Eindruck fest. Und wie dünket euch? Wenn sich nun das Wachen, welches die Braut von ihrem Herzen aussagt, als ein so umfassendes und vollständiges erweist, daß wir nichts von alle dem vermissen, was zum Wesen wahrer Munterkeit gehört; und wenn sich wiederum der Schlaf, welchen sie unbefangen von sich eingesteht, nicht auf Kosten der Wachsamkeit, sondern auf ihrem Grunde geltend macht, wenn er dieselbe nicht aufhebt und beschränkt, sondern sie voraussetzt und erhält: sollte dann nicht der Duft wie einer ausgeschütteten Salbe von dem also lautenden Bekenntniß ausgehen? Lasset uns das miteinander durchdenken und durchempfinden!

Nicht bloß beginnen müssen wir mit der Betonung des Umstandes, daß die Braut von ihrem Herzen rühmt, es wache, sondern dieser Anfang muß zugleich die Mitte und das Ende der Erwägung seyn. Denn eben wo das Herz von keinem Schlummer weiß, da ist das Wachen überhaupt ein echtes und vollkommenes. Aber heute dürfen wir uns nicht in die allgemeine Erinnerung verlieren, daß das Herz vor Gott von einem sonderlichen Werthe sey. Allerdings ist es ein Gotteswort, das an den Samuel erging, „der Mensch siehet was vor Augen ist, aber der Herr siehet das Herz an"; allerdings ist es keine menschliche, sondern die leibhaftige, ewige, himmlische Weisheit selbst, welche bittet und ermahnt, „gieb mir, mein Sohn, dein Herz, und laß deinen Augen meine Wege wohlgefallen": allein das alles könnte uns weit eher zu dem Vorsatze gedeihen, über das Herz zu wachen und der Forderung nachzukommen, „bewahre dein Herz mit allem Fleiße, denn daraus gehet das

Leben", als zu der Anerkennung, daß sein eigenes Wachen von so hoher und weitgreifender Verheißung sey. Schließen wir uns vielmehr an die allerschlichteste Erfahrung an. Das hat sie uns ja ergeben, daß das Herz zum Wachen wie geschaffen sey, daß es von Hause aus die rechten Eigenschaften dazu habe, daß selbst seine Schwächen dazu dienlich sind. Lasset uns vor allen Dingen fragen: was heißt denn „wachen"? Es ist ein Zwiefaches, das wir von einander unterscheiden, dann aber wieder zusammen fügen. Es giebt eine Wachsamkeit nach innen, welche hütet und sorgt, daß nichts in den Haushalt unseres Lebens eingehe, und nichts von demselben ausgehe, wovon wir nicht wüßten, wozu wir nicht ausdrücklich unsre Zustimmung ertheilt hätten. Aber es giebt auch eine Wachsamkeit nach außen, die kommen sieht, was sich ereignen will, um auf den Eintritt der Begebenheit gefaßt zu seyn. Der Wächter steht an der Pforte; aber sein Standort ist auch auf der Warte. Thürhüter nennt der Heiland seine Knechte, die er mit dem Auftrage zurückließ, daß sie wachen sollten, bis daß er wiederkehre; aber wachen sehen wir auch den Propheten, als er auf der Spitze des Carmel der Wolke am Horizonte harrete, und wachen den Hüter, den die Stimme aus Seir fragt: Hüter, ist die Nacht schier hin? Hüter, ist die Nacht schier hin? Entscheidet nun selbst, ob nicht das Herz in beiderlei Beziehung zum Wachen wie berufen sey, ob es sich nicht von selbst, auch ohne empfangene Aufforderung, zu dieser Thätigkeit verstehe. Ja es gleicht dem Pförtner an des Hauses Thür! Was eingehen will, was ausgehen soll, es muß vorbei an diesem Wächter, und wird von seinem Auge wahrgenommen. Nichts kann sich einschleichen, ohne daß er es bemerkte, nichts sich hinaus stehlen ungesehen von ihm. Das Herz nimmt an, das Herz weist ab. Darum wendet sich nicht bloß die Gnade von oben an die Herzen, sondern auch der Widersacher sucht die Herzen zu bethören, zu bezaubern; hier ist der Anfang alles Heils, und hier der Anfang alles Verderbens. Man spricht von unbewußten

Eindrücken, welche wir empfangen, von einer Saat, von welcher Niemand Etwas spüre und welche deßhalb, wenn sie aufgegangen, Erstaunen und Verwunderung errege. „Meister, hast du nicht guten Samen ausgesäet auf deinen Acker, — woher hat er denn das Unkraut?" „Das hat der Feind gethan, dieweil die Leute schliefen." Und wiederum: „woher kommt ihm das? solche Weisheit, solche Thaten, solche Kräfte?" „Den Seinen giebt es der Herr im Schlafe." Aber Eines hat davon gewußt, hat es gewollt und geduldet, — das ist das Herz! Was eingeht, geht mit seinem Wissen ein. Und nicht minder das, was ausgeht. Du redest nichts, du wirkest nichts, wozu nicht dein Herz sein Ja und Amen gäbe. Aus dem Herzen gehen die argen wie die guten Gedanken, die sich in Worte und in Werke kleiden. Man spricht wohl manches unbedachte Wort; man thut wohl manches unbesonnene Werk; es ist nicht alles eine reife Frucht der Lippen und der Hände; — aber von dem Herzen unbemerkt und ohne dessen wirkliche Erlaubniß geht weder das flüchtige Wort, noch auch die schnelle That von unserem inneren Haushalt aus. — Das Herz gleicht wiederum dem Hüter, der von der Warte ausschaut in die Zukunft! Nennt es der Prophet ein trotzig' und verzagtes Ding, — so lasset uns einmal von der Rüge absehen und nur das festhalten, worauf dieselbe ruht. Das aber ist einerseits die stetige Bewegung, welche Tag und Nacht fortgeht und nicht eher zur Ruhe kommt, als bis der Herzschlag stille steht im Tode; und andererseits ist es die unabläßige Richtung auf die Zukunft, da bald die Furcht zur Verzagtheit, bald die Festigkeit des Fleisches zum Trotze gedeiht. So ist mithin das Herz zum Wachen wohlgeschickt. Zum Wachen überhaupt, — ja wohl! Aber auch zu demjenigen Wachen, welches sich gegenüber dem Herrn gebührt? zu dem Wachen nach innen, daß es nichts einlasse, als was Ihm wohlgefällt, und nichts ausgehen heiße, als was die Probe seines prüfenden Blickes besteht, — damit er, wenn er erscheint, eine wohlgeschmückte Stätte finde? und zu dem

Wachen nach außen, daß es wirklich darauf harre, Ihn zu empfangen, ohne dereinst der Empfindung verfallen zu können, er sey erschienen wie ein Dieb in der Nacht? Zu diesem Wachen ist das Herz von Hause aus nicht tauglich. Von Natur gleicht es weder dem weisen Pförtner, — denn es läßt ein und aus nach eigenem Gefallen und Behagen, nach Launen und nach Vorurtheilen, — noch auch dem treuen Hüter, denn es schaut nach dem und jenem aus, nur aber nicht nach Jesu Christi Wiederkunft. Allein nicht von dem Herzen überhaupt ist hier die Rede, sondern lediglich von dem Herzen der Braut. Wir dürfen uns des Geschäfts überheben, das Bild desselben näher zu entfalten; ihr kennet die Macht, welche es beherrscht und erfüllt, — es ist die Liebe zu dem Bräutigam! Lasset es uns statt dessen um so eingehender erwägen, wie diese Liebe den Beruf, den die Natur dem Herzen verliehen hat, zu adeln und zu heiligen vermag. Wie so treu behütet sie des Hauses Pforte! Unerbittlich weist sie ab was den Eingang erzwingen oder ihn erschleichen will; unwiderstehlich drängt sie hinaus was die Trägheit zurückbleiben heißt. Was man der Liebe nachsagt, sie sey oft blind und lasse sich leicht bethören; sie sey oft schwach und lasse sich schnell bestimmen, — das mag von jeder anderen Liebe gelten, nur von der Liebe zu dem Heiland gilt es nicht. Was ihr immer entgegentrete, in wie lieblicher Gestalt, in welcher verheißungsreichen Weise, — sie sieht klar, sie fühlt fein, sie ist unbestechlich, und viele tausend Silberlinge würden ihr vergeblich angeboten werden. Eins ist ihre Sorge, — nichts zu empfangen und bei sich zu dulden, was den kommenden Bräutigam erzürnen könnte; nichts aber zu unterlassen und zu versäumen, was der Erscheinende vermissen würde. Und ebensowenig könnte sie je den ausschauenden Blick in die Zukunft verleugnen. Sie ist ja Braut und nur noch Braut, ihre Sehnsucht also ist Vereinigung; sie müßte ihres Namens vergessen, in ihrer Empfindung aufhören zu seyn, was sie heißt, wenn nur Ein einiger Tag, ja wenn nur Eine

Stunde schlüge, wo der Gedanke Maranatha sie verläßt! Summa: wacht nur das Herz, das Herz der Braut, das von der Liebe zu dem Bräutigam getragen wird, so ist das Wachen ein wahrhaftes und vollkommenes, und das Gebot des Herrn ist seinem ganzen Umfange nach erfüllt.

Aber gerade die Sicherheit, mit welcher wir dieß Ergebniß gezogen haben, bedingt die bedenkliche Frage, ob nicht eben dadurch der Zauber der Schönheit, welcher das Bekenntniß der Braut umfließt, zum größten Theil vernichtet sey. Ist es nicht so, und muß es nicht so seyn, daß solch' ein Wachen allen Schlaf, und ihn in jeglicher Gestalt verscheucht; daß uns mithin kein Augenblick mehr kommt, wo seine Arme uns umfangen? Fragen wir bestimmter. Wenn also die Vorstellung diese ist, daß das Herz für uns und über uns wache, daß wir uns getrost dem Schlummer überlassen, weil dieser zuverlässige Hüter vorhanden sey: so wollen wir uns einmal über das Bedenken hinwegsetzen, daß wir doch nur Einem dieß Vertrauen schenken könnten, dem Hüter Israels, der nicht schlummert noch schläft, von dem daher der Psalm mit Recht gesungen hat, „wo der Herr nicht die Stadt behütet, so wachet der Wächter umsonst", — was aber könnten wir alsdann von dem wachenden Herzen noch unterscheiden? was dürfte sich der Ruhe dahingeben? Sollte das Auge schlafen, sollten die Augenlieder schlummern dürfen? Hinweg mit dieser, der seichten Erwägung sich darbietenden Vermuthung! Zwar kennen wir einen Fall in der heiligen Geschichte, wo die Jünger unter einander sprachen: brannte nicht unser Herz in uns, da er mit uns redete auf dem Wege und legte uns die Schrift aus, — während ihre Augen wie von einem Schlaf gehalten waren. Aber wie richtet gerade da der Herr? Ihr Thoren und trägen Herzens, zu glauben dem, das die Propheten geweißagt haben! Oder was sonst sollte schlafen? Läßt das Herz, das in Liebe und um der Liebe willen wacht, irgend Etwas an uns in träger Ruhe? setzt es nicht Alles an uns in Thätigkeit, ohne daß irgend eine unserer

Kräfte nur zu Odem kommen könnte? Ist nicht die Liebe von ganzem Herzen zugleich eine Liebe von ganzer Seele, von ganzem Gemüthe und aus allen Kräften? Von solcher Theilung oder Trennung möge also keine Rede seyn! „Ich schlafe, aber mein Herz wachet." Es giebt einen Schlaf, der in Christo nicht allein sein Recht, sondern da allein auch seine Möglichkeit empfängt. „Ich liege und ruhe ganz in Frieden"; „ich wache auf und sehe um mich, und siehe, ich habe so gar sanft geschlafen": das sind uns liebe, wohlbekannte Psalmenklänge; — aber erst in Christo haben sie die volle Wahrheit; in seinem Frieden, der in unserem Innern waltet, und in der Ruhe, die von Ihm aus über unser ganzes Leben ausgegossen ist. Und dieser Friede, diese Ruhe, — sie bestehen nicht allein zusammen mit dem Wachen unseres Herzens, sondern daran sind sie auch gebunden, sie sind die Folge und die Frucht davon. Je strenger das Wachen, desto tiefer der Friede, desto vollständiger die Ruhe. Was der Empfindung und der ersten Erwägung durch eine weite Kluft getrennt erscheint, das steht für die Erfahrung im besten Einvernehmen, ja im Bunde miteinander. Allerdings ist das Wachen nach innen eine Arbeit; es will Etwas sagen, immer abzuweisen was nicht taugt, immer auszusenden was sich ziemt: aber sagen wir bloß das von der Liebe aus, daß sie feinfühlend, scharfsichtig, unbestechlich sey? Hat sie nicht noch eine andere Perle in der Krone ihrer Herrlichkeit? Oder wäre es eine wesenlose Redensart, wenn der Apostel betheuert: das ist die Liebe zum Herrn, daß wir seine Gebote halten und seine Gebote sind nicht schwer? O wenn nur die Liebe wachend an der Pforte des Hauses steht, — ihr wird es leicht, des mühevollen Amtes zu warten; und sollten wir uns je auf den heißen Kampf, auf ein selbstverleugnungsvolles Abwehren gewiesen fühlen: rechnen wir darauf, dann ist die Liebe matt und lau geworden, sie gleicht nicht mehr dem treuen Hüter an der Thür! Allerdings hat das Wachen nach außen, diese stets gespannte Erwartung, eine aufreibende Macht;

und es könnte so scheinen, als müßte sich gerade die Liebe in der Sehnsucht dieses Wartens verzehren. Aber täuschen wir uns nicht. Was von dem Harren und Sehnen der Kinder dieser Welt untrennbar ist, paßt zu der reinen lauteren Liebe zu dem Heiland nicht. Jeder Augenblick, der die Erfüllung der Erwartung hinausschiebt, ist für die Welt ein unersetzlicher Verlust, zudem macht die Verzögerung sie in dem Glauben irre, daß ihre Sehnsucht je befriedigt werden würde. Nicht so der Christ. Was er erharrt, — er weiß, es ist ihm unbedingt gewiß; und wartet er von einer Morgenwache zur andern, es steht ihm fest, daß gerade die Verzögerung ihn zu dem endlichen Genusse erziehen will. Eben deßhalb aber birgt sein harrendes Hinausschauen keine Wurzel der Unruhe, sondern es erschließt die Quelle ihres schönen Gegentheils. Und daß nun mit jenem wahrhaftigen Wachen dieser tiefe Friede innig verbunden ist, daß das Eine dem Andern seine Handreichung thut: das befaßt die urbildliche Schönheit in dem Adventsbekenntniß der Braut. Erkennen wir dem Bilde diese Schönheit zu, und hat sich dieselbe der genaueren Erwägung bewährt: nun, bloß vor dem Gemälde zu verweilen, es nur genießend zu betrachten, das wird uns auf die Länge geradezu unmöglich seyn. Weil wir uns selbst zu der Braut rechnen, weil wir unserer Berufung nach wirklich zu ihr gehören: so wird das Bild für uns ein Spiegel, in welchem wir uns beschauen; noch mehr, es senkt uns einen Stachel in die Seele, uns in dasselbe zu verklären. Sehet da seinen vorbildlichen Werth; ihm schenken wir zweitens unsere Andacht.

Heben wir damit an, das Bekenntniß der Braut als einen Spiegel zu gebrauchen, in dem wir unser Angesicht erkennen. Ich schlafe, aber mein Herz wacht: so steht geschrieben. Aber die Möglichkeit kommt uns sofort in Gedanken, — und sie gedeiht oft zur Wirklichkeit, — daß ein Gemüth das gerade Gegentheil bekennen muß: ich wache, aber mein Herz schläft. Indeß nicht die Erscheinung haben wir hierbei im Auge, welche

der nächsten Beobachtung entgegentritt. Wir lassen unseren Blick über die Masse gleiten, wie sie's zu treiben pflegen, und fällen das Urtheil: da wachen sie für die Dinge dieser Welt, aber Christo gegenüber sind sie wie die Schlafenden! da stehen sie auf der Warte, prüfen die Zeichen der Zeit und richten darnach ihre Schritte ein; daß aber der Herr erscheinen werde, und wie sie ihn geschmückt empfangen mögen, von dieser Sorge wissen ihre Herzen nichts! Bleibe diese Wahrnehmung von der heutigen Betrachtung ausgeschlossen; nicht allein deßhalb, weil wir, anstatt fremde Knechte zu verdammen, lieber an uns selbst richten wollen was recht ist, sondern viel vollständiger aus dem tieferen Grunde, weil wir in jenem Falle überhaupt kein Wachen anerkennen, nicht einmal die leiseste Verwandtschaft mit demselben gelten lassen dürften; — wenn irgendwo, so würde gerade da das Wort an seiner Stelle seyn: wache auf, der du schläfst, stehe auf von den Todten, auf daß dich Christus erleuchte. Wir verharren also innerhalb des Kreises unseres eigenen Lebens. In wie schmerzlichem Ernste kann sich auch hier der Spruch erfüllen, „ich wache, aber mein Herz schläft"! Es kann geschehen, daß wir den Gedanken, „der Herr kommt und vielleicht kommt er bald" — oder ist euch die andere Ausdrucksweise geläufiger — „der Herr wird uns abrufen, vielleicht bald vor sich fordern", unabläßig bei uns bewegen, so daß derselbe uns im Grunde nie verläßt, — daß aber gleichwohl unser Herz im Schlafe ist! Es ist ein Hauptzweck der gegenwärtigen Andacht, uns vor diesem gefährlichen Irrwege zu warnen. In sehr mannichfachen Weisen tritt ein solches scheinbares Wachen auf. Man mag es als die unschuldigste und unschädlichste unter denselben bezeichnen, daß sich der Hüter auf die Warte stellt, um aus den hervortretenden Zeichen auf die Nähe oder die Ferne des Endes zu schließen. Es läßt sich nicht behaupten, daß das Herz dadurch nothwendig in den Schlummer sinken müsse. Hören wir indeß den Apostel die Gemeinde, welche er in diesem Sinne wachend fand, mit den Worten zurechtweisen, „von den Zeiten und

Stunden ist nicht noth euch zu schreiben, — angethan aber sollt ihr seyn mit dem Panzer des Glaubens und der Liebe, und mit dem Helm der Hoffnung zur Seligkeit", so hat er deutlich den geringen Werth, ja die Gefahr der darauf eingeschränkten Wachsamkeit bezeugt. Nun aber giebt es viel bedenklichere Formen, in welche sie sich kleiden kann; und gerade das, was man sehr allgemein als einen Segen und Gewinn zu achten pflegt, erscheint uns in dem trüben Lichte der Gefahr. Es läßt sich nicht leugnen, der Gedanke an die Zukunft des Herrn giebt einen Sporn zu angestrengter Thätigkeit. „Hingeht die Zeit, her kommt der Tod": so will ich wirken, so lange es Tag ist, ehe denn die Nacht kommt, da Niemand wirken kann. Aber lasset uns den günstigen Fall setzen, daß die Arbeit, zu der wir uns dadurch gedrängt fühlen, im bestimmtesten Zusammenhange mit dem Reiche Gottes stehe, daß sie sich scharf von jenem Schaffen unterscheide, welchem der kommende Herr eine unwillkommene Grenze setzt; daß wir also nicht darauf bedacht sind, der Welt unsere Werke zu hinterlassen, sondern durch dieselben an dem Tage der Erscheinung Jesu Christi eine Freudigkeit gewinnen wollen, — Herr, siehe hier die Garben, welche ich für dich geschnitten habe: — auch dieses Wachen entbehrt der sicheren Verheißung und kann mit einem Erwachen schmerzlicher Enttäuschung endigen. Gerade dann können wir dereinst als Solche offenbar werden, welche schliefen, ob sie schon gewacht, und in ihrem Schlafe das Eine Nothwendige versäumt haben. An jenem Tage wird es sich zeigen, daß der Herr der harte, strenge Mann nicht ist, wie ihn sich der Knecht im Gleichniß dachte, — er sammle wo er nicht gestreuet, und schneide wo er nicht gesäet; daß es ihm nicht auf Werke ankomme, die für ihn geleistet sind, am wenigsten auf sie allein, auf sie vor allen anderen Dingen, sondern lediglich auf das, woran wir's eben haben fehlen lassen! Wir können es uns nicht versagen, euch auf eine merkwürdige und lehrreiche Zusammenstimmung zwischen dem Anfange der Lehrworte des

Herrn und ihren letzten Lauten hinzuweisen. Dort in der Bergrede, nachdem er voraus gesagt, es würden Viele zu ihm sprechen: Herr, haben wir nicht in deinem Namen große Thaten gethan? fügt er die Weißagung hinzu, er werde ihnen erwidern: ich kenne euch nicht! Und wie antwortet der Bräutigam den Jungfrauen, die nach verschlossener Thür den Einlaß in den Freudensaal begehren? Genau in denselben Worten ertönt die Stimme der Entgegnung: wahrlich ich sage euch, ich kenne euch nicht! Ach nein, das Wachen überhaupt frommt nicht, auch nicht das Wachen auf die Zukunft Jesu Christi; sondern ob das Herz gewacht habe, und ob dasselbe wachend von ihm gefunden werde; ob unsere Zurüstung zu seiner Erscheinung aus der Liebe zu ihm geflossen, ob diese Liebe das wesentliche Ergebniß, die letzte Frucht unseres Lebens geworden sey: das ist es, was entscheidet; denn Etwas anderes kann der Bräutigam an seiner Braut nicht suchen, als ihre reine, treue, unverfälschte Liebe! „Wer nicht lieb hat den Herrn Christum", so hebt der Apostel darum an, und er fährt fort, „Maranatha, der Herr kommt", — um zu deuten, daß nur diese Liebe bei seiner Ankunft Freude empfinden und die Seligkeit davon tragen werde. Daß wir uns also nie in dem Spruche wiederfinden, „ich wache, aber mein Herz schläft": das ist die Warnung, welche wir bewahren wollen.

Aber welch' ein Urtheil wir auch über uns fällen mögen, wenn wir unser Angesicht im Spiegel des bräutlichen Bekenntnisses betrachten: in jedem Falle drängt es uns zu der Frage, wie müssen wir verfahren, um mehr und mehr zur Aehnlichkeit mit demselben hindurchzudringen? Ich schlafe, aber mein Herz wacht. Zwei Glieder. Aber nicht wahr, was wir uns auch rathen mögen, mit dem Ersten dürfen wir auf keinen Fall beginnen! Daß wir nur ja auf das Schlafen keine unmittelbaren Anstrengungen hinrichten, und etwa zu unserer Seele sprechen, gleichwie Eli sprach zum Samuel: mein Sohn, lege dich wieder hin schlafen! Das Schlafen darf durchaus nur Folge vom Wachen seyn, auf irgend eine andere Weise eingetreten taugt es nicht.

So wird also unser Fleiß dem zweiten Gliede seinen Gegenstand entnehmen müssen: mein Herz wacht. Ja wohl, daß unser Herz immer besser, immer vollständiger wache: sehet da die Eine, die umfassende Aufgabe, welche die Worte uns stellen. Aber wie dieselbe lösen? Was ermuntert das matte, lau und träge, ja vielleicht voll Schlafs gewordene Herz? Wo ist das Oehl zu kaufen, nach welchem die thörichten Jungfrauen zu spät ausgegangen sind? Zanken und Schreien hat überhaupt keine Verheißung, ertönte es auch so laut, wie der mitternächtliche Ruf im Gleichniß; es frommt am wenigsten in diesem Falle; denn wachet das Herz allein in der Kraft der Liebe: — nie wird die Liebe, nie wird die Liebe zu Jesu durch Machtgebote und durch Furcht und Zittern wach und stark. So findet denn vielleicht das Wort des sanften Vorwurfs eine bessere Statt, „ich habe wider dich, daß du die erste Liebe verlassen;" du hast sonst besser gewacht, nach innen wie nach außen; was hat dich bezaubert, von der rechten Weise zu lassen? hast mit Wachen begonnen, willst mit Schlafen vollenden, und der Seligkeit verlustig gehen, von welcher geschrieben steht: selig sind die Knechte, die der Herr, so er kommt, wachend findet? Aber macht die Stimme des Vorwurfs nun unser Herz auch zu der Umkehr geneigt: was fördert uns auf diesem guten Wege? Wir haben nur Eine Antwort, eine schlichte und einfache, und doch ausreichende. Der Advent, welcher vorwärts weist auf die Erscheinung des großen Gottes und unseres Herrn Jesu Christi, er weist auch rückwärts auf die Nacht, in welcher uns die Huld und Leutseligkeit Gottes erschienen ist. Die Liebe, welche der Herr an jenem Tage an uns suchen will, erinnert an die Liebesquelle, aus welcher sie zu schöpfen ist. Noch heute ist dieselbe nicht versiegt, sondern strömt in unveränderlicher Frische fort; hier also ist der Ort, wo die Bedürftigen das Oehl erwerben können. Nicht darin stehet die Liebe, daß wir ihn lieben, sondern daß er uns geliebet hat. Also hat Gott die Welt geliebt: — in dieser Liebe kann sich unsre Liebe wiederum verjüngen. Tochter

Zion, siehe, dein König kommt zu dir sanftmüthig, — wenn diese Ladung unser Herz erfaßt, so wird dasselbe in Liebe erwachen und Dem entgegen leben, von dem wir hören: siehe, es wird kommen, der da kommen soll, und nicht verziehen. Nein, es giebt nichts anderes, was uns mit solcher Sicherheit zu dem schönen Bekenntnisse der Braut erziehen kann, als das Gedächtniß, die Vertiefung in die Liebe, mit welcher uns der Herr zuerst geliebt; in dieser, und in keiner anderen Schule lernen wir in ihrem Sinne sprechen: ich schlafe, aber mein Herz wachet. Dann können wir gar nicht mehr wachen in jener verderblichen Weise, auf deren Gefahren wir uns gewiesen haben: denn steht es so, wie der Apostel es lehrt, „da aber erschien die Menschenfreundlichkeit Gottes, — nicht um der Werke willen der Gerechtigkeit, die wir gethan hätten, sondern aus seiner Barmherzigkeit", — wie möchten wir wachen im Verdienst der Werke, um einst glänzende Thaten zu seinen Füßen niederzulegen! Mit welcher Zuversicht aber können wir dann ruhen in dem verbürgten Genusse einer Huld, welche, nachdem sie den Sohn für uns gegeben hat, mit ihm uns Alles schenken wird; so daß weder Angst noch Gefahr, weder Sturm noch Wogen, weder Geschrei noch Tod uns je in diesem Frieden stören mag! So lernen wir rühmen: ich schlafe; und in demselben Odem bezeugen: mein Herz wacht. Auf das Weihnachtsevangelium sehen wir uns also gewiesen, um das Adventsbekenntniß, welches uns heut als unser Muster vor Augen steht, zu unserem Eigenthume zu gewinnen. Es wird von der Braut gesagt, daß sie vereint mit dem Geiste spreche: komm und nimm das Wasser des Lebens umsonst; — sie ladet uns zur Krippe in Bethlehem und zu dem offenen Brunnen, welcher in der Stadt Davids eröffnet ist. Da werden wir ihr ähnlich in Erfahrung und Stimmung, in Gesinnung und Erweisung; da werden wir ihr wahrhaft zugehörig und Mitgenossen der ihr zugesagten Herrlichkeit, — der Herrlichkeit, davon geschrieben steht: sie wachet oder schläft, sie soll mit ihrem Haupte leben. Amen.

Das Vermächtniß des Täufers.

In der Festzeit des Advent.

Evangelium Johannis Cap. 3. V. 27.

„Ein Mensch kann Nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben vom Himmel.“

Die heutige Betrachtung muß einen anderen Ausgang nehmen, als welchen die Gewohnheit der evangelischen Verkündigung geheiligt hat. Pflegen wir uns sonst unmittelbar an den auserwählten Abschnitt anzuschließen und die Pforte zum verborgenen Heiligthum desselben aufzusuchen, auf daß die Fülle seines Lichts uns sichtbar werde und seine Kraft sich über uns ergieße: so stellt sich dieses Mal an der Schwelle die Aufgabe, zuvor unserer Andacht die Bahn zu den vernommenen Worten selbst zu bereiten. Es ist der Mund Johannis des Täufers, dessen volles Herz von ihnen überströmt. Wir fühlen es sowohl dem Klange der Laute als auch dem Inhalte der Rede ab, — das ist nicht mehr die wohlbekannte Stimme des Predigers in der Wüste, sondern einer Periode seines Lebens muß der Ausspruch angehören, wo es schon Abend für ihn geworden war und der Tag sich tief geneiget hatte. Es hat dem heiligen Geiste und den Verfassern der evangelischen Geschichte gefallen, die Laufbahn dieses auserwählten Rüstzeuges bis an den letzten Ausgang zu verfolgen, bis zu dem Augenblicke, wo sein blutendes Haupt auf der Schüssel der Herodias lag. Auch die Kirche scheint es angelegentlich zu wünschen, daß das Gedächtniß an das Ende seiner Wallfahrt in der Erinnerung der Christenheit lebendig

bleibe. Sie hat für diesen dritten Sonntag im Advent die euch bekannte Botschaft des Gefangenen, die Frage, die er aus dem Kerker an den Herrn gerichtet hat, verordnet; und so haben auch wir dieselbe in der evangelischen Lection aufs Neue mit einander angehört. Wir zweiflen nicht daran, — ungeachtet dieser längeren und immer wieder aufgefrischten Bekanntschaft, und trotz der Deutung, die man euch etwa gegeben, hat euch noch heute diese Botschaft des Johannes denselben eigenthümlich peinlichen Eindruck eingetragen, den ihr von Anfang an davon empfangen habt; der Stachel hat noch immer seine Schärfe, und eure Frage dürfte leicht an Dringlichkeit zugenommen haben. Zwar darüber sind wir hinaus, in irgend einer Weise richtend aufzutreten. Wir können es nicht, — dem Worte des Apostels gegenüber, das kaum in einem anderen Falle so schlagend und zutreffend ist, „wer bist du, der du einen fremden Knecht richtest? er stehet oder fällt seinem eigenen Herrn"; wir dürfen es nicht, denn durch die Rede, welche der Herr nach der Heimkehr der Boten an das Volk gerichtet hat, ist solch' ein Richten förmlich untersagt. Aber was hilft uns hinweg über den Gedanken voll Wehmuth, daß es diesem Manne nicht gegeben war, mit dem Frieden eines Symeon in's Grab zu gehen? und was beschwichtigt uns das schmerzliche Erstaunen, daß einem solchen Rüstzeug noch das Warnungswort entboten werden mußte: selig ist, der sich nicht an mir ärgert; ja daß überhaupt dem schönen Laufe seines Glaubens dieß trübe kronenlose Ende folgt? Wohlan, wenn wir kaum einer anderen geschichtlichen Erscheinung gegenüber ein so dringendes, gebietendes Bedürfniß empfinden, daß sich der Anfang, die Mitte und das Ende unter einander vertragen und sich gegenseitig entsprechen: wir glauben nicht, daß wir auf die Befriedigung desselben verzichten müssen. Denn als Johannes diese Botschaft sendete, da war er wesentlich schon todt, da war er schon herausgetreten aus den Schranken seines göttlich überkommenen Berufes. Von den Worten, die der Herr über ihn zu der versammelten Menge sprach, empfangen

wir den sehr bestimmten Eindruck, daß sie in demselben Sinne eine Leichenrede auf Johannes sind, in welchem die Salbung durch die Hände der Jungfrau als ein Begräbniß des Heilandes selbst erscheint. Wollen wir mithin Zeugen des wahren Abschieds seyn, welchen der Täufer von dem Leben und Wirken genommen hat, so gilt es, weiter rückwärts zu gehen, — bis zu dem Abschnitt, welchem unser Text entnommen ist. Hier legt derselbe seinen Stab vor seinem Sender nieder, und hier erklärt er seinen Lauf für abgeschlossen und vollbracht; hier aber findet auch die Theilnahme, die unsere Herzen für ihn hegen, ihre volle Sabbathsruhe. Und doch ist es nicht diese Rücksicht allein, welche uns bei der Auswahl der vorliegenden Worte geleitet hat; — nicht bloß das Bild voll Anmuth, Schönheit und Friede, nicht diese Harmonie, die keinen Mißton spüren läßt; auch nicht dieß Ende, welches Jedem unter uns den Wunsch entlockt: mein Ende sey gleichwie das seine, — nicht das allein hat uns bestimmt. Johannes scheidet, und er scheidet schön und herrlich. Aber scheidend hat er uns auch eine Gabe dargeboten, die wir als sein Vermächtniß an die Christenheit erachten: sie ist enthalten in dem Ausspruch, um den sich unsere gegenwärtige Andacht sammeln soll. In der That, wir dürfen denselben ein Vermächtniß nennen, denn er ist die reife Frucht der tiefsten und lebendigsten Erfahrung, er ist geboren aus dem Tode der Natur, er ist geredet wie aus lichten Höhen, wo alle irdischen Gedanken und Gefühle schweigen, und wo der Geist das Auge hell gemacht. Als ein Vermächtniß für die Christen dürfen wir ihn geltend machen, das ihm für alle Zeiten und Geschlechter den Anspruch auf den Dank der christlichen Gemüther sichert. War der Täufer ein gewaltiger Prediger der Buße, war er ein leuchtender Zeuge von Christo: als solcher hat er seine frühere Bedeutung allerdings nicht mehr. Gleichwie der Herr von sich selbst sagt, er habe ein größeres Zeugniß, als das des Johannes, so spricht der Apostel auch zu den Christen: so wir der Menschen Zeugniß annehmen, so ist Gottes Zeugniß größer, denn Gottes

Zeugniß ist das, das er gezeuget hat von seinem Sohne. Was wir aber in diesem Scheideworte des Johannes hören, das ist gesetzt zu einem unvergänglichen und unveränderlichen Segen. Wir wollen bemüht seyn, ihn auch unsererseits davon zu tragen. Dieß ist das Ziel der heutigen Andacht. Wir betrachten also

das Vermächtniß des scheidenden Täufers,

und suchen erstens seinen köstlichen Inhalt zu erkennen, um uns dann zweitens zu dessen gesegnetem Gebrauche zu erwecken.

Von einem köstlichen Inhalt des Vermächtnißwortes ist die Rede; — von welchem Standort läßt sich derselbe erkennen? Johannes war ein Prophet des Herrn, und aus dem eigenen Munde des Bundesengels haben wir die Frage vernommen: wolltet ihr einen Propheten sehen? ja ich sage euch, der auch mehr ist, denn ein Prophet! So dürften wir denn an eine Prophetengabe denken, die er uns scheidend zurückgelassen habe, gleichwie Elias seinen Mantel in den Händen seines Jüngers ließ; und wir könnten etwa vermuthen, er habe jetzt, am Ziele seines Laufs, von der äußersten Höhe der Warte mit erleuchteten Blicken das weite Reich des Ehrenkönigs überschaut und uns eine Stärkung in der Ueberzeugung dargereicht, daß Jesu Königthum kein Ende habe und mit sicherem Schritte der Vollendung entgegengehe. Aber wäre das der wahre Nerv der Worte, so könnten wir von einem überraschenden Gehalte dieses Testaments nicht reden. Um diese feste Zuversicht zu hegen, dazu bedürften wir des Täufers Zeugniß nicht, denn auch nach dieser Seite haben wir ein größeres als das seinige. Hat es doch unser eigenes Auge verfolgt, was das seine in geschichtlicher Erfüllung nicht mehr schauen konnte. Wir sahen, wie sich immer größere Kreise um den Heiland sammelten; und fanden wir ihn eine kleine Weile verlassen, einen Weinstock ohne Reben, einen König ohne Unterthanen; hörten wir ihn klagen: darum daß ich sie liebe, sind sie wider mich; mußte er auf die Frage: was sind das für Wunden in deinen Händen? die Antwort

geben: so haben sie mich zerschlagen in meinem Hause, — so haben wir doch später seine Weissagung bewährt gesehen: wenn ich erhöhet werde von der Erde, so will ich sie alle zu mir ziehen; und was daran noch fehlt, — wir besitzen das unverwerfliche Gotteszeugniß, daß die Beute des Sohnes seyn werde wie der Thau der Morgenröthe und wie der Sand am Meere, daß alle Knie sich ihm beugen und alle Zungen bekennen sollen, daß Er der Herr sey zur Ehre des Vaters. Ist uns diese Aussicht das Gewisseste von allem Gewissen, so müssen wir von einer köstlichen Prophetengabe des Johannes schweigen. Treten wir behutsamer herzu, um das Siegel seines Testaments zu lösen. „Ein Mensch kann Nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben vom Himmel.“ „Ein Mensch“ — das lautet allerdings sehr allgemein, und es will auch in der That im umfassendsten Sinne verstanden seyn. Aber wen hat der Täufer unmittelbar und zunächst im Auge? Lasset uns auf seine Worte getrost die Deutung anwenden, welche der Apostel am Ende unserer heutigen Epistel giebt. Er hatte die Treue des Haushalters und dann die Größe des bewährten Verwalters geschildert, und schließt: Solches habe ich gedeutet auf Apollo und auf mich. So hat auch hier Johannes seinen Ausspruch von dem Herrn und von sich selbst gemeint. Oder solltet ihr Bedenken tragen gegen diese Voraussetzung? Solltet ihr fragen: welche gewagte Zusammenstellung, welch' ein unbefugtes Aneinanderreihen! Hat er vergessen, was er sonst betheuerte: dieser ist es, der vor mir war, der nach mir kommt, deß ich nicht werth bin, seine Schuhriemen aufzulösen? Hinweg mit diesem Anstand! Nach dieser Seite darf der Bundesengel unbedenklich mit dem Boten, den er vor sich hergesendet hat, verglichen werden! Das hat der Heiland später selbst, er hat es wiederholt gethan. Er sagt: Johannes kam, — und also haben sie über ihn geurtheilt; des Menschen Sohn ist gekommen, — und das sagen sie hinwiederum von Ihm. Und abermals: Johannes kam, — sie haben an ihm gethan nach ihren Gelüsten; des Menschen Sohn ist ge-

kommen, — sie werden an ihm ein Gleiches thun. Geht ja doch die Vergleichung nur auf ihr beiderseitiges Ergehen, auf den Anhang und Anklang, auf die Theilnahme und Erfolge, die sie finden. Hören wir die Geschichte! „Und Jesus kam mit seinen Jüngern in das jüdische Land und hatte daselbst mit ihnen sein Wesen und taufte. Johannes aber taufte auch noch zu Aenon bei Salim, denn es kamen noch immer Etliche zu seiner Taufe. Da traten seine Jünger zu ihm und sprachen: Meister, der bei dir war jenseits des Jordan, von dem du zeugetest, der tauft und Jedermann kommt zu ihm." Ja sie hatten Recht, diese Johannisjünger. Es war ein Umschlag erfolgt, so mächtig, so plötzlich, wie die Geschichte nicht seines Gleichen hat. Da ertönte einst die Stimme des rufenden Johannes. Diese Stimme erregte die Wüste und sie zerbrach die Cedern, sie erfüllete das ganze jüdische Land. Wie gezogen von einem geheimnißvollen urkräftigen Triebe eilte alles Volk zu ihm hinaus. Das war nicht die Sache einer Parthey, eines Standes, einer bestimmten Bildungsstufe; es war eine Volksströmung, und weder Stolz und Hoffahrt von der einen, noch Schlaffheit und Trägheit von der anderen Seite vermochte dem wunderbaren Strome einen Widerstand entgegenzusetzen. Johannes war wirklich der Mittelpunkt des Lebens, er war das Herz des Volkes, und seine Pulsschläge bedingten die Lebensbewegungen des Ganzen. Das währte eine Zeit lang. Aber siehe, es wurde stiller und stiller in der Wüste; es wurde leerer und leerer um ihn her; nur ab und zu, nur hin und wieder kamen Einzelne zu seiner Taufe, und eine sehr beschränkte Schaar von Jüngern harrete bis an's Ende bei ihm aus. Wie ging das zu? Hat er nachgelassen in seinem Eifer, ist er müde und matt, ist er abgebraucht geworden? Mit nichten! Oder hat er das verleugnet und aufgegeben, was alle Herzen zu ihm zog? Noch weniger! Weder seine Stimme hat er gewandelt, noch auch das härene Gewand gegen weiche Kleider eingetauscht. Oder hat die Erregbarkeit und Empfänglichkeit des Volks sich verloren,

gleich einem Feuer, welches hoch auflodert, aber schnell wiederum verglüht aus Mangel an dem rechten Stoffe? Auch das war nicht der Fall! Sondern eine andere Stimme wurde laut, die Stimme des Bräutigams. Sie erschallete nicht mit mächtigen Tönen auf der Gasse, aber sie war durchdringend genug, um das ganze Land der Verheißung zu erfüllen. Und derselbe, den der Täufer einst einsam wandeln sah, — jetzt heißt es mit Recht von ihm: Jedermann kommt zu ihm. Dürften oder müßten wir den Maßstab menschlicher Erfahrung anlegen, welch' ein Bild würden wir uns dann von dem Johannes entwerfen? Wohl kein anderes, als welches sein alttestamentliches Vorbild, der Prophet Elias gewährt, als er unmuthig und verstimmt in der Höhle war am Berge Horeb und der Herr zu ihm hintrat mit der Frage: was machst du hier, Elias? Und welche Antwort dürften wir erwarten aus des Täufers Munde? „Was machst du hier"? „Ich frage, ob ich ein treuloser Verwalter war und ein schlechter Knecht, reif für das Entsetzungsurtheil, ob ich bin ein dumm gewordenes Salz, zu nichts anderem nütze, als hinausgeworfen zu werden, auf daß die Leute es zertreten!" Oder, „was machst du hier"? „Ich klage über die launische und wetterwendische Menge, die ihre Gunst verschenkt und ohne Gründe wiederum entzieht!" Oder, „was machst du hier"? „Ich füge mich in das Loos der Erde, da Alles seine Zeit und seine Weile hat!" Aber Nichts von dem allen kommt in sein großes, durch die Demuth weit gewordenes Herz. Seinen Jüngern mochte es also zu Sinne seyn, als sie klagend, gleichsam mit Beschwerden vor sein Antlitz traten; aber statt mit ihren Klagen die seinigen zu vermischen, scheidet er seine Gedanken von den ihrigen, „ihr meinet nicht was göttlich, sondern was menschlich ist;" und statt in gewöhnlichen Erfahrungen, in den Loosen der Erde, den Schlüssel zu suchen, wendet er das Auge himmelwärts, — „Vater, so war es vor dir wohlgefällig"; und so bricht er in die Worte aus, die wir als sein Vermächtniß legen wollen auf unsere Hand und unser Herz!

„Ein Mensch kann Nichts nehmen, es werde ihm denn vom Himmel gegeben." So viel hat die bisherige Betrachtung schon ergeben, daß wir von dem ganz allgemeinen Verständniß der Worte absehen und ein sehr bestimmt begrenztes, engeres Gebiet betreten müssen. Hat der Apostel freilich Recht bei seiner umfassenden Frage: was hast du, das du nicht empfangen hast; ist die Erde sammt ihren Bewohnern allewege die Empfängerin, während der Himmel und der König des Himmels der Geber ist: so handelt es sich doch hier um einen ganz besonderen Besitz. Wie wollen wir ihn nennen? Etwa Ehre vor den Menschen? Nein, so nicht gern. Es hat der Ausdruck seinen Makel, und wenn ihr Schneewasser nähmet, so wüschet ihr denselben nicht hinweg. Oder Beifall? Auch nicht so, denn dieses Namens Klang ist wirklich noch verdächtiger. Nun, etwa Macht und Herrschaft über die Gemüther? Nein, so am allerwenigsten. Selbst der Apostel hat nicht über die Gemeinden oder über ihren Glauben herrschen, sondern nur ihr Diener, ihr Gehülfe heißen wollen; „wollte Gott, ihr herrschtet, daß wir mit euch herrschen möchten." Lasset es uns daher lieber die vertrauensvolle Hinwendung der Menschen zu uns, ihre herzliche Hingabe an uns nennen, wovon Johannes hier sagt, daß sie vom Himmel her gegeben werde. Bleiben wir vor der Hand an der Schwelle des Gedankens stehen. Es ist also eine Gabe von oben her, von dannen alle gute und vollkommene Gaben kommen, ein edler Besitz, eine Ursache gerechter Freude, ein Grund zu aufrichtigem Danke. Trauet Denen nicht, die sie verachten, die mit Geringschätzung von ihr reden und eine Gleichgültigkeit zur Schau tragen, ob eine Seele nach ihnen frage, an ihnen hange und irgend Etwas von ihnen begehre. Trauet ihnen nicht, es ist ihnen damit kein Ernst; und sollten sie es ja aufrichtig meinen: sie dürften uns darin kein Muster seyn, denn nicht die Kraft des Charakters würden sie dadurch bewähren, sondern nur die Stärke der Rosse und Maulthiere, welche wesentlich die Schwäche der Lieblosen ist. In dem Sinne hat der Apostel den großen

Ausspruch der heutigen Epistel wahrlich nicht gethan: es ist mir das Geringste, wie ihr von mir haltet; so kann es dem Manne nicht zu Sinne gewesen seyn, welcher anderweitig spricht: Gott sind wir offenbar, wir hoffen aber, daß wir auch in euren Gewissen offenbar sind; fasset uns, liebe Brüder; wir haben Niemand vervortheilt, und Niemand verletzt, und Niemanden Leid gethan; unser Mund hat sich zu euch aufgethan, unser Herz ist getrost; ja fasset uns, liebe Brüder! Es giebt eine mannichfache Weise der Armuth. Drückender ist die eine, erträglicher die andere; aber in Einer Hinsicht bitten wir mit sonderlicher Innigkeit: Armuth gieb mir nicht, sondern laß mich mein beschieden' Theil dahinnehmen; — ja nur nicht arm an menschlicher Anhänglichkeit und Zuneigung! Aber nicht die Lage haben wir im Auge, da man klagt mit jenem Kranken zu Bethesda, „ich habe Niemanden, der mich in den Teich hinablasse", keinen Freund, der mir helfe; sondern die, da wir bekennen müßten: ich habe Keinen, dem ich Etwas bin, der von mir, an mir irgend Etwas hat. Das ist die Armuth, welcher jenes schöne Gelöbniß zu steuern verheißt, — es ist euch Allen wohlbekannt; — Petrus tritt zu dem Herrn: Meister, wir haben Alles verlassen; was wird uns dafür? Und der Heiland entgegnet, es werde den Seinen nicht fehlen weder an Vätern und Müttern, noch an Brüdern und Schwestern, noch an Söhnen und Töchtern, sie würden sie besitzen in einem hundertfältigen Maße. Aber verlassen wir nun die Schwelle, und dringen zu der Sache selbst. Diese gute Gabe, so lehrt der Täufer, werde gegeben vom Himmel! Und das stellt er mit einer Schärfe und Strenge hin, welche jedwede Beschränkung abweist. Von diesem Grundgesetze nimmt er Niemand aus; nicht sich selbst, nicht einmal den Herrn. Er thut Recht daran, denn der Heiland selbst bestätigt dieß sein Urtheil. Was bekennet doch Jesus Christus? „Es kann Niemand zu mir kommen, es sey denn, daß ihn ziehe der Vater." Und was betont er wiederholt? „Alle Seelen, die mir mein Vater gegeben hat, die

sind mein!" Und wie betet er, scheidend von der Erde? „Hier sind sie, die du mir gegeben hast; du hast sie mir gegeben, sie waren dein!" Wir denken diese Wahrheit durch. Ein Mensch kann Nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben vom Himmel. Ein dreifaches ist darin verfaßt. Was der Mensch nicht nehmen kann, das ist zum Ersten eine Gabe; zum Andern eine Gabe Gottes; zum Dritten eine freie, völlig unbedingte Gottesgabe. Reden wir zuerst von einer Gabe überhaupt, so ist damit gesagt, nur durch die Darreichung von außen her, nur vermöge der Dahinnahme unsererseits und durch das Empfangen mit unserer Hand gelange sie in unseren Besitz. Ich kann Manches finden, so daß ich mich Niemanden zum Danke verpflichtet weiß; aber ich kann keine Herzen finden; und hört man mitunter, es sey unter Freunden oder auch in anderen Gemeinschaftskreisen, die Sprache verlauten, „wir haben einander gefunden", so ist die Ausdrucksweise eine irrige, sie trifft nicht zu. Ich kann Manches erkaufen; ich lege einen Kaufpreis dar, und es ist mein. Aber Herzen kann ich nicht erkaufen. Feil ist die Hand der Menschen, so daß sie thun nach ausgesprochenen Wünschen; feil ist ihr Mund, so daß sie reden wie es Andere wollen; sie stellen Hand und Mund in fremden Sold: allein das Herz ist keinem Menschen käuflich. Ich kann Manches erwerben; ich diene darum, und man giebt es mir als den verdienten Lohn: nur Herzen kann ich nicht erwerben; und wähnt man, hier oder dort ein Herz bezaubert, es erobert zu haben, so ist das eben eine reine Täuschung. Es handelt sich daher durchaus um eine Gabe. Um wessen Gabe? Um die Gabe Gottes! Es ist nicht so, wie es in der gewöhnlichen Anschauung verbreitet ist, daß der Mensch mit freier Entschließung dem Andern sein Vertrauen schenken, oder ihm dasselbe versagen könne; — nach dieser Seite steht sein Wille wirklich nicht in seiner eigenen Gewalt. Eins kann er freilich, und dieß Eine muß er auch. Er kann sein Herz entweder an Gott oder an die Welt verschenken, und zwischen diesen Beiden muß er sich

entscheiden; er kann es Dem ergeben, der es fordert, fast erbittet: gieb mir, mein Sohn, dein Herz, und laß deinen Augen meine Wege wohlgefallen; er kann es aber auch der Welt überlassen, die darum wirbt und darum buhlt. Nur aber Dem oder Jenem unter seinen Brüdern vermag er es aus bloßer Wahl nicht zuzuneigen. Räumen wir noch mehr ein. Der Mensch kann sein Herz dem Einen öffnen, dem Andern aber verschließen, es Jenem in Theilnahme und Mitleid aufthun, es vor Diesem in Rauheit und Kälte zuthun; aber es ihm schenken in vollem innigen Vertrauen, — das kann er nicht; und wenn er es thut, so geschieht es auf höheres Geheiß, auf einen Trieb von oben her, nach dem Willen des Gottes, der die Herzen der Menschen leitet und neiget wie Wasserbäche so wie es Ihm gefällt. So oft sich mir also eine Seele in solchem Vertrauen ergiebt, — der Herr hat es ihr geheißen, ich nehme die Gabe aus göttlicher Hand! Aber endlich. Es ist eine Gottesgabe im strengsten, buchstäblichsten Sinne, eine eigenthümlich freie Gottesgabe. Höret ihr die Worte, „ein Mensch kann Nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben vom Himmel", — so urtheilet ihr vielleicht: allerdings, er kann sich Nichts rauben und soll auch Nichts für einen Raub achten; aber in der Weise kann er es doch nehmen, in welcher die Schrift das Nehmen geheiligt hat, — „wer da bittet, der nimmt", oder wie der Sänger spricht: Gott läßt sich gar nichts nehmen, es muß erbeten seyn? Auch das leugnen wir; zu dieser Gabe läßt sich eben gar nichts thun; wir können auf sie nur harren, und sind ausschließlich auf das Warten der abhängigen Empfänger gewiesen. Sehet da den Inhalt des Täuferwortes, den Gehalt seines Vermächtnisses. Wie es ihm selbst durch eine tiefe, unnennbar schmerzliche Erfahrung zu Theil geworden sey, das haben wir bereits gedeutet. Aber hatten wir auch darin Recht, daß wir dasselbe als ein köstliches bezeichneten? und hat die bisherige Erwägung den Anspruch gerechtfertigt? Möchten wir von diesem Ausspruch sagen, was der Psalm dem Gesetze nach-

rühmt, es erleuchte die Augen und erfreue das Herz? Nun, der volle Werth eines Vermächtnisses pflegt uns erst aufzugehen, nachdem wir dasselbe wirklich angetreten haben. So werden wir hinübergedrängt zu dem Zweiten; die Frage nach dem gesegneten Gebrauche soll unsere fernere Andacht beschäftigen.

Es war in der That keine zufällige und flüchtige Erinnerung an die Sprache der Braut, wenn wir vorhin geäußert haben, daß wir die Worte des Johannes legen sollen sowohl auf unsere Hand als auch auf unser Herz. Wir wollen wirklich nach der Regel jenes Ausspruchs den gesegneten Gebrauch derselben lernen. Wir legen sie auf unsere Hand, — unsere Hand soll sich öffnen und offen bleiben; und auf unser Herz, — unser Herz soll sich demüthigen, auf daß der Herr uns erhöhe. — Ermuntern wir uns dazu zuerst, unsere Hand offen zu halten, so meinen wir das nicht in dem nächsten, sich von selbst aufdrängenden Verstande; von diesem nächsten Sinne schweigen wir nicht bloß, sondern schließen ihn zum Theil sogar ausdrücklich aus. Wie wir uns davon überzeugt haben, daß es sich hier um eine Gabe in eigenthümlich strengem Sinne handle, so ist es auch eine eigenthümliche Schärfe, in welcher wir die Forderung verstehen. Sie hat einen zwiefachen Gehalt. Offene Hand, — was will das sagen? O es ist nicht die aufgethane, zum Dahinnehmen ausgestreckte, ausgebreitete, sondern die unthätige, die harrende, die in keiner Weise auf das Nehmen hingerichtet ist. Der Mensch kann Nichts nehmen, so haben wir gehört: was er nicht kann, das soll er auch nicht wollen, er soll's auch nicht versuchen. Wir dürfen hier nur leise berühren, nur kurz erinnern. Wisset ihr's doch Alle, was wir mit dieser Warnung meinen und wohin sie ziele; räumet ihr es doch ein, daß hier die tiefsten Schäden unseres gemeinschaftlichen Lebens wurzeln. O über das unglückliche Haschen nach Macht und nach Einfluß, über diese leidige Sucht und Jagd, beliebt und populär zu seyn; — eine Sucht, die keineswegs bestimmten Kreisen, den sogenannten höheren Regionen der Gesellschaft an-

gehört, sondern allen anderen eigen ist; denn die niederen Kreise bergen dieselben Leidenschaften, Sünde und Thorheit sind sich überall bei aller Verschiedenheit der Formen und der äußeren Erscheinung gleich. Wie sie sich da hüllen in das Gewand der Huld und Liebenswürdigkeit; wie sie sich umgeben mit dem Scheine, als ob sie wüßten und vermöchten, als ob sie leisten könnten, was kein Anderer kann; wie sie sich dann wieder anbequemen in Worten und Werken der Schmeichelei, um fremde Herzen zu berücken! Davor sey gewarnt als vor einem unweisen Beginnen, als vor einer vergeblichen Mühe! Unweise nennen wir das Beginnen; denn hier gilt im höchsten Maßstabe, was der Apostel von Denen sagt, die nach irdischen Gütern trachten, daß sie in Versuchung und Stricke fallen, in viele schädliche und schändliche Lüste, und daß sie ihnen selbst viele Schmerzen bereiten. Vergeblich nennen wir die Mühe; denn hier trifft, was ein anderer Apostel erklärt: ihr seid begierig, und erlanget nicht; ihr hasset und neidet, und gewinnet nicht; ihr streitet und krieget, und habet nicht. Was man erlangt, — das ist nicht das, was man im Auge hatte und was man errungen zu haben wähnt; man glaubte einen Fels zu haben, auf den man trauen könne, und findet seinen geraden Gegensatz, — keinen Fels, sondern Sand, „eine Hand voller Sand, Kummer der Gemüther"; Scheingüter, auf welche das Wort paßt: siehe, du Thor, was du gesammelt hast! Es steht um eine so erworbene Gunst genau wie um den Lohn, den der Mensch sich nimmt, statt ihn von oben her zu erwarten, — er hat ihn schon dahin! Aber brechen wir ab. Hierüber ist ja unter uns ein volles Einverständniß, und es bedurfte eben nur der flüchtigen Erinnerung. Offene Hand, — darunter meinen wir viel angelegentlicher ein Zweites, welches mit sonderlicher Klarheit aus der Erscheinung des Täufers hervorbricht. Das ist eine offene Hand, die sich über dem Empfangenen nicht schließt, die dasselbe nicht krampfhaft festhält, um es sicher zu bewahren, — „Herr, nimm Alles, nimm meine Seele von

mir, nur dieses nimm mir nicht." Die offene Hand ist die duldende Hand, die den Besitz sich willig nehmen läßt. Wir haben von Kindesbeinen her das uralte Wort gelernt, daß wir Verlusten gegenüber sprechen sollen: der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sey gelobet. Sollte die Regel desselben für diesen Fall nicht gelten? Wohl nennt der Apostel die Menschen, welche ihm der Herr gegeben, seine Freude, seine Krone, seine lieben und gewünschten Brüder, — ja wirklich seine Krone; aber meinet ihr, daß er auf diese Krone hätte die Mahnung anwenden mögen: halte was du hast, auf daß dir Niemand deine Krone nehme? Ach nein, so war er nur gestimmt der Krone der Gerechtigkeit gegenüber, die ihm sein Herr schon beigelegt und die er ihm an jenem Tage geben werde. Hier taugt kein Festhalten, geschähe es auch nur vermöge des vorwurfsvollen Blickes: wollt ihr auch weggehen? Die Frage stand nur Einem zu; Dem, der es wußte: alle Seelen, die mir mein Vater gegeben hat, die sind mein; und das ist der Wille deß, der mich gesandt hat, daß ich nichts verliere von dem, das er mir gegeben, sondern es auferwecke am jüngsten Tage; der Vater, der sie mir gegeben, ist größer denn Alles, und Niemand wird sie aus meiner Hand reißen. Und warum nun eine offene Hand in diesem strengen und umfassenden Sinne? Deßhalb, weil es sich hier um eine reine Gabe handelt, weil wir uns also im Nehmen und Festhalten auf einem Kampfe wider Gott betreffen würden; und in diesem Kampfe dürften wir uns nicht etwa bloß verrenken und ein gesegnetes Mahlzeichen zurückbehalten, sondern uns verwunden zum nachhaltigen Schaden an unserer Seele.

Aber wir müssen die empfangene Ermunterung noch weiter verfolgen; nicht allein, weil die Hand und ihr Thun von dem leitenden Herzen abhängig ist, sondern weil selbst dann, wenn die erstere in voller Ruhe bleibt, das letztere in einem mächtigen und verderblichen Aufruhr kann begriffen seyn. Und welches wären die bedenklichen Erregungen und Bewegungen desselben

auf diesem Gebiete? Das wäre der Neid gegen die, welche haben, vielleicht in reichem Maße haben, was wir entbehren und begehren; ein Neid, der sich bis zu der Ungerechtigkeit steigern kann, als wären sie die Störer unsres Lebensglückes. Oder von der anderen Seite die Bitterkeit gegen die, welche sich und ihr Vertrauen uns entziehen, während sie es Anderen zuwenden; eine Bitterkeit, die sich bis zu dem Verdacht entwickeln kann, als wüßten sie das Gute nicht zu schätzen und hätten ihr Gefallen an der bloßen Spreu. Und was beschwichtigt diese Wogen, welche, wenn man sie gewähren läßt — damit wir mit dem sinnvollen Worte des Apostels reden — ihre eigene Schande ausschäumen? Ja was anderes, als der Gedanke, daß die freie Gnade diese Gaben austheile, daß jeder Kampf gegen dieselbe vergeblich, daß selbst der bloße Unmuth wider sie vom Uebel ist! Und nun die Summa der Ermahnung? Demüthige dich vor Gott, damit er dich erhöhe! Wird er das thun? Wird er es dadurch thun, daß er dir endlich verleiht, wonach du verlangend ausschauest, und dich rechtfertigt? Das sagen wir nicht! Aber erhöhen wird er dich allerdings! In welchem Sinne, — das lasset uns lernen aus einem Vorgange in dem Leben des Apostels Paulus. Wir maßen uns nicht an, die Frage zu entscheiden, was ihn in jener Stunde, als er sein verwundetes Herz an die Brust seines Herrn gelehnt, bewegt, gedrückt, bekümmert habe; vielleicht, daß der Geist selbst ihn da vertreten hat mit unaussprechlichem Seufzen. Aber achten wir auf seine Stellung zu derjenigen Gemeinde, zu welcher er davon geredet, da ihm so Viele ihre Zuneigung und ihr Vertrauen entzogen, da so Mancher seine Würde als Apostel Jesu Christi in Zweifel stellte, da so traurige Verdächtigungen mehr oder minder laut wider ihn geäußert wurden: so ist die Vermuthung gerechtfertigt, daß er im Schmerze über einen solchen Lohn vor seinem Herrn erschienen sey. Und welche Antwort wurde ihm zu Theil? „Laß dir genügen an meiner Gnade!" Daß wir es doch gründlich lernen möchten, die große Unter-

scheidung zu vollziehen, auf welcher dieses Gotteswort beruht! Gabe ist nicht Gnade; und nie ist die erstere der Maßstab der letzteren. Die Gabe, und insonderheit auch die, von der wir heute reden, ist nicht ein Merkmal, daß sich Gott zu uns bekenne; so wenig wie ihr Mangel dafür bürgt, er habe uns verleugnet. Die Gabe bezeugt, daß Er uns gebrauchen will; ihr Mangel verräth, daß ihm Andere bräuchlicher sind. Auch hier hat das theure Wort seine herrliche Wahrheit: das ist ein großer Gewinn, so Jemand gottselig ist und lässet ihm genügen. Es ist ein Bild von überwältigender Schönheit, — das Bild des Täufers, als er zu der Stunde, da sein Stern erblichen, da er schier vergessen, da er einsam und verlassen des Todesstreichs gewärtig war, — in das Bekenntniß ausbrechen konnte: jetzt ist meine Freude vollendet! Die Gabe kann sich der Mensch nicht nehmen: die Gnade kann und darf, die Gnade soll er nehmen; denn es heißt: so lasset uns nun herzutreten zu seinem Gnadenthrone, auf daß wir Gnade nehmen und Barmherzigkeit empfangen zu der Zeit, da uns Hülfe Noth ist. Aufs Neue gehen wir der Verkündigung der guten Botschaft entgegen: es ist erschienen die heilsame Gnade Gottes allen Menschen. In dem Gedanken an diese Gnade, in der Freude über sie, soll jeder Schmerz ersterben und jeder Druck sein Ende finden; jedweden Mangel sollen, dürfen wir darin vergessen. Darinnen freuet euch denn allewege, der Herr ist nahe. Amen.

Der Blick in Gottes Herrlichkeit.

In der Festzeit der Erscheinung.

Evangelium Johannis Cap. 11. V. 40.

„Habe ich dir nicht gesagt, so du glauben würdest, solltest du die Herrlichkeit Gottes sehen?“

So mußte denn die große Zusage schon erfüllet seyn, mit deren Verkündigung die Propheten waren beauftragt worden, „tröstet mein Volk, redet mit Jerusalem nach ihrem Herzen, denn die Herrlichkeit des Herrn soll geoffenbaret werden und alles Fleisch soll sie erkennen“; und unmittelbar muß es bereits gegolten haben, „mache dich auf und werde Licht, denn dein Licht kommt und die Herrlichkeit des Herrn gehet auf über dir“, — da unser Herr und Heiland Jesus Christus die vorliegende Verheißung der Martha hat entbieten und im Tone dieser Ermunterung zu ihr hat sprechen können. Die wir die weihnachtliche Feier vollendet und das kündlich große gottselige Geheimniß „das Wort ward Fleisch und wohnete unter uns“ aufs Neue im Glauben aufgenommen haben: wir können mit keinem andern Verlangen in die Zeit der Erscheinung eingetreten seyn, als mit dem Wunsche, die Herrlichkeit des eingeborenen Sohnes vom Vater in der Fülle der geoffenbarten Gnade und Wahrheit mit aufgedecktem Angesichte zu schauen. Aber giebt es in dem ganzen Umfange der evangelischen Geschichte einen Fall, wo diese Herrlichkeit in ihrem ungebrochenen Glanze geleuchtet hat, so ist es die Erzählung, welcher die Frage unseres Textes angehört. Das hat schon die Ueberschrift ver-

bürgt, die der Herr selbst ihr ausdrücklich gegeben hat. Ihm war entboten worden, „Herr, siehe, den du lieb hast, der liegt krank;" Er aber sprach: „diese Krankheit ist nicht zum Tode, sondern zur Ehre Gottes, auf daß der Sohn Gottes dadurch verherrlicht werde." Aber noch mehr macht uns das Verfahren, das er in dem ganzen Fortgange der Geschichte inne hält, darauf gefaßt; denn durch Zeichen wie durch Wort bereitet er auf einen sonderlichen Anblick vor, geflissentlich richtet er die Augen der Zeugen auf das Walten seiner Hände hin, und er betet laut vor allem Volke zu seinem Vater. Und hat die Verheißung bei dem Propheten, daß die Herrlichkeit Gottes werde geoffenbart werden, sich mit dem Hinweis auf die vergängliche Pracht der Erde eingeführt, — alles Fleisch ist wie Gras und alle seine Herrlichkeit wie des Grases Blume, das Gras ist verdorret, die Blume verwelket: wie unmittelbar sehen wir hier die Klarheit von oben neben den Schrecken der Verwesung erscheinen; sie bricht hervor aus Todesnacht und Grabesdunkel! Aber hat sie sich nun in diesem wunderbaren Falle in überschwänglicher Weise erschlossen, so ist sie hier am wenigsten ein Gegenstand der Wahrnehmung für Alle. „Habe ich dir nicht gesagt, so du glauben würdest, solltest du die Herrlichkeit Gottes sehen?" — nur wenn du glauben wirst: das bildet und begründet die Beschränkung. Wir scheiden uns von vorn ab von der hergebrachten Deutung dieses räthselhaften Wortes. Hatte der Herr der Martha gelobt, „dein Bruder soll auferstehen", und begegnet er nun mit unserer rügenden, verweisenden Frage den Aeußerungen ihres Zweifels: so liegt es zwar nahe, diese Frage nach der Regel des verwandten Wortes aufzufassen, welches er in früherer Zeit einem bekümmerten Vater auf dessen Bitte entboten hat, „ja wenn du glauben könntest, alle Dinge sind möglich dem, der glaubet"; ich sage, es liegt nahe, dieselbe der gebeugten Schwester gegenüber dahin zu erklären, „bleibe fest in deinem Glauben und laß dich den Augenschein nicht bethören; nur dann tritt meine Hülfe ein, — die Zweiflerin empfängt

von meinen Händen nichts!" Aber wie vollständig wäre durch ein solches Verständniß die wahre Lage der Sache verrückt! Der Vater zeigte dem Sohne alle seine Werke; er zeigte ihm insonderheit auch dieses Werk. Und der Sohn erkannte dasselbe zur Stunde, als ihn die Botschaft aus Bethanien erreichte. Da wußte er, was ihm zu thun gebühre, und alsobald sprach er zu den Jüngern: lasset uns wieder in Judäa ziehen; Lazarus unser Freund schläft, aber ich gehe, daß ich ihn auferwecke; wir wollen hin zu ihm. Und er ging und that was ihm sein Vater wies, und that dasselbe lediglich aus eben diesem Grunde, — ohne daß ihn der Glaube, den er fand, dazu bestimmt, und ohne daß der Unglaube, der ihm entgegen trat, es ihm verleidet hätte. Setzet den Fall, daß nicht allein die Schwestern, sondern alle Anderen mit ihnen den endlich Erschienenen mit einem herzlichen Hosianna empfangen, als den Helfer in dieser Noth begrüßt, und mit Einem Munde gesprochen hätten, „Herr, wir wissen, daß was du bittest von Gott das wird er dir geben": nein, deßhalb hätte er den Mund zum Auferweckungsruf nicht aufgethan. Oder setzet den anderen Fall, daß Alle, selbst Maria eingeschlossen, im hoffnungslosen Schmerze verharret wären, daß sie vielleicht, wie einst die Hausgenossen des Jairus, den Mund der Wahrheit, da derselbe vom Leben redete, verspottet hätten: das würde ihn nicht abgehalten haben, das große Wunderwerk zu thun. Sagt er daher im Tone der Voraussetzung, „so du glauben würdest": so kann er damit unmöglich den Fall bezeichnen, in welchem er sein Werk vollbringen werde, während er dasselbe in dem entgegengesetzten unterlassen müsse; sondern er spricht die Bedingung aus, unter welcher Martha in dem Werke seiner Hände die Herrlichkeit des Vaters sehen, und ohne welche ihr dieser Anblick würde verhalten bleiben. So wird denn unsere nächste Aufgabe die Lösung der Frage seyn: welches ist die Herrlichkeit des Vaters, die nur vom Glauben wahrgenommen werden kann? Allein hiermit wäre unser Geschäft dem Abschnitt gegenüber noch nicht voll-

endet. Ohne es irgendwie zurückzunehmen, daß die Vollziehung des Werkes Jesu Christi an sich selbst von dem Glauben der Zeugen völlig unabhängig war, müssen wir uns doch der Anerkennung fügen, daß allerdings in irgend einem Sinne die Zweiflerin ermuntert wird, mit Hoffnung in die Zukunft hinauszuschauen. Die Lehre und Weisung, die von der einen Seite ertheilt wird, gestaltet sich daher nach der anderen hin zur Forderung und Mahnung. Betrachten wir denn

den Glaubensblick in Gottes Herrlichkeit,

so lasset uns *erstens* die *Macht* des Glaubens, diese Herrlichkeit zu schauen, *zweitens* aber die *Pflicht* des Glaubens, ihre Offenbarung zu erwarten, mit einander erwägen.

Strenge genommen sind es zwei Fragen, welche sich nach Seiten unserer ersten Aufgabe ergeben; die eine: welches ist die Gottesherrlichkeit, davon der Heiland spricht? die andere aber: wie geschieht es, daß der Einblick in dieselbe lediglich dem Glauben möglich wird? Lasset uns indeß beide nicht etwa *nach* einander beleuchten, denn nur vermöge ihrer gleichzeitigen Erwägung können wir den wahren Gehalt der Worte erkennen. Wir knüpfen an das schon gewonnene Ergebniß an, daß das vor allem Volke vollbrachte Werk unmittelbar und an sich selbst die wesentliche Herrlichkeit des Vaters noch nicht zeige. Alle, die wir an diesem großen Tage in Bethanien versammelt sehen, nicht die Schwestern allein, sondern auch die Juden ihrer Freundschaft, selbst die entschiedenen Feinde Jesu Christi, die sich in diesem Kreise befinden mochten, — sie Alle haben den Verstorbenen aus seiner Kammer hervorkommen sehen, gebunden mit Grabtüchern an Füßen und an Händen, und sein Angesicht verhüllet mit einem Schweißtuche, haben vielleicht mit Hand angelegt zur Vollstreckung des Befehles: löset ihn auf und lasset ihn gehen: aber *nicht* Alle, ach wohl nur Wenige unter ihnen, haben Gottes Herrlichkeit darin geschaut. In diesem Werke war die Herrlichkeit des Vaters eingeschlossen; brach nun ihr Glanz daraus hervor, so ward er eben nur dem Glaubensauge

sichtbar. Also nicht auf dem Werke an sich selbst wollen wir beruhen, sondern das, wovon es Zeugniß giebt und was sich in demselben offenbaret, das lasset uns fortan erfragen. Wohlan, was wäre dieß? Ihr sagt: die Allmacht, welche Leben aus dem Tode schafft, habe sich auf diesem Friedhofe zu Bethanien verklärt und sich ein besseres Denkmal aufgerichtet, als welches ein Tag dem andern und eine Nacht der andern erzähle. Selbst der, welcher längst aus vollster Ueberzeugung gesungen habe, „du lässest deinen Odem aus, so werden sie geschaffen; du verbirgst dein Angesicht und nimmst ihren Odem weg, so vergehen sie und werden wieder zu Staub", selbst er stehe bewundernd, erschüttert, anbetend vor einer That, die einen neuen Blick in die Tiefe des göttlichen Vermögens eröffne. Diese Allmacht, welche sich später im höchsten Maßstabe in der Auferweckung Jesu selbst verherrlicht habe, — sie sey die Klarheit Gottes in dem Neuen Testamente, vor welcher der tödtende Glanz in dem Alten verschwunden sey. Aber sollte nur der Glaube es vermögen, von solch' einem Werke auf göttliche Allmacht zu schließen? sollte selbst der entschiedene Unglaube im Stande seyn, diesen Schluß zu umgehen? Müßte sich nicht hier die Frage eine viel allgemeinere und unbedingtere Zustimmung erzwingen: kann auch der Teufel einem Blinden das Auge aufthun? Und was nun den Glauben selbst in den Gemüthern erwecken kann, die Frucht desselben zeitigend, — dasselbe sollte nur vom Glauben wahrgenommen werden können? Wir geben willig diese Antwort auf! Aber es wird kaum eine bessere seyn, wenn man die offenbar gewordene Herrlichkeit in dem Walten der Liebe, in der erbarmenden Gnade zu finden meint, die in dem schönen Laute widerhalle: kommet, wir wollen wieder zum Herrn; er hat uns zerrissen, er wird uns auch heilen; er hat uns geschlagen, er wird uns auch verbinden; er machet lebendig nach zween Tagen und richtet uns auf am dritten, auf daß wir vor ihm leben. Denn wenn man uns sagt, wir schaueten durch dieses Wunder in das göttliche Herz hindurch, welches breche über

das Weh der Menschenkinder, so daß es sich ihrer erbarmen müsse: so läßt auch diese Deutung die Frage übrig, warum es dazu eines Glaubensblicks bedürfe. Sind doch auch die Glaubenslosen, als dem Heiland seine Augen übergingen, in den Ausruf ausgebrochen: siehe, wie hat er ihn so lieb gehabt! Ja hat doch der Herr selbst geflissentlich sein Werk darauf berechnet, es sichtlich darauf eingerichtet, daß diese Auskunft sich von selbst verbiete. Wir haben schon erkannt, der Glaube der Schwestern würde ihn nicht bewogen, und ihr Unglaube würde ihn nicht abgehalten haben, den Todten zu erwecken: erkennen wir es jetzt, daß das Mitgefühl mit ihrem Schmerze seine Hand ebensowenig in Bewegung gesetzt. Mit weinen konnte er, wenn er sie weinen sahe; aber deßhalb eingreifen, — nein, nimmermehr! Denket einmal den Fall, er hätte sie gefaßt und ergeben gefunden; ihr Mund hätte gesagt und gesungen, „der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sey gelobt"; sie hätten ihrem Todten nachgerufen, „wohl ihm, er hat es gut, er schläft in Frieden und ruhet in seiner Kammer": — er hätte dennoch seine That vollbracht! Sie will eben anders beurtheilt seyn, als die verwandte vor dem Stadtthore zu Nain. Als Jesus da dem Trauerzuge begegnete, da stand er stille, ihn jammerte der Mutter, denn sie war eine Wittwe und der Todte war ihr einiger Sohn; er rief ihn in's Leben zurück „und gab ihn seiner Mutter." Den Lazarus dagegen gab er nicht seinen Schwestern, sondern er sprach: löset ihn auf und lasset ihn gehen; und wir würden ihn mißverstehen, wenn wir darin ein bloßes Zeugniß seiner Liebe, oder eine Freundesthat erblicken wollten, die das gestörte Familienglück wieder herstellt und die Freude in ein verödetes Haus zurückzuführen sucht. Wir müssen tiefer dringen. Die Herrlichkeit Gottes sehen, — das heißt ja nicht allein, von einem sichtbaren Werke auf die Macht und auf die Liebe dessen schließen, der es thut: sondern der hat sie gesehen, wirklich angeschaut, der in dem offenbar gewordenen Wirken ein anderes höheres Wirken wahrgenommen, ein Wirken, welches nur

ein inneres Auge schauen mag. Lasset uns den Weg der Vergleichung mit anderen ähnlichen Werken betreten. Zwar tragen sie alle die Umschrift, welche das erste Zeichen zu Cana in Galiläa ausdrücklich beigefügt erhält, „und Jesus offenbarte seine Herrlichkeit"; nur daß sich ihr Glanz in verschiedenen Strahlen gebrochen, und daß er in mancherlei Weise den Zeugen entgegengeleuchtet hat. Der Herr hatte Tausende mit wenigen Broten gespeist. Ist das seine Herrlichkeit, daß ihn des Volks gejammert hat, auf daß sie nicht verschmachteten auf dem Wege? oder dieß, daß unter seinen mächtigen Händen das Wenige ausreichte für Viele? Er selbst hat sie anders gedeutet; er spricht von dem Sohne Gottes, der eine unvergängliche ins ewige Leben bleibende Speise verleihe. Er macht den Blindgeborenen sehend. Ist das seine Herrlichkeit, daß er eine Macht offenbart, von der die Einfalt sagt: von der Welt ist es nicht erhört, daß Jemand einem Blindgeborenen die Augen aufgethan! oder daß er die Liebe walten läßt, die der schmerzlichsten Entbehrung endlich Grenzen setzt? Er selbst giebt eine andere Antwort: ich bin zum Gericht in diese Welt gekommen, auf daß, die da nicht sehen, sehend werden, und die da sehen, blind werden. Er heilt den Gichtbrüchigen. Ist das die Herrlichkeit eines Mitgefühls, welches das Erbarmen jener Träger überbot? oder einer Macht, die zu dem Ohnmächtigen erfolgreich sprechen konnte: stehe auf und wandle? Er hat sie anders dargestellt: — „mein Sohn, dir sind deine Sünden vergeben!" Kehren wir zu unserer Erzählung zurück. Welches ist die Gottesherrlichkeit, welche aus der Auferweckung dieses Todten hervorbricht? Daß Der erschienen ist, welcher der Welt das Leben giebt, welcher aus der Eitelkeit des vergänglichen Wesens ein wahrhaftiges Leben hervorrufen kann; daß der vorhanden ist, von dem gesagt werden mag: in ihm war das Leben und das Leben war das Licht der Menschen, der von sich selbst gezeugt hat: ich bin das Licht der Welt, wer mir nachfolgt, der wird das Licht des Lebens haben. Wer eben nur den Verstorbenen hervortreten sah, der wurde

Zeuge eines großen, wunderbaren Werkes, aber die Herrlichkeit des Vaters sah er nicht. Wer aber in diesem Werke das Wort des Lebens, welches war bei dem Vater und uns erschienen ist, erkannte: der sahe Gottes wesentliche Herrlichkeit. Das aber war allein dem Glaubensauge möglich.

Wohlan, von welchem Glauben fällen wir dieß Urtheil? Heute tritt gewiß das dringende Bedürfniß ein, den Ausdruck jener Unbestimmtheit zu entziehen, in welcher ihn die gewöhnliche Vorstellung hält, und eine genauere Fassung desselben zu versuchen. Gläubig war die Martha, da sie auf eine frühere Frage die Antwort gab: ja, Herr, ich glaube, daß du bist Christus, der Sohn Gottes, der in die Welt gekommen ist; gleichwie Petrus auf das ähnlich lautende Bekenntniß seines Mundes vom Heiland selbst das Zeugniß überkam, er glaube. Aber reicht nun dieser Glaube dazu aus, die Gottesherrlichkeit zu sehen? Allerdings ist er der Felsengrund, auf welchen sich aller fernere Segen erbaut; aber das ist immer noch die Frage, ob man von diesem Standort ohne weitere Bedingung den erwünschten Einblick hat. Prüfen wir schärfer die Worte des Herrn. Habe ich dir nicht gesagt, so du glauben würdest, solltest du die Herrlichkeit Gottes sehen? — Habe ich dir das nicht gesagt, — — nun wir kennen ja die Erzählung in ihrem ganzen Verlaufe. War wirklich eine dahin lautende Versicherung an die Martha ergangen, so daß der Heiland sie daran erinnern konnte? Wir wissen nichts davon; kaum einer ähnlichen Aeußerung mögen wir uns entsinnen. Wie kann er denn fragen: habe ich dir das nicht gesagt? Wir ziehen uns wohl mit Recht auf die Auskunft zurück, daß der Herr sie nicht an einzelne bestimmte Worte, sondern an die Summa alles dessen hat gedenken heißen, was sie von Anfang her von ihm gehört, gesehen und aufgenommen habe, vornemlich aber an den Inhalt der Gespräche, welche er in der jüngstverflossenen Stunde und an dem Orte vor dem Flecken, wo sie ihn angetroffen hatte, mit ihr gepflogen. Von allem Früheren lasset uns absehen;

wissen wir mit Sicherheit doch nur von Einem Worte, das ihr als ein bleibender Stachel, im buchstäblichsten Sinne als ein zweischneidiges Schwerdt in ihre Seele gedrungen war, „Martha, Martha, Eins ist Noth"; — aber selbst hiervon lasset uns schweigen, wie bräuchlich und willkommen es uns auch zu unserem gegenwärtigen Zwecke wäre. Wir wollen lieber nach dem Eindrucke fragen, den wir selbst von den Gesprächen unserer Erzählung empfangen haben. Sollte es nicht dieser seyn, daß der Herr das trauernde Gemüth durch Lehre, Mahnung und Verheißung der Welt der Erscheinung, dem Sichtbaren und Zeitlichen entrückt und enthebt, daß er dasselbe auf ein höheres, unsichtbares, ewiges Gebiet erhebt und es versetzt in das himmlische Wesen des Reiches Gottes? Ach in diesen letzten vier Tagen, mit ihren bangen thränenreichen Stunden, war Martha, — denn von ihrer Schwester lasset uns heute gar nicht reden; sie war ein tieferes und reicheres Gemüth, sie hatte Brocken übrig von der Mahlzeit früherer Tage und Oel im Vorrath für die mitternächtige Stunde — —, aber Martha, ja sie war in diesen Tagen sicher sehr herabgekommen, sehr gesunken! Nicht, daß sie einen Fall gethan hätte kraft irgend einer Sünde; auch nicht, daß sie Schiffbruch gelitten hätte an ihrem Glauben und an ihrer Liebe; — war doch bei der Erkrankung des Bruders ihre erste Sorge die Botschaft an den Meister, und geht sie doch eilenden Fußes zu dem Erschienenen hinaus und bleibt dem alten Bekenntniß getreu. Aber freilich wie sie damals gesandt hatte nur zum Retter und Helfer, so erfüllt auch noch jetzt derselbe Gedanke ihre Seele, — Herr, wärest du hier gewesen, so wäre mein Bruder nicht gestorben; aber ich weiß auch noch, daß, was du bittest von Gott, das wird dir Gott geben. Sie ist herabgesunken in das Irdische und von den Banden der Natur durchaus befangen. Der Natur — allerdings in ihrer lieblichsten Erscheinung, denn wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtig bei einander wohnen, — aber dennoch der Natur! Der erlittene Schmerz, der erfahrene Verlust, die

entstandene Lücke, die unterbrochene, voraussichtlich für immer gestörte Gemeinschaft hat sie gebeugt und ganz dahingenommen, — sie ist dermalen eben nur ein Kind der Erde. Sehet denn, wie der Herr bemüht ist, sie aus diesen Banden zu befreien, sie aus dieser Tiefe zu erheben. Mein Bruder: so redet sie in eigenthümlicher Betonung, mein Bruder, ach, nun nicht mehr mein! Aber so wird ihr entgegnet: Ich bin die Auferstehung und das Leben, wer an mich glaubt, der wird nimmermehr sterben. Kein Wort der Theilnahme kommt aus seinem Munde, keine Frage, keine Aufforderung zur Mittheilung; auch keine Tröstung von der Art, wie die herbeigeeilten Juden sie mit voller Hand gespendet haben werden. Nein, von dem Bruder weist er ihren Blick auf seine eigene Person, von dem sinnlichen Leben auf ein höheres, von der Erde zu dem Reiche, dessen Haupt und König Er leibhaftig sey. Und wie wollen wir das Alles nennen? Wir haben dafür nur Einen Ausdruck: er lehrt sie glauben, hilft ihr glauben lernen; — denn glauben heißt, sich auf dem Boden des Himmelreichs befinden, in dieser unsichtbaren Region sich mit derselben Sicherheit bewegen, mit welcher das Kind der Welt auf dem Bereiche der Erde aufzutreten weiß. Daß aber diesem Glauben, und nur ihm, die Herrlichkeit, die in Bethanien offenbar geworden ist, erkennbar sey: das können wir mit hellem Blicke verfolgen. Wäre Martha in derselben Stimmung verblieben, in welcher sie der Herr betroffen hatte, dahingenommen von dem erlittenen Verluste, versunken in die Empfindungen der erschütterten Seele, ohne daß der Geist zu irgend einer Herrschaft kam: was wäre ihr geschehen, als der Verstorbene auf das Machtwort Jesu aus seinem Grabe hervortrat? Nun, bloß erstaunt und verwundert, gleich Jenen, welche sprachen, „wir haben heute seltsame Dinge gesehen", dürften wir sie selbst in diesem Falle nicht denken; sondern sie würde ausgerufen haben: freuet euch mit mir, denn ich habe wiedergefunden, was ich verloren hatte; noch mehr, sie hätte ihre ganze Seele in den Dank gegen den gnadenreichen Helfer

gelegt, — wie soll ich's ewig danken dir; Ihm wäre sie zu Füßen gesunken mit tieferem Gefühle, mit überfließenderen Lippen, als jener heilgewordene Samariter. Aber Eins wäre nicht geschehen, — die Herrlichkeit Gottes wäre ihr nicht aufgegangen; und wie hart es auch scheinen mag, wir würden ohne irgend ein Bedenken das strenge Wort auf sie anwenden, welches der Apostel über die Heiden ausgesprochen hat, und auch von ihr sagen, daß sie die Herrlichkeit Gottes in das Bild des Vergänglichen verwandelt habe und eitel geworden sey in ihrem Dichten. Hat sie sich aber durch die Seelsorge Jesu von dem Vergänglichen auf das Ewige weisen, aus der Natur in das Wesen einer höheren Welt geleiten lassen: dann sahe sie in der Auferweckung ihres Bruders eine Verklärung dessen, der die Auferstehung und das Leben ist, dann erlebte sie, was Er zu seiner Zeit geweißagt hatte: der Vater hat den Sohn lieb und zeigt ihm alle seine Werke, und wird ihm noch größere zeigen, also daß ihr euch verwundern werdet; denn wie der Vater die Todten auferweckt und macht sie lebendig, also auch der Sohn macht lebendig, welche er will. Welcher von den beiden Fällen wirklich bei ihr eingetreten sey: wir wagen es nicht zu entscheiden, wir können nur eine mehr oder minder begründete Vermuthung hegen. Denn nachdem der Herr geboten hatte: löset ihn auf und lasset ihn gehen, da schneidet die Geschichte ab. Und wie innig wir auch wünschen möchten, eine einzige Aeußerung aus dem Munde des Auferweckten selbst, oder eine kurze Mittheilung über die Erweisung der Schwestern zu empfangen, — unerbittlich läßt die Schrift den Vorhang fallen. Wir beurtheilen dieß Schweigen als eine Zeichensprache an uns, als die Hinweisung auf ein wichtigeres Geschäft, welches wir zu treiben haben. Uns ist die große Geschichte erzählt; und weil wir sie kennen, so sind wir auf die Stufe derselben Bevorzugung gestellt, die den Augenzeugen zu Bethanien zu Theil geworden war. Auch wir können darum hier die Herrlichkeit des Vaters schauen. Und wir haben sie gesehen, dafern wir glauben. Ohne den

Glauben nehmen wir ein bloßes Wunder wahr, und in dem Wunder die Offenbarung — sey es einer übermenschlichen Gewalt, sey es einer hohen Huld und Menschenfreundlichkeit. Stehen wir aber im Glauben, in dem Glauben, der da ist eine gewisse Zuversicht dessen, das man nicht sieht: so erkennen wir das erschienene Leben und nehmen es wahr mit aufgedecktem Angesichte, daß das Himmelreich herbeigekommen sey.

Wir haben es schon ausgesprochen, daß wir mit der bisherigen Betrachtung das Wort des Herrn an die Martha noch nicht erschöpft erachten. Die Frage, habe ich dir nicht gesagt, so du glauben würdest, solltest du die Herrlichkeit Gottes sehen, weist offenbar auf eine Zukunft, und rügt die unterlassene, die versäumte Lösung einer Pflicht. Hättest du Glauben, so müßtest du eines ganz anderen Anblicks gewärtig seyn, als der Erscheinung der Verwesung! Wenn wir uns jetzt dieser zweiten Seite zuwenden, so kann es allerdings scheinen, als sänken wir aus einem höheren Fluge der Andacht in ein niederes Gebiet herab; denn höher erscheint allerdings der Glaube, welcher die Herrlichkeit Gottes erschaut, als wenn er des Guten überhaupt von der Zukunft gewärtig ist. Hätte Martha nur ein Senfkorn echten Glaubens besessen, so hätte die Ankunft des Herrn, seine Erscheinung, sein sicheres zuversichtliches Wesen sie in eine andere Stimmung versetzen müssen, als in welcher sie sich vermaß, seinen Gang aufzuhalten, sein Thun zu hindern, — Herr, nicht doch, er ist schon vier Tage gelegen, er riechet schon. Wir steigen gleichwohl nicht herab, sondern dringen weiter empor. Allerdings es will Etwas sagen, die offenbar gewordene Herrlichkeit Gottes zu schauen, und nur der Glaube setzt dazu in Stand; aber das geht weit darüber hinaus, das Offenbarwerden derselben zuversichtlich und zweifellos zu erwarten. Lasset uns das recht verstehen. Sich überhaupt des Guten von der Zukunft zu versehen, das können wir als eine sonderliche Glaubensprobe nicht erachten. Keinem Frommen fällt es hart, seine Seele mit dem Zusprüche zu ermuntern, „harre des Herrn,

du wirst ihm noch danken, daß er deines Angesichts Hülfe und dein Gott ist", und sich der Hoffnung zu trösten, „Er wird es wohl machen, er führt es herrlich hinaus." Aber welch' ein Gedanke — der Herrlichkeit Gottes gewärtig zu seyn! Wir mögen sie schauen, nachdem sie offenbar geworden ist; wir mögen uns dann auch gedemüthigt finden, daß wir sie nicht erwartet hatten, und das Wort, „hatte ich's dir nicht gesagt", mag Kohlen der Beschämung auf unseren Häuptern sammeln: aber im Hinblick auf die Zukunft dieser Herrlichkeit in voller Freudigkeit gewiß zu seyn, das ist der Glaube der Vollkommenen! Die wir ein neues Jahr angetreten haben und hinausschauen in seine ungewissen Schickungen: haben wir es gethan in dieser Weise? Fand uns der Morgen desselben in der festen Ueberzeugung, daß die Klarheit vom Herrn um uns leuchten werde? und dieß hinsichtlich der allgemeinen Zustände nicht minder als in Bezug auf unser eigenes Ergehen? Sahen wir den ganzen Gesichtskreis mit dem Glanze Gottes erfüllt? oder erblickte das spähende Auge nur dunkle Wolken, durch welche kaum ein matter Sternenschimmer brach? Und doch ziemt es sich für die Kinder der Freien, für die Glieder des Neuen Bundes, daß sie nicht bloß rückwärts die Strahlen der Gottesherrlichkeit verfolgen, sondern sie auch vorwärts glaubensvoll erblicken; denn eben das soll sie auszeichnen vor den Kindern des überjahrten Testaments. Lasset uns hören, was nach dieser Seite von dem hervorragendsten Gliede des letzteren erzählt wird. Moses begehrte die Herrlichkeit Gottes zu schauen. Und der Herr antwortete ihm: dort auf den Felsen will ich dich stellen; und wenn meine Herrlichkeit vorübergeht, so will ich meine Hand über dir halten, bis ich vorüber bin; dann wirst du mir hinten nachsehen, aber mein Angesicht kannst du nicht sehen. So war es zu der Zeit des Alten Bundes. Was man da von der Herrlichkeit Gottes erschaute, das sah man hinten nach; war sie vorübergegangen, so konnte man ihre Offenbarung verfolgen und sprechen lernen: du bist der Gott,

der Wunder thut, du hast deine Macht den Völkern kund gethan. Aber von vorn sahe man sie nicht. Das Auge des Christen ist nach dem, das vorne ist, gerichtet, — auch in dieser Hinsicht, auch in diesem Sinne; es sieht der Offenbarung der Herrlichkeit Gottes entgegen, ja es sieht in der ganzen Zukunft nichts anderes, als eben sie. So sollte es wenigstens seyn, das ist die Pflicht, die der Glaube zu erfüllen hat.

Aber was können wir thun, um uns zu der Lösung derselben zu helfen? Wir stellen den Versuch an. Ein Dreifaches gedenken wir euch zu diesem Zwecke darzubieten. Was wir aufs Erste aussprechen, machen wir ungeachtet seiner guten biblischen Begründung nur mit einer gewissen Schüchternheit geltend, weil es lediglich eine verständige Ueberzeugung bewirken kann. Der dort in Bethanien die Herrlichkeit Gottes hat offenbar werden lassen, er ist derselbe heute und in alle Ewigkeit; noch mehr, Er hat den Platz zur Rechten Gottes eingenommen und übt die Herrschaft in dem Reiche aus. Aber wenn er denn nun gesessen ist auf dem Throne der Majestät im Himmel: was kann anders geschehen, und was anderes kann erwartet werden, als die Offenbarung der Herrlichkeit Gottes? als ihre Siege? als die Niederlagen des Todes? Ist es doch dieß, was der Apostel in Gedanken hat, wenn er in dem großen euch bekannten Unterrichte einander das Alte und das Neue, wie es geschieden sey in der Erscheinung Jesu Christi, gegenüberstellt! Gleichwie, so schreibt er, durch Einen Menschen die Sünde in die Welt gekommen ist und der Tod durch die Sünde, und gleichwie bisher die Sünde geherrscht hat zum Tode: also herrschet fortan die Gnade durch die Gerechtigkeit zum ewigen Leben durch Jesum Christum unsern Herrn. Herrschet denn der Fürst des Lebens, was kann anders erwartet werden, als lauter Zeugnisse dieser Herrschaft? Und wer der Zukunft zagend und zweiflend entgegensieht, verfällt er darum nicht der Rüge: du Kleingläubiger, warum — mit welchem Rechte, unter welchem Vorwande — zweifelst du doch? Aber lassen wir diese

rein verständige Beweisführung. Mit dem Zweiten, das wir zu sagen haben, hoffen wir dem Geiste der heutigen Worte näher zu kommen und einen unmittelbarer anwendbaren, auf das Gemüth berechneten Rath zu ertheilen. Das ist der Rath: lasset es uns niemals dulden, daß — so oft unser Auge voraussehend, berechnend, erwartend in die Zukunft blickt — die bangen Besorgnisse, die wir für unser irdisches Ergehen hegen, sich in ein Gebiet eindrängen und einmischen, welches von dem zeitlichen Loose durch eine weite Kluft geschieden ist. Ihr Alle habt eurer irdischen Zukunft gegenüber so manche ernstliche Befürchtungen. Und wir unsererseits haben keinerlei Vollmacht empfangen, dieselben durch begütigenden Zuspruch zu zerstreuen. Vielmehr den entgegengesetzten Auftrag! „Was soll ich predigen?" so fragt der Prophet in dem Zusammenhange, an den wir zu Anfang unserer Betrachtung erinnert haben. Und was ihm aufgegeben wird zu verkündigen, das ist noch niemals abgesagt worden, sondern in voller Kraft geblieben: Predige, alles Fleisch ist wie Gras und alle seine Herrlichkeit wie des Grases Blume; das Gras verdorret und die Blume verwelket; — sie muß verwelken, weil sie eben Grasesblume ist. Rechnen wir nicht darauf, daß es im Irdischen besser gehen werde, — im angetretenen Jahre, und wie viele Jahre uns in diesem Leben noch beschieden sind. Einzelne Uebel, die wir tragen, mögen hier und da verschwinden; aber im Ganzen geht es den Weg alles Fleisches vorwärts, den Weg zum Verdorren und Verwelken. Das dürfen und sollen wir uns nie verhehlen, und das soll der Christenheit nach Gottes Auftrag immer aufs Neue verkündigt werden. Das aber sollen wir mit höchstem Ernste verhüten, daß unser Auge dadurch nicht zum Schalke werde, so daß es lauter Schreckgestalten sieht. Mitten in der Vergänglichkeit des Irdischen soll dasselbe helle seyn für die Botschaft: über dir gehet auf die Herrlichkeit des Herrn. Bewahren wir es in dieser Einfalt. Wir haben Trübsal, aber wir ängsten uns nicht; uns ist bange, aber wir verzagen nicht; wir leiden Ver-

folgung, aber wir werden nicht verlassen; wir werden unterdrückt, aber wir kommen nicht um; wir tragen um uns das Sterben Jesu Christi, aber damit sein Leben an uns offenbar werde; und ob unser äußerlicher Mensch verweset, so wird der innerliche von Tage zu Tage erneuert; was sichtbar ist, das ist zeitlich, was aber unsichtbar ist, das ist ewig. Das also sollen wir von einander unterscheiden mit dem scharfen, wohlgeübten Glaubensblicke. Aber wenn das Auge einmal trübe wird, — etwa in einem ähnlichen Falle, wie die Martha ihn erlebt? Nun dann lasset euch das Dritte empfohlen seyn, das wir mit aller Unmittelbarkeit aus unserem Abschnitt schöpfen. Habe ich dir nicht gesagt? — so spricht der Herr. Gesagt! Nun, Herr, bist du es, der es gesagt hat, — o wie ich auf dein Wort mein Netz auswerfen will, so will ich auch auf diese deine Rede trauen. Getreu ist der, der es verheißt, er wird's auch thun, denn sein Name ist Treu. Um seines Wortes willen schauen wir hinaus und versehen uns der Offenbarung seiner Herrlichkeit um uns her und an uns selbst; — so lösen wir die Glaubenspflicht. Lasset uns treu seyn in ihrer stetigen Erfüllung. Und nicht darum allein, weil wir sie Ihm schuldig sind, Ihm, der sonst vorwurfsvoll fragt: habe ich's dir nicht gesagt? sondern ebenso auch deßhalb, weil wir durch diese Uebung einem höheren Ziele entgegenreifen. Es will Etwas sagen, die Herrlichkeit Gottes zu schauen; es will noch mehr sagen, ihrer allezeit gewärtig zu seyn: aber das Höchste ist selbst dieses nicht. Gottes Herrlichkeit sehen, das heißt noch nicht Ihn Selbst erschauen; es wäre nur die Vorhalle, nur der Vorhof zum Allerheiligsten. Licht ist sein Gewand, das er anhat, Licht ist das Haus, da er wohnt: aber Er selbst ist im höchsten Maßstabe Licht, und Finsterniß ist in ihm keine. So können und sollen wir vom Lichte zum Lichte dringen, vom Anschauen seiner Herrlichkeit zum Anschauen seines Angesichts, — und zu der Seligkeit, von der geschrieben steht: ich habe Gott von Angesicht gesehen, und meine Seele ist genesen. Amen.

Mehr denn Jonas, mehr denn Salomo.

In der Festzeit der Erscheinung.

Evangelium Matthäi Cap. 12. V. 41. 42.

„Die Leute von Ninive werden auftreten im Gericht mit diesem Geschlecht, und werden es verdammen; denn sie thaten Buße nach der Predigt Jonä; und siehe, hier ist mehr denn Jonas. Die Königin von Mittag wird aufstehen im Gericht mit diesem Geschlecht, und wird es verdammen; denn sie kam vom Ende der Erde, Salomos Weisheit zu hören; und siehe, hier ist mehr denn Salomo."

Der vorliegende Abschnitt legt von einer anderen Offenbarungsweise der Herrlichkeit des eingeborenen Sohnes Zeugniß ab, als welche das letzte Mal unsere Andacht beschäftigt hat. Hier sind es nicht die Werke seiner Hand, in deren Spiegel unser Auge seine Klarheit schauen soll, sondern die Worte seines Mundes, für die er den auch sonst erhobenen Anspruch geltend macht: selig sind eure Ohren, weil sie hören was ihr höret. Achten wir auf die erschütternde Drohung, in welche die Rede ausläuft, halten wir dieselbe an die vergleichungsweise milde Rüge, mit der er sich dort gegen die Martha gewendet hat: so könnte sich in der That die Vermuthung aufdrängen, ob nicht etwa diese Predigt die klarere Entfaltung seiner Majestät und darum auch die sichrere Geleiterin zur gläubigen Erkenntniß und Verehrung seines Namens sey. Aber nicht in dem Sinne läßt sich dieselbe rechtfertigen, als bedingte die vernommene Predigt eine größere Last der Verantwortung, denn die angeschauten Werke. Derselbe Mund, welcher hier im Tone der Drohung redet, hat auch in Hinsicht auf die Werke seiner Hand erklärt:

wehe dir, Chorazin, wehe dir, Bethsaida, wehe dir insonderheit, Capernaum; denn wären solche Thaten, als bei euch geschehen sind, zu Tyrus und Sidon, ja selbst zu Sodom geschehen, sie hätten vor Zeiten im Sack und in der Asche Buße gethan; darum wird es ihnen erträglicher ergehen am jüngsten Gerichte, denn euch. Nicht einmal so viel werden wir behaupten dürfen, als ob das Wort des Herrn zu Stande bringen könnte, was seine Werke nicht vermocht. Er selbst stellt beide Offenbarungsweisen seiner Herrlichkeit auf völlig gleiche Stufe; und auch geschichtlich läßt es sich verfolgen, wie in dem Maße, als die eine wirksam oder eitel war, zugleich die andere ihre Früchte brachte oder schuldig blieb. Die Jünger, die in seinen Thaten den Finger Gottes walten sahen, sie haben ebenso bekannt: du hast Worte des ewigen Lebens. Die Feinde, welche seine großen Werke aus einem bösen Bündniß deuteten, haben ebenso gelästert und gefragt: was höret ihr ihm zu? er ist von Sinnen. Das Volk, das sich durch seine Wunder zu dem Ausruf drängen ließ, „es ist ein großer Prophet unter uns aufgetreten und Gott hat sein Volk heimgesucht, denn Solches ist nie in Israel gesehen", — es hat sich ebenso über die holdseligen Worte verwundert, die aus seinem Munde kamen, und eingestanden, daß er gewaltig predige und anders als die Schriftgelehrten. Und so wird sich denn nur dieß festhalten lassen, daß es verschiedene Mängel und Gebrechen seyen, die in dem Einen Falle eine Decke weben, so daß die Klarheit Gottes auf dem Angesichte des Herrn verhalten bleibt, und in dem andern eine Ohnmacht schaffen, die Gottesweisheit zu verstehen; daß dort der Wunsch ersteht, der Blinden Augen mögen sehend werden, und hier der Seufzer, daß ein Hephata der Tauben Ohr durchbohren möge. Und hierauf bleiben wir für unsere heutige Betrachtung ruhen. Wir nehmen nicht zurück, was wir neulich geäußert haben, daß wir zu dieser unserer Zeit hinter Denen nicht zurückstehen, welche die unmittelbaren Zeugen der Werke Jesu gewesen sind. Allein in Einem Sinne hat es freilich seine offenbare Wahrheit, daß wir,

um seine Herrlichkeit zu sehen, ausschließlich auf sein Wort gewiesen sind, daß wir also niemals von der Bitte lassen können, „ach bleib' mit deinem Worte bei uns, Herr Jesu Christ", und niemals in der Arbeit säumen dürfen, uns in diesen uns dargereichten Spiegel zu versenken. Da wird es uns aber in der That zu einem sonderlichen Gewinne gedeihen, wenn uns die Ursachen gewiesen werden, aus welchen sich die mangelhafte Frucht des Gotteswortes unter uns erklärt; — und in dieser Hinsicht kommt uns der vorliegende Abschnitt in einem eigenthümlich reichen Maße entgegen. Allerdings geht derselbe im Tone der Drohung, ja die Drohung scheint ihn völlig zu beherrschen, zu erschöpfen: aber lasset es uns getrost voraussetzen, daß auch in diesem Falle das umfassende Wort sich bewähren werde: das Gesetz ist durch Mosen gegeben, aber die Gnade und Wahrheit ist durch Jesum Christum worden. Sehen wir die Worte darauf an. Zwei lehrhafte Züge sind in den Rahmen der Drohung gefaßt. Der Herr vergleicht sich zuerst mit bestimmten, ausdrücklich namhaft gemachten Gestalten der Vergangenheit, und dadurch zeigt er uns die wesentlichen Strahlen, kraft deren Gottes Herrlichkeit durch seine Predigt hindurchbricht. Aber er hält uns außerdem ein Muster, genauer, ein beschämendes Exempel vor, welches mit seinem hellen Lichte unsere Thorheit, Trägheit, Sünde offenbart. Es kann nicht fehlen, daß die richtige Beleuchtung beider Züge zuletzt auch zum vollkommenen Verständniß der erschütternden Drohungen frommen wird. Betrachten wir also

das Zeugniß Jesu Christi von der Herrlichkeit seines Wortes,

so lasset uns erstens die Strahlen dieser Herrlichkeit, wie sie der Herr bezeugt hat, sammeln; und zweitens die Klage deuten, welche die Verächter seiner Gabe trifft.

Also nicht bloß von der Drohung, sondern auch von den beschämenden Beispielen, auf deren Grunde dieselbe ruht, sehen wir zunächst noch ab; es gilt jetzt lediglich die Frage, welche

Strahlen der Herrlichkeit Jesu Christi aus der Predigt seines Mundes hervorleuchten. Und da steht die Antwort in den Worten: siehe, hier ist mehr denn Jonas; siehe, hier ist mehr denn Salomo. Der Umstand, daß sich der Herr auf diese zwei Vergleichungen beschränkt, erklärt sich weder aus einem zufälligen Blicke auf die Geschichte, noch auch aus der bekannten gesetzlichen Ordnung, daß jedwede Wahrheit durch zween Zeugen erhärtet werde; sondern er ist tief in der Natur und dem Zwecke der Predigt begründet. Die Predigt soll Etwas leisten, sie soll die Herzen in Bewegung setzen, sie zu irgend einer That bestimmen. Aber sie soll auch Etwas bieten, sie soll auf höhere Gebiete geleiten, auf daß das Auge erblicke, was demselben sonst verhalten bleibt. Beides lasset uns nach einander erwägen!

Siehe, hier ist mehr denn Jonas. Mehr denn Jonas. Das Mehr bezeichnet einmal eine Aehnlichkeit, von welcher Art sie auch sey, in welchem Grade sie immer bestehe. Aber andererseits betont es die Verschiedenheit, da eine neu erschienene Klarheit den Glanz der alten überschwänglich überstrahlt. Eine Aehnlichkeit? Worin hätte es der Herr, das Wort der Wahrheit predigend, dem Sohne Amithai gleichgethan? Achten wir darauf, daß Jonas in der Wolke der Propheten, soviel uns die Geschichte über ihn berichtet, unvergleichlich ist. Nicht dazu war er erweckt, dem Volke Israel die Offenbarungen Gottes zu deuten, sondern nur den Einen Auftrag hat er überkommen: mache dich auf, gehe in die große Stadt Ninive, und predige ihr die Predigt, die ich dir sage, — es sind noch vierzig Tage, so wird Ninive untergehen! Wohlan, hier ist in Wahrheit eine wesentliche Aehnlichkeit. Kann doch überhaupt die göttliche Predigt an die sündhafte Welt nicht anders als in diesem Tone gehen. Thut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen, so begann daher der Herr vor allem Volke zu zeugen; kraft dieses Rufes hat er die verhallende Rede seines Vorläufers in verstärkter Weise aufgenommen, ohne je seine Stimme zu wandeln, ohne je zu dulden, daß sie seine Diener wandelten. „Also

ist es geschrieben und also mußte Christus leiden und auferstehen, und **predigen** lassen in seinem Namen die **Buße** unter allen Völkern." Und der Apostel eröffnet den Männern zu Athen, daß Gott die Zeiten der Unwissenheit übersehen habe, nun aber gebiete er allen Menschen an allen Enden Buße zu thun. Aber „**mehr** als Jonas": welches ist in diesem Stücke der Vorzug Jesu Christi? Auf dem, was vor Augen ist, dürfen wir nicht beruhen. Zankend und schreiend ist der Herr freilich nicht umhergezogen durch die Städte von Judäa und Galiläa, wie wir uns den Sohn Amithai auf den Straßen von Ninive denken mögen. Aber hat Jonas den nahen Untergang der Stadt, deren Bosheit vor Gott gekommen war, geweissagt: so lasset uns nimmer wähnen, als hätte Christus das alte Wort zurückgenommen, „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben"; auch Er hat die Trümmer Jerusalems vorausgesagt, und der verfallenden Stadt die Umschrift gesetzt: das werden sie dir darum thun, daß du die Zeit nicht erkannt hast, darinnen du heimgesucht bist. Zwar in Sack und Asche zu erscheinen, zu fasten vom Könige herab bis zu dem vernunftlosen Geschöpf, damit der Schrei aus Menschenbrust und das Seufzen der Creatur sich zur Abwendung des Strafgerichts vereinige: das hat der Heiland nicht begehrt, — sondern „so du fastest, so salbe dein Haupt und wasche dein Angesicht"; aber was er dem Fleische erließ, ja der äußeren Vollziehung völlig entrückt, das hat er dem Geiste zur unverbrüchlichen Pflicht gemacht; vor dem Vater, der in das Verborgene siehet, **soll** das Herz mit seinem Fasten scheinen. So werden wir denn tiefer dringen müssen. Mehr als Jonas: — der Anspruch will überhaupt von einer ganz anderen Seite her beleuchtet seyn. Schon der Wortlaut nöthigt uns, mit der Vergleichung der **Personen** anzuheben. Was der Herr über den Täufer fragt, „wolltet ihr einen Propheten sehen? ja ich sage euch, der auch **mehr** ist, denn ein Prophet": das galt im höchsten Maßstabe von Ihm selbst, wie deßhalb auch Johannes von

ihm zeugt, „er ist mitten unter euch getreten, welchen ihr nicht kennet, deß ich nicht werth bin seine Schuhriemen aufzulösen.“ Aber wir wollen diese weitgreifende Verschiedenheit nur bis zu der Stelle verfolgen, wo uns die höhere Klarheit der Bußpredigt Jesu Christi in die Augen fällt. Manchmal und mancherlei Weise hatte der Vater durch die Propheten geredet, am letzten aber durch den Sohn. Vergeblich hatte er die lange Reihe seiner mahnenden Knechte vor den bösen Weingärtnern vorübergehen lassen, — da hatte er noch einen einigen Sohn. „Ich will meinen lieben Sohn senden, den werden sie hören und scheuen.“ Das ist der Punkt, auf welchen es ankommt. In seiner Bußpredigt offenbarte sich Jesus als den Sohn, während des Jonas Bußpredigt nur den Boten und Knecht Gottes spiegelte. „So spricht der Herr“: das ist der Anfang der Prophetenpredigt, von diesem Geiste und Grundtone wurde sie getragen. Sie durfte namentlich die Buße nur im Namen Dessen begehren, an dem allein die Menschen gesündigt hatten, und der allein die erfüllte Forderung mit seinem Segen begleiten konnte. Aber niemals hat der Heiland in solchen Lauten angehoben; an deren Stelle trat sein „wahrlich, wahrlich sage ich euch.“ Nicht als im Auftrage eines Senders, sondern in seinem eigenen Namen fordert er die Buße, und nicht auf Grund einer empfangenen Vollmacht, sondern aus eigener Machtvollkommenheit verkündigt er die göttliche Vergebung, „gehe hin in Frieden, deine Schuld ist dir erlassen!“ Darum hat er auch nie andere Bestimmungsgründe zur Buße in Bewegung gesetzt, als welche in seiner Erscheinung begründet seyen; und seine Offenbarung als Sohn erwies sich daher unmittelbar entweder als die Quelle einer göttlichen Traurigkeit, oder als die Ursache der Verstockung. In diesem Sinne also war hier mehr als Jonas! Drängen wir vor der Hand noch die Betrachtungen zurück, die sich uns auf Grund dieser Vergleichung darbieten, und wenden wir uns sofort zu der zweiten, die der Herr mit nicht geringerer Betonung macht. Hier ist mehr denn

Salomo! Wir heben auch in diesem Falle mit der Frage nach der Verwandtschaft zwischen Beiden an. Der jugendliche König hatte den Thron seines Vaters David überkommen. Der Purpur hielt ihn nicht ab, einem Kaufmann gleich auf gute Perlen auszugehen, und aus dem gesammelten Schatze wie ein Hausvater Altes und Neues hervorzuthun. Und sie bewunderten seine Weisheit, der Ruf derselben zog die Fernen herbei, und sie fanden sich nicht getäuscht: „selig sind alle deine Knechte und diese deine Leute, darum daß sie allezeit vor dir stehen und deine Weisheit hören." So sehen wir in ihm einen König, „dessen Mund Weisheit redet und dessen Herz Einsicht sinnet"; — aber auch der Heiland hat gesagt: „ich bin ein König; ich bin dazu geboren und dazu in die Welt gekommen, daß ich für die Wahrheit zeugen soll." Und das ist hier die Aehnlichkeit. Aber „mehr denn Salomo"? Nun den Stab will dieß Wort über die Salomonische Weisheit ebensowenig brechen, wie der vorangehende Laut die Bußpredigt Jonä verachtet hat. Was der Apostel sagt, es ist Alles euer, es sey Paulus oder Apollo oder Kephas, dieß „Alles" schließt auch den Salomo mit ein; und was wir aus seinem Munde überkommen haben, steht dem Gebrauche noch immer frei. Uns erquicken die Psalmen, die seinen Namen an der Spitze tragen, „wenn der Herr nicht bauet das Haus, so bauen die Bauleute umsonst"; „Gott, gieb dein Gericht dem Könige und deine Gerechtigkeit dem Königssohne." Uns erbauet das Gebet, mit welchem er den Prachtbau des Tempels geweihet hat. Und jene goldenen Lebensregeln, durch reiche Erfahrung und lange Beobachtung erworben, — o wenn unsere Jugend sie nur treu erwägen wollte, es würde sich nicht so oft an ihr der Spruch erfüllen: vorher gethan, hernach bedacht hat Manchen in groß' Leid gebracht! Und dennoch: hier ist mehr, denn Salomo! Das kleinste der Worte Jesu Christi — wenn wir anders von Unterschieden zwischen den Ergüssen der himmlischen Weisheit reden dürfen, — es verhält sich zu der ganzen Summa Salomonischer Erkenntniß und Erfahrung —

nun mit welchem Gleichniß sollen wir den Abstand deuten? wir wollen sagen: wie die Lilie des Feldes zu dem Prachtgewande des Königes! Und worauf beruht diese unvergleichlich höhere Klarheit? Die Antwort wird wohl nach derselben Regel gehen müssen, welche sich der Jonaspredigt gegenüber bewährt hat. Lasset sie uns ertheilen vermöge des Ausspruchs einer Schrift, die von demselben Salomo den Namen trägt. Da sagt die Weisheit, „Jehova schuf mich im Anfang seiner Wege; ehe die Berge und die Gründe und die Erde waren, war ich; und ich war sein Rath, als er die Sterne schuf, und ich war allezeit bei ihm, und meine Lust ist bei den Menschenkindern.“ Nach dieser Weisheit hat sich Salomo gesehnt, wie denn gewiß auf ihn insonderheit das Wort des Herrn an seine Jünger geht: Könige haben darnach verlangt, zu sehen das ihr sehet und zu hören das ihr höret, und haben es nicht gesehen. Gesehnet hat er sich nach ihr, aber erreicht hat er sie nicht. Deßhalb aber konnte er auch keine andere Weisheit reden, als welche er in diesem Suchen und Sehnen gefunden: und das war unvollkommenes Stückwerk, — es mußte es in einem weit bedenklicheren Sinne seyn, als in welchem der Apostel Paulus von seinem eigenen Stückwerk-Wissen spricht. „Die Königin von Mittag kam, ihn zu versuchen mit Räthseln, und redete mit ihm Alles, was sie im Sinne hatte. Aber Salomo sagte ihr alle Fragen, und war dem Könige nichts verborgen, das er ihr nicht gesagt hätte.“ Ja die Räthsel im Leben mochte er ihr immer lösen; nur das Räthsel des Lebens konnte er nicht deuten; die letzte Antwort auf die Summa aller Fragen, die Antwort, welche das Herz erfreuet und die Augen erleuchtet, — sie war dem Munde vorbehalten, durch welchen alle Geheimnisse, von der Welt her verborgen, vom Licht beleuchtet worden sind. Der Heiland spricht, „an jenem Tage werdet ihr mich nichts mehr fragen“: in diesem Sinne ist hier mehr denn Salomo!

Nicht ohne Bedacht haben wir unsere erste Aufgabe dahin

bezeichnet, daß es die Strahlen der Herrlichkeit zu sammeln gelte, die von der Predigt Christi ausgegangen sind. Wir dürfen uns daher nicht an der allgemeinen Erledigung der Frage genügen lassen, weßhalb hier mehr als Jonas sey und ebenso auch mehr, denn Salomo. Sondern erst dann wird uns diese Klarheit in der ganzen Fülle ihres Glanzes sichtbar seyn, wenn wir zusammenfügen, was in dem Propheten und dem Könige getrennt erscheint. Wie sind die Beiden so verschieden von einander! und wie wenig sind wir es im Stande, die Worte des Einen auf den Lippen des Andern zu denken! Einem Jonas hätten die Sprüche der Weisheit schlecht angestanden, welche die Königin von Mittag entzückten; und in dem Munde Salomo's der ernste Jonasruf, — nein, nicht einmal vorübergehend können wir die Vorstellung vollziehen! Bei dem Heiland ist das hier Getrennte Eins. Nicht überhaupt in seiner Person, sondern in jedwedem seiner Worte! So oft er redet, wo er redet, wie er redet: überall trifft zu gleicher Zeit das Wort, „siehe, hier ist mehr als Jonas und mehr als Salomo." Bei ihm ist Weisheit und Stärke, Kraft und Verstand. Das Lamm ist würdig, zu nehmen Stärke und Weisheit. Und das Wort vom Kreuze ist göttliche Weisheit und göttliche Kraft. Da ist das Räthsel wahr geworden und gelöst: Süßigkeit geht von dem Starken! Es giebt keinen Ausspruch Jesu Christi, welcher bloß so angethan wäre, daß er uns neue Lichtblicke eröffnete, uns heimisch machte auf bisher unbekannten Gebieten; der nicht vielmehr zu gleicher Zeit im Stande wäre, unseren alten Menschen in den Wurzeln seines Lebens zu erschüttern, uns zu dem Pflügen eines Neuen zu bestimmen. Und wiederum giebt es keinen, der lediglich in gebietenden Lauten zu uns redete, daß wir verleugnen das ungöttliche Wesen und die weltlichen Lüste, ohne zugleich vor unseren Augen ein Licht aus der Finsterniß hervorbrechen zu lassen und einen hellen Schein uns in das Herz zu geben. Das Wort der Wahrheit, welches den neuen Menschen schafft, alle Unsauberkeit und Bosheit ablegen heißt und unsere Seelen

selig machen kann, ist überall auch die Offenbarung der Weisheit von oben, welche Gott verordnet hat vor der Welt zu unserer Herrlichkeit. Wohlan, diese Predigt Jesu Christi, die im höchsten Maßstabe gewährt, was ein Jonas, was ein Salomo nur unvollkommen bieten konnten, welche das, was Jene eigenthümlich ausgezeichnet hat, in sich zusammenschließt, — sie wird gleichwohl verschmäht und abgewiesen? Sie, welche den verschiedensten Bedürfnissen entgegenkommt und auf die Befriedigung derselben nicht bloß berechnet ist, sondern sie wirkich überschwänglich stillt, — sie findet dennoch keinen Anklang? Kann man auch mehr thun? Besseres geben? Richtet selbst, ihr Männer von Juda und ihr Bürger zu Jerusalem! Welchen Spruch muß man wohl fällen über die Verächter solcher edlen Gabe? Die Worte unseres Abschnitts halten das Gericht! Sie gehen im Tone der Drohung, sie weissagen eine gerechte Vergeltung. Aber daß wir nur nicht an der Oberfläche haften bleiben! Nicht *der* Umstand bedingt den Fluch, daß überhaupt das Wort des Herrn zurückgewiesen wird; sondern die innere Verfassung der Herzen, welche es verachten lehrt, verfällt dem unausweichlichen Gericht. Dieß sey vornemlich unsrer Andacht empfohlen, wenn wir jetzt *zweitens* das *Klagewort* des Herrn zu deuten suchen.

Also ein Muster, ein beschämendes Exempel wird uns vorgestellt. Die Männer von Ninive, die Königin von Mittag, sie werden dieß Geschlecht dereinst verdammen. Denn Jene thaten, was das letztere verabsäumt hat. Aber worin steht und worauf beruhet das Lob, das Jesus den zukünftigen Verklägern seines Volks ertheilt? Daß die Bewohner der großen Stadt, deren Bosheit vor Gott gekommen war, den unbekannten Propheten aufnahmen, ohne ihm mit dem Hohne zu begegnen, „sehet da den Träumer", daß sie anders über seine Botschaft urtheilen, als die Männer zu Athen über die Bußpredigt Pauli; daß die Königin von Saba auf das bloße Gerücht von dem weisen Regenten aus weiter Ferne hergekommen war: das be-

kundet zwar eine geistige Beweglichkeit, welche im Vergleiche mit dem kalten Wesen der gleichgültigen Menge schon Anspruch auf Beachtung hat. Allein rein für sich selbst hat dasselbe keinen eigentlichen Werth. Wir wissen nichts weiter von der Predigt des Propheten in Ninive: hat er aber das nahe Verderben in jener unumwundenen, zuversichtlichen Weise verkündigt, zu welcher ihn der göttliche Auftrag in Stand gesetzt; hat er es geschildert, wie bald kein Stein mehr auf dem andern bleiben werde, — sie ist gefallen die große Stadt —: so ist es nichts Sonderliches, wenn die Gemüther erbangen und endlich zur Besinnung kommen. Wir entbehren ebenso der näheren Kunde über die Königin von Saba. Aber sollte sie an ihrem eigenen Herzen erfahren haben, was Salomo bekennt, „es ist Alles ganz eitel und kein Gewinn unter der Sonne"; sollte sie, übersättigt von den Gütern, über welche sie verfügen konnte, nach Neuem gedürstet haben: was ist es Großes, wenn der Ruf des viel gepriesenen Königs sie bestimmt, hinaufzuziehen gen Jerusalem! Wir setzen den Fall, daß Jesus gleich einem Jonas aufgetreten oder daß er wie ein Salomo gepredigt hätte: wer wagt es, den Erfolg zu bestimmen, den er alsdann in Israel gefunden hätte! Johannes der Täufer verfuhr in irgend einem Sinne Jonasgleich; „es ist die Axt den Bäumen schon an die Wurzel gelegt, thut rechtschaffene Früchte der Buße": das lautet jener Drohung an die Niniviten sehr verwandt. Wie nun? Hat dieß die Menge von ihm abgestoßen, oder sie nicht vielmehr angezogen? War es nicht dieß, weßhalb sie hinausströmten in die Wüste in Schaaren, unter welchen sich selbst mancher Pharisäer fand? Und eine Weisheit, wie sie Salomo gepredigt hatte, sollte keine Schriftgelehrten — wenn auch freilich einen Nicodemus nicht — zu den Füßen des Messias gesammelt haben? Nein, es ist jedenfalls ein anderer Sinn, in welchem der Herr die Niniviten und die Königin von Mittag als züchtigende Beispiele geltend macht! Achten wir genauer auf die Worte! Jonas kam gen Ninive, — der jüdische Prophet, gesandt von dem Gotte Israels, zu den Heiden:

und sie hören seine Stimme. Die Königin kam zu Salomo, die Heidin zu dem Judenkönige: und sie bewundert seine Weisheit. Nicht die Vorstellungen, Bestrafungen, Ermahnungen des Propheten selbst, die er aus seinem Eigenthume gab, erschüttern die bedrohte Stadt; sondern die Stimme des lebendigen Gottes, des Gottes Israels, hat die Gemüther berührt. Und was der Königin von Saba jene tiefe Befriedigung in Jerusalem eingetragen: sie selbst soll es uns deuten in ihrem Abschiedsworte; — „gelobet sey der Herr, dein Gott, der zu dir Lust hat, daß er dich auf den Stuhl Israels gesetzt hat; dieweil der Herr Israel lieb hat, hat er dich zum Könige gemacht, auf daß du Recht und Gerechtigkeit übest". Daß wir den richtigen Punkt getroffen haben: höret dafür eine schlagende Gewähr. So oft der Herr seinem Volke die Heiden als Muster vor Augen stellt: nie hat er einen sittlichen Vorzug derselben betont, sondern immer nur ihren Glauben, den Zug der Sehnsucht zu dem Gotte Israels. Naëman der Syrer, — welches ist sein Ruhm? Daß er geheilt von der Plage des Aussatzes spricht: siehe, ich erkenne, daß kein Gott ist in allen Landen, ohne in Israel! Und die Wittwe zu Zarpath, — weßhalb strahlt sie hervor? Weil sie über dem wiedergeschenkten Kinde das Lobopfer des Bekenntnisses darbringt: nun weiß ich, daß du ein Mann Gottes bist, und des Herrn Wort in deinem Munde ist Wahrheit! Wir fahren fort. Um der Predigt Jonä, um der Weisheit Salomonis willen reiften solche Früchte? Was den Jonas angeht, so haben wir schon Eine Seite aufgewiesen, kraft deren er einzig unter der Zeugenwolke der Propheten erfunden wird. Wir fügen derselben eine zweite hinzu. Auch in sofern erscheint er von den andern gesondert, als er nicht so unbedingt wie sie ein Gegenstand der Ehrfurcht ist. Da haftet doch an seinem Namen mancher Makel! Welch' ein Prophet, der nicht einmal weiß, daß der Herr ihn finden und erreichen mag, ob er auch Flügel der Morgenröthe nähme und bliebe am äußersten Meere; der so wenig Menschenliebe hat, daß er

verdrossen und zornig lieber todt seyn will denn leben, als den Herrn des Uebels gereuete, das er geredet hatte zu thun, und that es nicht! Und Salomo? Wohl war er Davids Sohn, aber ein David war er nicht, und einer ausgeschütteten Salbe ist sein Name nicht vergleichbar! Ziehen wir den richtigen Schluß. Die Gotteswahrheit und Gottesweisheit, der Gottesruf und die Gottesmittheilung, welche in so schwachen, ja unreinen Gefäßen dargeboten wurde, erweckte und bestimmte heidnische Gemüther: und hier, wo überschwänglich mehr ist als das Alles, hier, wo die wesentliche Weisheit, wo der lebendige Gott in aller Unmittelbarkeit seine Stimme ertönen läßt, — da bleibt das Volk des Eigenthumes unbewegt und kalt, und das genau in dem Maße, in welchem es ahnet, spürt, erkennt, es sey des Herrn Mund, welcher redet! Was folgt? Was anderes, als sie sind dem Herrn entfremdet, und eine weite Kluft trennt ihre Herzen von dem Vater! Wir machen die Probe. Was der Herr hier mehr im Bilde und in Gleichniß sagt, dasselbe hat er anderweitig frei heraus verkündiget! Also ertönt sein Klageruf bei dem Evangelisten Johannes: „ihr seid nicht von Gott, darum höret ihr sein Wort nicht; seine Gestalt habt ihr nicht gesehen, seine Stimme nicht gehört; ich kenne euch, daß ihr Gottes Liebe nicht in euch habt; ich bin gekommen in meines Vaters Namen, und ihr nehmet mich nicht an; so ein Anderer in seinem eigenen Namen kommen wird, den werdet ihr annehmen". Kehren wir jetzt die Spitze der Klage gegen uns selbst; fragen wir nach einander nach ihrem Grunde, nach ihrem Rechte und nach ihren Folgen unter uns!

Ihren Grund, — hätte sie den noch heute? Allerdings wenn uns gesagt wird, hier sey mehr denn Jonas und mehr denn Salomo, so schenken wir dem Anspruch unseren unbedingten Beifall. Aber es ist die Frage, ob die thatsächlichen Erweisungen und Erscheinungen in der Christenheit zu dieser Anerkennung wirklich stimmen. Es giebt eine Geneigtheit zur Buße, zur Sinnes- und Lebenserneuerung, und es gebricht auch

nicht an einem mächtigen Zuge zur Weisheit. Aber wie so wenig davon kommt auf die Rechnung der Worte Jesu Christi! Was die Menschen zum Ernste und zur Einkehr in sich selbst bestimmt, was ihre Entschließung zu mehr oder minder durchgreifenden Aenderungen reifen läßt: das sind viel häufiger natürliche Ereignisse, verständige Erwägungen, als die Predigt des Evangeliums. Ein Leichenzug, der ihnen begegnet, eine erschütternde Begebenheit, von der sie hören, der Gedanke an das Ende, erweist sich wirksamer an ihren Herzen, als die ewige Wahrheit des gütigen Gottesworts. Und die Weisheit, nach welcher sie zu ihrer Erfrischung und Erquickung ausgehen, die sie zu aufrichtiger Theilnahme erweckt, — weit häufiger ist sie das Ergebniß menschlichen Denkens und das Gemälde menschlicher Phantasie, als die neue Welt, die uns das Gotteswort eröffnet hat. Was ist das anderes, als der Wahn, ein Jonas oder Salomo sey mehr, als Jesus Christus! Ja, wenn wir selbst Die, die in den rechten Tiefen gute Perlen suchen, auf einem Unmuth betreffen, weil die Schrift da einen Schleier ziehe, wo sie Enthüllungen begehren, während sie sich gleichgültig von dem kündlich großen und gottseligen Geheimniß wenden, das erschlossen ist: begründet nicht auch dieß die Klage, welche hier aus Jesu Munde kommt? Aber haben wir bei diesem guten Grunde auch noch heute das volle Recht zu ihr? Dürfen wir sie gegenwärtig in dem Namen Dessen aufrecht erhalten, der sie zu seiner Zeit mit solchem Ernste erhoben hat? Es scheint in der That, als verfiele dieß Recht einer wesentlichen Beschränkung. Ein Laut ertönt in unsrem Abschnitt, — wir wollen ihn uns nicht entgehen lassen. „Siehe," hier ist mehr denn Jonas, mehr denn Salomo. Die Hörenden waren auch Sehende. Leugnen läßt es sich nicht, daß das unmittelbar aus dem Munde des angeschauten Christus Vernommene einen anderen Eindruck hervorbringen mußte, als das nur mittelbar gehörte Wort; — daher wir denn auch lesen, „saget Johanni, was ihr sehet und höret"; „selig eure Augen und Ohren, daß sie sehen und

hören." Sind nun wir auf das bloße Hören gewiesen, und hören wir zudem im allerbesten Falle nur ein armes schwaches Nachlallen des ursprünglich Gesprochenen, ohne dessen urkräftige Frische: wer darf die volle Frucht von uns begehren? Aber darinnen sind wir nicht gerechtfertiget. Wir haben die Schrift, und in derselben Gottes Wort; und Gottes Wort ist nicht gebunden, es kann an uns ausrichten, was ihm geboten ist, dafern wir die Vollziehung dieses Auftrags an uns dulden! Dulden wir sie nicht, nun so verfallen wir der geweissagten Folge, der Drohung, in deren Erwägung unsere Betrachtung endlich ausläuft. „Die Männer von Ninive und die Königin von Mittag werden auftreten gegen dieses Geschlecht und werden es verdammen." Ob auch wir derartige Verkläger finden werden für den Fall, daß wir das Wort des Herrn mißachtet haben? Und wer wird diese Klage wider uns erheben? Der Herr spricht: „wer meine Worte höret und glaubet nicht, den werde Ich nicht richten; er hat schon, der ihn richtet; das Wort, welches ich geredet habe, das wird ihn richten am jüngsten Tage." Höret, wie das zusammenhängt. An jenem Tage wird das Wort des Herrn seine eigentlichen Triumphe feiern; da wird die ganze Fülle seiner Kraft, der ganze Reichthum seiner Weisheit vom hellen Tageslicht beleuchtet seyn. Da wird es als dasjenige offenbar werden, was allein die Erde gesalzen, was allein das Gute auf derselben gesäet, gepflegt, bewahrt und eine bleibende Frucht getragen hat. Da wird es unmittelbar erkennbar seyn, daß keine andere Weisheit oder Kraft, als die in diesem Worte ruhete, uns zu der Seligkeit der Seelen gediehen ist, während alles, was uns sonst als Weisheit oder Kraft erschienen war, als Spreu erwiesen und als Spreu vernichtet wird. In diesem Sinne wird uns das Wort dereinst verdammen oder rechtfertigen; und wie es zeugen wird, es sey nun für uns oder wider uns, so ist sein Zeugniß wahr. Wir ziehen die Summa; oder lieber, wir lassen sie durch den Apostel ziehen. Derselbe

spricht: „ihr seid wiedergeboren nicht aus vergänglichem, sondern aus unvergänglichem Samen, durch das lebendige Wort Gottes, das da bleibt ewiglich. Denn alles Fleisch ist wie Gras und alle Herrlichkeit des Menschen wie des Grases Blume. Das Gras ist verdorret und seine Blume ist abgefallen. Aber des Herrn Wort bleibet in Ewigkeit. Das ist aber das Wort, das unter euch verkündiget ist." Amen.

Des Dulders Ende.

Am 1. Sonntage nach Epiphanias 1861, nach dem Ableben König Friedrich Wilhelm des Vierten von Preußen.

Brief Jacobi Cap. 5. V. 11.

„Siehe, wir preisen selig, die erduldet haben."

An sich selbst, meine geliebten Freunde, tönen die vorliegenden Worte keineswegs mißhällig in die festlich frohe Zeit hinein, welche uns der Kreislauf des Kirchenjahres in den gegenwärtigen Wochen feiern heißt; ja in irgend einem Sinne dürften wir sie selbst als einen rechten Nachklang von der großen, allem Volke widerfahrenen Freude geltend machen. Das Selig, welches sie an ihrer Spitze tragen, ruht seiner tiefsten Wurzel nach in Gottes weihnachtlicher Gnadenthat; und daß mit deren festlicher Erwägung der Hinweis des Apostels auf Die, welche erduldet haben, wohlbesteht, das hat die Kirche von Anfang her bezeugt. Denn unmittelbar an die zu Bethlehem geschehene Geschichte hat sie das Bild des Märtyrers angereiht, der als der Erstling dieser heiligen Schaar um des geborenen Ehrenkönigs willen litt, und der — indem sein Angesicht wie eines Engels Angesicht zu zu schauen war, indem er über sich den Himmel offen sah und nun sein Haupt wie zu dem Schlummer niederlegte — dem Duldernamen einen Klang voll Wohllaut und voll Lieblichkeit gegeben hat. Aber was uns nun veranlaßt hat, den Ausspruch des Apostels zum Mittelpunkte unserer heutigen Betrachtung zu erwählen, die Gottesschickung, welche sich in diesen Tagen unter uns vollendet hat, — das freilich hat die festliche Bewegung der Gemüther in ihrem ruhigen Verlaufe gewaltsam unterbrochen

und einer tiefen, tiefen Trauer Bahn gemacht. In der Nacht, in welcher uns die Huld und Freundlichkeit des großen Gottes erschienen ist, in welcher sonst der verklärte König selbst seine Krone vor dem im Fleische erschienenen Könige der Könige niederzuwerfen pflegte, da hat sein Todeskampf begonnen; und da acht Tage um waren, daß das Kind beschnitten wurde, und den Namen empfing, der über alle Namen ist, den Namen, welchen der Vollendete zum bleibenden Gedächtniß seines Glaubens an die Zinnen seines Hauses schreiben ließ, da hat er seinen Geist in die treuen Hände seines Gottes zurückgegeben. Die bange, durch drei lange Sorgenjahre gleich einem dunklen Schatten schleichende Erwartung hat der Betrübniß, deren wir geständig sind, und ihrem schneidend scharfen Stachel nicht gewehrt. Wohl hatten wir schon lange davon abgelassen, in dem verschwiegenen und doch offenbaren Sinne jenes Schwesternpaars zu sprechen: Herr, siehe, den du lieb hast, der liegt krank; wohl hatten wir uns schon darein gefügt, daß nur noch eine ewige Genesung für ihn zu erhoffen sey: aber das Gefühl um den erlittenen unwiederbringlichen Verlust tritt jetzt in seine unbestrittenen Rechte ein, und vor der Hand beschließt dasselbe jede anderweitige Empfindung in seinen sicheren Sieg. Es wäre deßhalb ein vergebliches Beginnen, wenn wir schon heute die Wogen unserer schmerzlich erregten Herzen durch das Gedächtniß alles dessen stillen wollten, was der Heimgegangene für uns und unter uns geleistet und uns mithin als bleibendes Besitzthum hinterlassen hat; wenn namentlich wir, in dieser unserer akademischen Gemeinschaft, durch eine dankbare Feier des Beschützers und Pflegers unserer Hochschule einen ausreichenden Trost zu ergreifen suchten: das thut nur gut, das trägt nur Frucht bei schon gedämpftem Schmerze, in schon gelassenerer Stimmung. Jetzt wissen wir nur Eins zu nennen, was dem Gemüthe das Gleichgewicht verleihen kann und dadurch, daß es unserer Trauer ihre wahre Weihe giebt, in deren eignen Tiefen einen Trostesquell erschließt, — es ist der selbstverleugnende Gedanke, wie sehr Ihm

selbst das Sterben ein Gewinn gewesen sey! Aber wir meinen denselben nicht in dem Verstande, wie er sich euch zunächst aufdrängt, sondern in jenem tieferen Sinne, den das Evangelium von Christo enthüllt und dem dasselbe Halt und Festigkeit gewährt. Auch nach dieser Seite hat es dem Tode seinen Stachel und seine Bitterkeit genommen, ja eben hier die volle Herrlichkeit Gottes an das Licht gebracht. Laut und nachdrücklich wird sie in den Worten, welche der Apostel zu uns geredet hat, bezeugt. Setzen wir denn dieß Zeugniß als eine Umschrift um das vielgebeugte, nun erblaßte Haupt unseres heimgegangenen Königes, so legen wir es nicht bloß als einen Denkstein auf das frische Grab, sondern ebenso an unsere eigenen trostbedürftigen Herzen, als eine Salbe, welche heilen kann. Der Ausspruch ruht auf einer Voraussetzung; aber auf ihrem festen Grunde erhebt sich sein Ton zu dem Chore einer triumphirenden Gewißheit. Ihr lasset sie gelten jene Voraussetzung in unserem gegenwärtigen Falle, und das nicht allein in der Unmittelbarkeit des Schmerzes, sondern auch bei der nüchternsten Erwägung; — im Verlaufe der Zeit, wir zweifeln nicht daran, wird ihr volles Recht immer unbedingter und rückhaltloser eingestanden werden; und wenn einst die Geschichte von dem vollendeten Könige erzählen und sein Ergehen in Betrachtung ziehen wird: so wird sie ihn schwerlich als einen unglücklichen Fürsten bezeichnen, wohl aber wird sie ihm den Duldernamen zuerkennen. Trifft aber die Voraussetzung zu, so gewinnt auch die Verheißung ihr Recht; denn so unzertrennlich hat der Apostel Beides, das Dulden und das Selig, mit einander verbunden, daß er sich unmittelbar vorher des Bildes von der Saat und Ernte des Ackersmannes bedient. Wo das Eine aufhört, da hebt das Andere an. Wir stellen uns im Geiste an die Scheide zwischen Beidem; stehen wir ja doch an diesem Punkte in der That und Wirklichkeit! Von diesem Standorte lasset uns denn

das Ende des Dulders als den Anfang seiner Verklärung

betrachten, und zwar erstens die Saat des Dulders mit theilnehmendem Auge verfolgen, dann aber zweitens die Ernte des Verklärten im Glaubensblick erkennen.

Die erduldet haben, — sehet da den Kreis, über welchen der Apostel sein Auge erhebt. Giebt Jeder unter uns, selbst Die nicht ausgenommen, welche lediglich nach dem Ansehen richten, dem entschlafenen Könige in diesem Kreise eine ausgezeichnete, hervorragende Stelle, so ist doch das die Frage, in welchem Falle unser Urtheil die wahre Meinung des Apostels treffen würde. Dann gewiß nicht, wenn wir uns auf den allgemeinen Sinn zurückzögen, in welchem diese Erde Disteln und Dornen trägt für einen Jeden; aber ebensowenig dann, wenn ihn die Willkür des eigenen Dafürhaltens beschränken und bestimmen wollte; — die Welt nennt so Manchen einen Dulder, gleichwie sie manchen Todten selig preist, auf welchen weder dieß noch jenes paßt. Nach der Weisung des göttlichen Wortes muß ein Zwiefaches zusammenkommen, damit der theure Name seine volle Wahrheit gewinne. Das Dulden ist einerseits ein Leiden, und zwar ein Erleiden sehr bestimmter Schmerzen; aber von der andern Seite ist es auch ein Tragen, und zwar ein Tragen sonderlicher Art. Dieß Beides lasset uns denn nach einander erwägen.

Bestimmte Leiden, sonderliche Schmerzen müssen Den getroffen haben, der auf den Namen eines Dulders Anspruch haben soll? An welche haben wir zu denken? An mächtige und gewaltige Schläge, die den Stamm in seinen Grundfesten erschüttern, so daß er nur so eben noch nicht bricht? Scheint unser Apostel allerdings darauf hinzudeuten, indem er im weiteren Verlaufe der Worte auf einzelne schwer geprüfte Gestalten der heiligen Geschichte weist: wohlan, wir brauchen diesem Winke nicht vorbeizugehen. Denn solche Schläge haben den entschlafenen König nicht verschont. Sie waren nicht von der Art, wie sie sein in Gott ruhender Vater und Vorgänger im Regimente mit seinem Volke zu erleiden und im Glauben und in

der Liebe zu überwinden hatte; — nach dieser Seite war ihm, wie er es sich gewünscht hatte, eine friedliche Regierung beschert worden; sondern von einer ganz anderen und um desto schmerzlicheren Art, je mehr sie neu waren, wenigstens in der Geschichte seines Hauses bislang unerhört. Aber wäret ihr geneigt, auf diesem trüben Punkte zu beruhen, in dieser Stunde und in eurer gegenwärtigen Stimmung? Und wenn es euren Gefühlen nicht widerstrebte: wir wären außer Stande, dabei zu verharren. Die wesentliche Geschichte eines Dulders steht auf den Blättern seines äußeren Lebens nicht verzeichnet: ganz von selbst werden wir daher zu der Frage gedrängt, was unter diesen Schlägen, die ihn sichtbarlich getroffen haben, sein wahres eigentliches Leiden war; und diese Frage fällt dann wieder mit der andern zusammen: von wannen und auf welche Weise sind sie über ihn gekommen? Wir sind der Stätte eingedenk, von welcher aus wir reden. Es bleibe Anderen überlassen, die Leuchte der Geschichte zur Hand zu nehmen und zu zeigen, wie es eine eigenthümlich bewegte Zeit war, vor diesen letzten zwei Jahrzehnden, wie sich da die Geister regten, Gedanken auftauchten, Hoffnungen aufleuchteten, denen eine Befriedigung nicht zu Theil werden konnte und deren Täuschung dann nothwendig eine Mißstimmung zurücklassen mußte: für uns geziemt sich lediglich die Leuchte des göttlichen Wortes. Aber in seinem Lichte finden wir alsbald den Punkt, an welchem die Betrachtung einzusetzen hat. Von Duldern ist die Rede. Im höchsten Maßstabe kennen wir nur Einen, der diesen Namen in vollkommener Wahrheit führt, an dessen Erscheinung mithin der Inhalt desselben gelernt, verstanden werden kann. Alle, die vor ihm gelitten haben, ein Moses, ein David, der Patriarchen und Propheten Schaar, sie waren seine Vorbilder; und die nach ihm gelitten haben, sie haben erduldet in seiner Nachfolge. Dulden im Sinne der Schrift kann darum gegenwärtig nur der Jünger Jesu Christi, — er kann es, er wird es, er soll es, er muß es, wie denn geschrieben steht: dazu seid ihr berufen, zu leiden als Christen, zu

leiden um Wohlthat willen. Und wie sich nun in dieser schönen Weise der Dulderkranz um die Schläfe des heimgegangenen Königs gewunden habe, wie er gelitten als Christ, gelitten als christlicher Fürst, gelitten als evangelischer Fürst: das möge jetzt an unserem theilnehmenden Auge vorübergehen. Mit welcher unbedingten Zuversicht können wir anheben bei dem Ersten! Daß er ein Christ war aus vollster Herzensüberzeugung: das haben Alle, Alle eingeräumt, nur daß die Einen das beklagten, was für die Andern eine ausgeschüttete Salbe war. Der Gott, welcher ihn zum Könige eines großen und mächtigen Volkes berufen, der hatte ihn auch begabt mit seinem Geiste, so daß er die Salbung hatte von dem, der heilig ist. Der Gott, welcher ihm das Schwert der höchsten Obrigkeit in seine Hand gegeben, der hatte ihn auch bewehrt mit einer andern Waffe, mit dem Schwerte des Geistes. Der Gott, welcher viele Sorgen auf sein Haupt und in sein Herz gelegt, der hatte ihm auch erfolgreich jene Eine große Sorge in das Herz geschrieben: Eins ist Noth. Und er gab sich ihr hin, und trachtete nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit. Ein Wort hat der Apostel Paulus gesprochen, in dessen Lauten wir die Grundlinien seines Lebensbildes mit eigenthümlich zutreffender, überraschender Genauigkeit gezeichnet sehen. Er redet von Solchen, welche gottselig leben wollen in Christo Jesu. In der That, hier habt ihr das Bild unseres heimgegangenen Königes! Gottseligkeit sein Verlangen und Ziel, sein Trost und seine Freude. Aber diese Gottseligkeit nicht allein in dem verborgenen Heiligthume des Innern, im Geiste seines Gemüths, sondern ebenso auch in der Führung seines Lebens, in der Darstellung des Wandels. Und das mit dem ganzen Ernste des Willens, mit der höchsten Spannung aller Kräfte, in der Umgürtung der Lenden. Endlich aber nicht im Sinne einer allgemeinen Frömmigkeit, Religiosität, sondern in Christo Jesu, das heißt, in einer ausgesprochenen christlichen Weise, in kirchlicher Uebung. So wollte er gottselig leben in seinem Heiland Christo Jesu. O lasset uns nur fortfahren

in der Beleuchtung des noch verschwiegenen Zusammenhanges dieses apostolischen Wortes! Was sagt nun Paulus von denen, die diesen ernsten Willen haben? Er urtheilt, sie müssen Verfolgungen leiden! Verfolgungen, nichts Geringeres als das, die ganze Bitterkeit derselben müssen sie erfahren; und das müssen sie, nach der Ordnung Gottes, ja nach den natürlichen Gesetzen dieser bösen Welt; und sie Alle ohne eine einige Ausnahme! Die hohe Stelle, welche der Gegenstand unserer Trauerfeier bekleidete, hat ihn von diesem Müssen nicht entbunden; denn in dem Betrachte ist hier kein Unterschied; nicht hoch und niedrig, nicht Herr und Knecht, nicht König und Unterthan, sondern sie sind allzumal Einer in Christo Jesu. Sie hat ihn nicht davon entbunden, sie hat ihn auch davor nicht geschützt. So hoch hat er nicht gestanden, daß diese Pfeile, die bei Nacht und bei Tage fliegen, ihn nicht hätten erreichen können; ach und so dicht ist in diesen Zeiten der Glanz der Majestät des Thrones nicht mehr, daß die Ehrfurcht Hand und Zunge, ja selbst die Regungen des Herzens bannete. Läßt sich vielmehr ein Unterschied aufrichten, so ist der christliche Fürst am meisten ausgesetzt. In unmittelbarer Verbindung mit der Weissagung ihrer Verfolgungen sagt dort der Herr zu seinen Jüngern: ihr seid das Salz der Erde, ihr seid das Licht der Welt, die Stadt auf dem Berge kann nicht verborgen seyn. So kann auch der Christ auf dem Throne am allerwenigsten verborgen seyn, sein Christenthum wird gesehen, noch mehr, es wird als ein Salz, als ein Stachel empfunden. Giebt es eine Kunst, vermöge deren ein Fürst in aller Stille seines Glaubens leben kann, ohne daß ein Zeugniß desselben in sein Regiment überfließe, — diese Kunst hat der entschlafene König nicht verstanden, sie hätte seiner Einfalt widerstrebt. In ihm war der Geist jener alttestamentlichen Herrscher wieder einmal lebendig geworden, die sich berufen achteten, das Volk in Gerechtigkeit zu richten, zu leiten und zu weiden, weil nur die Gerechtigkeit es erhöhe, und die Gottesfurcht der Anfang aller Weisheit sey. Und hat er auch

niemals einen Zwang ausgeübt, sondern mit aller Zartheit die Gewissen geschonet: o so konnte und wollte er es doch nicht verhehlen, was er für die einzig wahre und dauerhafte Grundlage sowohl des persönlichen Heiles als auch des allgemeinen Wohls erachte; — in dieser Hinsicht ist er nicht verkannt, sondern nur zu gut verstanden worden. Aber setzet den Fall, daß er sich mit der Uebung der Gottseligkeit innerhalb der engen Grenzen seines Hauses hätte begnügen wollen: er hätte es nicht vermocht, denn er war ein evangelischer Fürst. Als solcher hatte er die Erbschaft der Väter unserer Kirche überkommen, als ihr oberster irdischer Regierer und Leiter an ihrer Spitze zu stehen. Wie ihn dieselbe gedrückt hat, wie er es sich viel lieber, gleich einem David, gewünscht hätte, Thürhüter zu seyn im Hause Gottes, damit ihm die Kirche eine Stätte der Ruhe und Zuflucht und nicht eine Ursache steter Sorge würde: das ist Vielen unter uns bekannt. Etliche werden aber auch wissen, wie er ernstlich und sehnlich die Stunde erharrete, in welcher es ihm vergönnt wäre, dieß Regiment in andere, bessere, in die rechten von Gott selbst dazu bereiteten Hände niederzulegen. Er fand sie nicht; er mußte die Last behalten und tragen; ja selbst die Räthe, die er sich erwählte, und die er mit seinem umfassenden, wir dürfen sagen prophetischen Geiste alle übersah, überhoben ihn nicht des Geschäftes, hier oder dort sich der Heerde selbst anzunehmen und einzugreifen mit selbsteigener Hand. Seine Ansicht war nicht die, der Evangelischen Kirche zu äußerem Glanze und äußerlicher Herrschaft zu helfen; er wußte es so gut wie wir, daß ihr die Knechtsgestalt auf Erden ziemt, ja daß der Druck für sie eine Bedingung des Gedeihens und der Blüthe sey; darum wollte er sie auch nicht vor Leiden bewahren, sondern lieber mit ihr leiden: aber die Verpflichtung, sie zu pflegen und zu schützen, so weit sie eines irdischen Schutzes und der pflegenden Menschenhand bedarf, und die sichtliche Liebe, die angelegentliche Sorge, mit welcher er sich dieser Pflicht unterzog, — sie konnte nicht verborgen bleiben; und nicht nur Ein-

zelne brachen in die Frage aus: was soll doch diese Verschwendung? sondern die ganze öffentliche Meinung, die dann vornehmlich sich gegen das Evangelium erhebt, wenn seine kirchliche Erscheinung ihr entgegentritt, ward aufs Empfindlichste verletzt, ja empört. Sehet da die wahren und eigentlichen Ursachen der Leiden, welche über das Haupt des vollendeten Königs gekommen sind; alles andere war nur Vorwand; der tiefste, wesentliche Grund liegt hier. Wir sprechen dieß laut und unverholen aus, — nicht unter dem Schutze dieser Stätte, sondern auf Grund der thatsächlichen, offenbaren Wahrheit. Aber wir können es nicht aussprechen, ohne uns, wenn auch nur im Vorübergehen, mit einer sich unmittelbar aufdrängenden Frage an die gegenwärtige Christenheit zu wenden. Wenn in der ersten Zeit der Kirche, etwa da, wo sie nach dem Hintritte der Apostel verwittwet und verwaist erschien, wo der Druck der feindlichen Weltmacht auf ihr lastete und Ströme von Blut vergossen wurden, wenn da der Gedanke wäre ausgesprochen worden, es würden Fürsten den Thron besteigen, die sich beugen vor dem Könige der Könige, die das Haus des Herrn bauen und pflegen, statt dasselbe zu zerstören, welche die Bekenner nicht züchtigen um des Glaubens willen, sondern das Volk in der Zucht und Vermahnung zum Glauben leiten: o wie würde es bei einer solchen Aussicht der bedrängten Gemeinde zu Sinne gewesen seyn? Doch wohl nicht anders, als den Gefangenen Zions, da sie an den Wasserflüssen Babels sangen: dann wird unser Mund voll Rühmens und unsere Zunge voll Lachens, dann wird es uns seyn wie den Träumenden, und man wird sagen unter den Völkern: der Herr hat Großes an ihnen gethan! Nun, das haben wir gehabt — und es war doch nicht recht, Vielen nicht recht, dem Volke in seiner Mehrzahl nicht recht? Ergiebt sich daraus nicht von selbst der Mahnungsruf an das heutige Geschlecht: Gedenke, wovon du gefallen bist, und thue Buße! Aber wir wenden unsern Blick dem Gegenstande unserer Feier wieder zu, und wiederholen die Behauptung, daß dieß sein

wesentliches Leid in seinem Leiden war, ein Leid, das er wohl meist in sich verschloß, oder nur vor wenigen vertrauten Gemüthern aussprach, dem er aber doch zuweilen, wenn sich sein Herz und sein Mund weit aufthat gegen sein Volk, einen bewegten, rührenden Ausdruck gegeben hat; nun aber fragen wir zugleich: sollte er derhalben nicht ein Dulder, ein Dulder in dem Sinne des Apostels gewesen seyn?

Und doch — deßhalb allein? Nein, deßhalb doch noch nicht! Das Leiden an sich selbst, und wenn es auch das Leiden eines Christen wäre, erschöpft und rechtfertigt den Namen eines Dulders noch nicht ganz. Die Art und Weise, wie dasselbe getragen wird, ist eine unentbehrliche Ergänzung. Und was würde der Apostel nach dieser zweiten Seite hin begehren? Ueber die nächste Forderung kann kein Zweifel seyn; sie steht in der Willigkeit, den dargereichten Kelch zu trinken, das gewiesene Kreuz auf sich zu nehmen. Ich habe Macht, so hat der höchste Dulder gesprochen, ich habe Macht, mein Leben zu lassen und es wieder zu nehmen; und er erduldete das Kreuz und achtete der Schande nicht. Diese Macht hat in irgend einem Sinne Jeder unter uns; und nicht allein gehabt hat sie auch unser heimgegangener König, sondern oft mag der Versucher ihm nahe getreten seyn, daß er Gebrauch von derselben machen solle. Ja wie hätte er so Manches können für einen Raub halten, Gelegenheiten ergreifen, um getragen zu werden von dem Strome, der sich ihm erschloß, zu irdischen Höhen: aber er achtete die Schmach Christi für größeren Reichthum, denn die Schätze Egyptens. Wie hätte er die Mittel, welche ihm persönlich im reichsten Maße zu Gebote standen, anwenden können, um einen Beifall, eine Gunst zu erlangen, die sich bis zur Vergötterung gesteigert haben würde; er, mit der Macht seiner Rede, die es ihm leicht gemacht hätte, das berühmte oder berüchtigte Urtheil zu gewinnen, welches jener König in der Apostelgeschichte davontrug, — er that den Purpur an, setzte sich auf den Thron und hielt eine Rede, und das Volk rief zu: Das ist Gottes Stimme

und nicht eines Menschen! Er, mit der Huld seiner Erscheinung, welche die Gemüther nicht allein gewinnen, sondern ganz eigentlich bezaubern konnte: aber er sahe an die Belohnung, und mochte nicht zu denen gehören, die ihren Lohn dahin haben. Ja Manches hätte er erreichen können, ohne gerade zu verleugnen, ohne sich offenbarlich des Evangeliums von Christo zu schämen, — er durfte nur weniger betonen, minder scharf hervorkehren: aber er gedachte an des Herrn Wort, daß wer Ihn bekenne vor den Menschen, den werde Er wieder bekennen vor seinem Vater im Himmel. Und so nahm er sein Kreuz auf sich. Aber diese Willigkeit — ist sie das tiefste Wesen christlichen Ertragens? Müssen wir nicht noch immer weiter dringen? Wir würden uns ein ganz unzutreffendes Bild von einem Dulder entwerfen, wenn wir die Voraussetzung machten, daß er, dem Uebel nicht widerstrebend, willenlos von den Wogen der Trübsal getrieben und gewebet werde. Ist irgend Einer fest, standhaft und unbeweglich, so ist es der christliche Dulder. Er hat dem Herrn sein Herz ergeben und seine Wege befohlen, und diese Eine durchgreifende Abhängigkeit macht ihn frei und fest allen andern Mächten gegenüber. Nicht wahr, die erste Hälfte der Behauptung findet ihr bei dem verklärten Könige aufs Herrlichste erfüllt! Er hat auch seine Nacht gehabt, in welcher er, gleich dem Salomo, betete: gieb mir ein weises und gehorsames Herz; und das war sein unablässiges Bitten und Streben, daß des Königes Herz in der Hand des Herrn sey, daß Er es neige wie Wasserbäche, wohin Er wolle. Ja diese erste Hälfte räumet ihr bereitwillig ein. Die zweite nicht? wenigstens nicht so unbedingt, so zuversichtlich? Und warum doch nicht? Darum nicht, weil er schön fuhr mit den Leuten? Und ob er das that, so war er dem Herrn offenbar, und übte sich, ein unverletztes Gewissen zu haben beide, gegen Gott und die Menschen. Oder darum nicht, weil ihr hier ein Zögern, dort ein Schwanken, hin und wieder selbst widersprechende Maßregeln wahrnahmet? O es findet sich dafür wohl eine bessere Deutung, als daß wir

die Lösung in einer Unbeständigkeit des Sinnes suchen müßten! Oder sollten wir irren, wenn wir die Ueberzeugung aussprechen, daß das Ringen nach der Erkenntniß der göttlichen Rathschlüsse, — „Herr, zeige mir deine Wege; Herr, lehre mich deine Steige!" — alles dieß durchaus erklärt? Ein solches demüthiges Harren auf eine hellere Offenbarung von oben her erachten wir als einen Grundzug seines Regiments; und wohl dürfen wir es als einen schönen Zug desselben geltend machen; — gern sey die Frage eurer eigenen Entscheidung überlassen, ob nicht ein Zögern, das aus dieser Quelle stammt, die Sicherheit, welche auf dem Sande eigenen Meinens ruht, bei weitem überstrahlt. Er harrete; er lehrte auch die Anderen harren; selbst den Vertretern des Unglaubens, als sie vor seinem Angesichte erschienen waren, entbot er in einer Aeußerung, die wir als eine der denkwürdigsten in seinem Munde erachten, das Wort: fasset eure Seelen in Geduld! Oder solltet ihr das Bedenken erheben, daß er doch wirklich nachgegeben, — und gegen seine Gefühle und Anschauungen, ja gegen seine ausdrücklich ausgesprochenen Absichten nachgegeben hat? Allerdings, als man in ihn drang, seine Machtvollkommenheit zu beschränken, da konnte sich sein Herz nicht in die Ordnung finden, nach welcher Fürst und Volk sich als Parteien gegenüber stehen sollten, von denen eine jede einer Bürgschaft gegen Uebergriffe von Seiten der anderen bedürftig sey. Er war sich dessen nicht bewußt, einen gerechten Grund zum Mißtrauen gegeben zu haben, und wiederum er selbst fand in sich nur Vertrauen. Und deßhalb wies er ab, was er nicht als eine Befestigung, sondern als eine Lockerung des gegenseitigen Bandes beurtheilte. Und er wich doch? Ja wohl; aber nicht der Gewalt, nicht der stürmischen Forderung, sondern einer Weisung von oben her. Er fragte, ob nicht dieß vielleicht der Wille seines Gottes sey, — und diesem, ja nur diesem Willen hat er sich gefügt. In dieser Unterwerfung hat sein Dulden sich vollendet, kraft dieser Selbstverleugnung hat er einen vollen Anspruch auf den Namen, in dessen Grenzen

sich unsere Betrachtung bisher bewegt hat. Jetzt durchbricht sie diese Schranken; von dem festen Grunde der gerechtfertigten Voraussetzung steigt sie auf zu der Erfassung der Verheißung. Es ziemt einer christlichen Versammlung nicht, nach der Betrachtung eines Dulderbildes in Wehmuth zu scheiden; bloße Friedhofsgedanken dürfen ihre Feier selbst dann nicht begrenzen, wenn auf den Gegenstand derselben das Wort des Propheten so gar treffend paßt: die richtig vor sich gewandelt haben, kommen zum Frieden und ruhen in ihren Kammern. Seitdem Der jenen euch bekannten Friedhof betreten hat, der sich die Auferstehung und das Leben nennt, seitdem Er gefragt: wo habt ihr ihn hingelegt? und wiederum gefragt: habe ich dir nicht gesagt, so du glauben würdest, solltest du die Herrlichkeit Gottes sehen? seitdem drängt es uns hinaus über den bloßen Ausruf: wie sie so sanft ruhen! Und weil wir gekommen sind zu der Stadt des lebendigen Gottes, zu der Menge vieler tausend Engel und zu den Geistern der vollendeten Gerechten, so erheben wir das Auge über das Ende des Dulders und erfassen im Glauben was der Apostel verkündigt: siehe, wir preisen selig die erduldet haben!

Indem wir uns denn dieser zweiten Seite der Betrachtung zuwenden, sind wir bemüht, die köstliche Perle von den verschiedenen Seiten her zu beschauen, da uns ihr Glanz entgegenstrahlt. Wir preisen selig. Der das gesagt hat, tritt nicht als Vertreter der allgemein menschlichen Anschauung und Empfindung auf, sondern als der Sprecher der heiligen, gläubigen Gemeinde, die das Zeugniß des Geistes bei sich hat. Selig, so heißt es dort, sind die Todten, die in dem Herrn sterben; und dahin lautet der Fortgang: ja der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit und ihre Werke folgen ihnen nach. Gleich also hier: wir preisen selig, die erduldet haben, — und der Geist sagt: Amen! Ja wenn der Apostel, der Haushalter über Gottes Geheimnisse, der Kenner seiner Ordnungen und Reichsgesetze, mit dem Auge, dem die natürliche Decke genommen ist und

das der Geist erleuchtet hat, umherschaut und das mannichfaltige Ergehen der Menschen prüft: wo bleibt es haften, daß sein Mund das Selig spreche? Nicht an den Höhen irdischen Glückes, nicht auf dem Gefilde des natürlichen Genusses, sondern an einem dunklen Orte; siehe hier, so sagt er, die Seligen; selig sind, die erduldet haben. Aber lasset uns nun seinen Preis auch recht verstehen. Nicht auf demjenigen ruhet der Ton, worauf die nächste Empfindung ihn wohl legen dürfte. Wir lesen: die erduldet haben. Wohlan, wir schließen diese Beziehung nicht ganz aus. Das Leid liegt dahinten, es ist nun überstanden. Bricht doch die Schrift dem höchsten Dulder gegenüber in einen so verstandenen Preis mit eigenem Munde aus: „er ist aus Angst und Gericht entnommen, und wer will seines Lebens Länge ausreden?" Und doch ist es nur von untergeordneter Bedeutung, daß sie erduldet haben; das Hauptstück ist, daß sie erduldet haben. Köstlich nennt Moses, der Knecht Gottes, das Leben, wenn es Mühe und Arbeit war; heilsam achtet es der Prophet, daß der Mann das Joch frühe trage: selig aber heißen die erduldet haben! Und nicht hier allein, in diesem Ausspruch, sondern so wird es bezeugt durchweg unter beiden Testamenten. Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten; sie gehen hin und weinen, und tragen edlen Samen, und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben. Ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten: hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit. Das ist je gewißlich wahr: sterben wir mit, so werden wir mit leben; dulden wir mit, so werden wir mit herrschen. Und dieß Selig nun nicht ein Lohn für das Dulden, sondern eine Ernte, die von selbst aus solcher Saat erwächst; wie der Apostel sagt, daß das Dulden schaffe die ewige, über alle Maßen wichtige Herrlichkeit, und wiederum lehrt, daß es wirke die friedsame Frucht der Gerechtigkeit, ja selbst von dem Herzoge unserer Seligkeit bezeugt, er sey durch Leiden vollendet worden. Wir schweigen heute von dem Wesen dieses Zusammen-

hanges, und bleiben den Nachweis schuldig, wie das Feuer solcher Leiden das köstliche Gold bewähre und den verborgenen Menschen des Herzens mit sanftem und stillen Geiste, lieblich vor Gott, gedeihen mache; statt dessen wenden wir unsere Andacht einem trüben Einzelpunkte zu, wo wir der Aufrichtung durch Gottes Wort ganz sonderlich bedürftig sind. Ach wie hat doch die Art und Weise, wie der entschlafene König diese Welt verlassen hat, so gar viel Beugendes und Betrübendes! Diese Jahre, wo er abgetreten war von seinem Regimente, ohne daß er doch schon müde gewesen wäre von der Arbeit und sich gesehnet hätte nach der Sabbathruhe, wo er sich nicht mehr selbst gürten konnte, sondern ein Anderer gürtete ihn, wo dieser helle, klare, umfassende Geist zum Theil umnachtet war und beschränkt, — wie haben sie als ein schwerer Druck gelastet auf dem ganzen Volke und insonderheit auf den einzelnen treuen und theilnehmenden Herzen! Und wie hätten wir vornehmlich seinen eigentlichen Abschied von dem Leben so ganz anders gewünscht! Wie hätten wir es ihm gewünscht, daß er mit aller Klarheit des Geistes dem Tode in das Angesicht, und mit der Sicherheit des Glaubensblickes den Himmel über sich geöffnet gesehen; und wiederum uns gewünscht, daß er von seinem Volke mit ausgesprochenen letzten Segnungen geschieden wäre! Wohl kann man sich auf schöne und tröstliche Vermuthungen zurückziehen; wohl kann man auf Geheimnisse des innern Lebens weisen, die Niemand berühre und Niemand verspüre, und mit der Zuversicht auf eine allgemeine Bejahung die Frage aufwerfen, ob nicht auch an ihm die Bitte jenes großen Todtengebetes werde in Erfüllung gegangen seyn, das der Verklärte wohl oft gehört und mitgebetet hat, — die Bitte: wenn dann unsere Zunge nicht mehr wird reden können, so laß deinen Geist uns vertreten mit unaussprechlichem Seufzen und einen Jeden lehren in seinem Herzen sprechen: Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist, du hast mich erlöset, o treuer Gott! Aber wäre dieß ein zureichender Trost? Wir sind eines kräfti-

geren bedürftig, und wir empfangen denselben durch das Wort unseres Apostels. Und wie deuten wir dasselbe in der bestimmteren Beziehung gerade auf diesen trüben Punkt? Das soll uns ein anderer Apostel lehren, da wo er spricht: ob unser äußerlicher Mensch verweset, — und damit meint er nicht allein das Zerbrechen dieser irdischen Hütte, sondern auch das Vergehen aller vergänglichen Klarheit, — so wird doch der innerliche von Tage zu Tage erneuert. Das Fleisch und seine Herrlichkeit verdorrete, die Blume verwelkte und ihre Blätter fielen ab: aber ihr Kelch erschloß sich, und die reife Frucht des seligen Geistes ward getragen von den Engeln Gottes in die himmlischen Scheuern.

Wir kehren zu den Worten unseres Apostels zurück. Wir preisen selig, also spricht er. Selig preisen ist ja mehr, als selig nennen, die Seligkeit voraussetzen und anerkennen. Und wenn nun der, welcher hier redet, von sich selbst und von der heiligen Gemeinde sagt: wir preisen sie selig, — so ertheilt er uns damit ein Pflichtgebot. Wohin könnte dasselbe anders lauten, als daß wir in der Selbstverleugnung der Liebe dem entschlafenen Könige gönnen, was ihm geworden ist nach Ablauf seiner Dulderzeit! Als er den Thron seiner Väter bestieg, da sprachen wir: Glück zu dem Könige, und legten unsere Herzenswünsche vor ihm nieder. Jetzt sagen wir nicht mehr: Glück zu, und sprechen keine Segenswünsche aus, — aber statt ihrer können, ja sollen wir ein Besseres in unseren Herzen finden, nemlich die Freudigkeit zu dem herzlichen Preise: selig er, der erduldet hat! Es ist dieselbe Forderung, wie sie der Herr an seine Jünger gestellt hat, da sie tief betrübt über die Verkündigung seines Scheidens vor seinen Augen standen: hättet ihr mich lieb, so müßtet ihr euch freuen, daß ich gesagt habe, ich gehe zum Vater, denn der Vater ist größer als ich. Dieselbe Forderung, die ein altes Kirchenlied ertheilt, da es den Scheidenden die Worte an die Bleibenden in ihren Mund legt: laßt mich in der Ruh', fragt nicht was ich thu'; ich bin durch den Vor-

hang 'gangen, Jesum Christum zu umfangen; fragt nicht was ich thu', laßt mich in der Ruh! Es stellt sich diese Pflicht nicht allein an Die, welche in der Unmittelbarkeit des überströmenden Schmerzes sich gleich der Rahel nicht wollen trösten lassen, weil es aus ist mit ihm; sondern auch an Die, deren Betrübniß auf Erwägungen ruht; die sich erquickt hatten an dem Christen auf dem Throne, die fröhlich gewesen sind in seinem Lichte, die da sagen: ich habe Freude und Wonne an dir gehabt; die da klagen: unseres Herzens Freude hat ein Ende, unser Reigen ist in Wehklagen verkehret, die Krone unseres Hauptes ist abgefallen; die Hoffnungen auf ihn gesetzt hatten, auf deren Erfüllung sie jetzt verzichten. Das Alles soll ersterben in dem selbstverleugnenden Preise, zu welchem wir verpflichtet sind. Hat sich schon hierdurch die Spitze des apostolischen Wortes gegen uns selbst gekehrt, — lasset ihren Stachel noch tiefer in die Herzen dringen! Wir preisen selig, die erduldet haben. In irgend einem Sinne wissen wir uns heute Alle als Dulder, als Solche, die einen schmerzlichen Verlust erlitten haben und durch denselben in eine tiefe Betrübniß versetzt worden sind. Aber auf daß uns die Verheißung nicht entgehe, die der Apostel entbietet: lasset uns recht dulden, lasset uns göttlich betrübt seyn, denn nur die göttliche Traurigkeit gedeihet zur Seligkeit. Und wann sind wir göttlich betrübt über das, was uns betroffen hat? wann dulden wir den erlittenen Verlust in verheißungsreicher Weise? O doch nur dann, wenn wir darin eine Heimsuchung des Herrn, eine Züchtigung von oben her erkennen; nur dann, wenn wir uns der Reue nicht verschließen, wo irgend eine Ursache zu derselben ist, — und bei wem unter uns sollte sie wohl gänzlich fehlen? — dann vornehmlich, wenn wir, anschauend das Ende des Heimgegangenen, nachfolgen seinem Glauben! In diesem Sinne wird das Selig nicht allein auf seiner Seite seyn, und auf der unsrigen die Trauer, sondern eine Gemeinsamkeit, die in dem lieblichsten Sinne das Wort rechtfertigt: Fürst und Volk, im Leben nicht getrennt, sind auch im Tode

nicht geschieden! Ja dann werden wir in uns die Willigkeit und Fähigkeit zu einem anderen Preise finden, zu einem Preise, der uns immerdar und überall der natürlichste seyn sollte, der aber gerade hier dem Herzen so gar schwer wird, zu dem Preise des allmächtigen Gottes, in dessen Händen das Leben und das Sterben ruht, der gegeben und genommen hat. Dann unterwerfen wir uns nicht bloß schweigend seinem unerforschlichen Rathschluß, sondern beten ihn an im Trauerschmucke; wir preisen ihn, daß er es also geordnet hat, aus Tod zum Leben, aus Dulden zur Herrschaft und Herrlichkeit, — ja Vater, also war es vor dir wohlgefällig! wir preisen ihn, daß er diese seine Gnadenordnung an dem Entschlafenen, seinem treuen Knechte, verherrlicht hat, und sprechen in Demuth und im Glauben: Ehre sey dir, o Herr, dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geiste, wie es war von Anfang, wie es ist und seyn wird von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

Das Beispiel Jesu.

Zur Vorfeier der Fasten.

Evangelium Johannis Cap. 13. V. 15.

„Ein Beispiel habe ich euch gegeben, damit auch ihr thuet, wie ich euch gethan habe."

Die Erzählung selbst, an deren Ende das vorliegende Wort verzeichnet steht, würde unsere Andacht an dem heutigen Sonntage gewiß willkommen heißen, an diesem Sonntage, welcher von der offenbargewordenen Herrlichkeit des eingeborenen Sohnes vom Vater in das geheimnißvolle Dunkel seiner Passion hinüberführt; denn die deutende Umschrift, welche der Evangelist der mitgetheilten That des Herrn gegeben hat, — „wie er geliebt hatte die Seinen, so liebte er sie bis an das Ende," — zieht ebenso die Grenze zwischen Beidem, wie sie die Brücke von dem Einen zu dem Anderen schlägt. Aber nicht ohne Befremden beruht unser Auge auf dem ausgewählten Schlußworte selbst, insonderheit auf der Betonung eines Ausdrucks, welcher eine lange Zeit hindurch der Glaubenslosigkeit zu einem Schilde, ja zu einer Waffe hat dienen müssen, und der vornehmlich wohl um dieses Mißbrauchs willen auch noch jetzt in der Anschauung der christlichen Gemeinde mit einem Makel angethan erscheint und für das Ohr derselben mindestens verdächtig klingt. Es ist die Rede von dem Beispiel Jesu Christi. Zwar es kann Niemanden unter uns in Gedanken kommen, die hohe Macht des Beispiels überhaupt zu bestreiten; sie ist durch die Erfahrung aller Zeiten und durch so manchen allgemein bekannt gewordenen

Fall geschützt; ja ein Zweifel an derselben würde mit dem Heiland selbst im Zwiespalt seyn, der sie thatsächlich und entschieden anerkennt. Indem er wiederholt an einzelne Gestalten der Vergangenheit gedenken heißt, indem er ein Kind in die Mitte seiner aufgeregten Jünger stellt, ja selbst indem er auf die Vögel unter dem Himmel und auf die Lilien des Feldes weist: hat er es eingeräumt und dargethan, daß das Exempel für die Zucht und Lehre völlig unentbehrlich sey, und daß sein Wegfall in der Hand der Weisheit und der Liebe eine wesentliche Lücke bedingen würde. Aber wenn wir nun Ihn selbst, den Herzog unserer Seligkeit, den Hirten der bedürftigen Schafe, als unser Beispiel achten sollen: so scheint sich uns die bedenkliche Wahl zu stellen, entweder unserem Glauben an seine göttliche Gestalt ein gutes Theil zu vergeben, und Den, welcher vom Himmel gekommen und über Alle ist, in irgend einem Sinne zu unseres Gleichen herabzuziehen, oder aber in der gestellten Forderung beinahe einen Spott auf unsere Schwachheit und Ohnmacht zu empfinden. Was wir diesem Bedenken vor der Hand entgegensetzen können, das ist der Werth, welchen der Herr auf das von ihm gegebene Beispiel legt; — er hat ihn nicht allein durch unseren ausdrücklichen und augenscheinlich betonten Ausspruch selbst, sondern viel vollständiger durch das Verhältniß desselben zu der vorausgegangenen That gedeutet. Da hatte er sich also zum letzten Abendmahle im Kreise der Zwölfe niedergelassen, — mich hat herzlich verlangt, dieß Osterlamm mit euch zu essen, ehe denn ich leide; und es ist uns Allen bekannt, in welcher Weise sich sein Herz vor ihnen aufgethan. Siehe, da hemmt er urplötzlich den Strom seines überfließenden Mundes, er schweigt und steht vom Mahle auf; und mit einer unverkennbaren Absichtlichkeit richtet er die Augen seiner Jünger auf das Beginnen seiner Hände hin. So muß dasselbe ihm viel wichtiger erschienen seyn, als aller Trost der Liebe, welchen er bisher gespendet, und ihnen muß es viel nothwendiger gewesen seyn, als alle Wahrheit, welche er zuvor verkündigt hatte. Und doch, — vollzieht er etwa

jetzt eine That, die sie noch nie von ihm erfahren, ein unerhörtes Liebeswerk, das er sich verspart hatte auf die gegenwärtige Stunde? Er dient ihnen: aber lasset euch fragen, ob er das nicht Jahre lang zur gründlichen Bewährung seiner Knechtsgestalt gethan? Er reinigt sie: aber sollte sich in seiner bisherigen Gemeinschaft mit den Jüngern auch nur Ein Tag, nur Eine Stunde finden lassen, wo er an ihnen diese reinigende Gnade unterlassen hätte? Anders werden wir mithin dieß Waschen ihrer Füße nicht auffassen können, denn als ein Sinnbild seines ganzen bisherigen Waltens in dem Kreise der Zwölfe, als einen Denkstein seines nun an ihnen ausgeführten Werks. Und weßhalb setzt er diesen Denkstein ein in der nunmehr hereingebrochenen Nacht? Er sagt es selbst. Was ich jetzt thue, so erklärt er Simoni Petro, das weißest du nicht, aber du wirst es hernachmals erfahren. Und er erfuhr es alsbald. Denn der Herr setzt sich wieder nieder, und fragt: wisset ihr, was ich euch gethan habe? und er ertheilt mit eigenem Munde die Antwort: ein Beispiel habe ich euch gegeben, damit auch ihr thuet, wie ich euch gethan habe. Sehet da den ganzen und wahren Zweck der wunderbaren That: schließet aber daraus auf den hohen Werth, den Christus selbst auf dieß sein Beispiel legt; — wie er es geltend macht als einen wesentlichen Theil seines Vermächtnisses an die Seinen, als ein kostbares Kleinod in dem Schatze, den er ihnen überantworte, als eine herrliche Zubereitung ihrer Füße zu dem Wege des Friedens, den sie durchlaufen sollten. Es ist unsere Aufgabe, diese Bedeutung der hinterlassenen Gabe zu erkennen, zu durchschauen. Weder dadurch würden wir sie ermessen, daß wir der beschämenden Kraft dieses Beispiels gedächten, wie uns dasselbe unseres Abstandes von Christo geständig mache, uns auf Schritt und Tritt zu dem Bekenntniß dränge: so wie ich wandle, ach so ist der Heiland nicht verfahren; noch auch dadurch, daß wir seine Lehrhaftigkeit betonten, wie es uns allerwegen den guten und wohlgefälligen Gotteswillen unmittelbar vor Augen stelle, so daß wir zunehmen an aller Erkenntniß

und Erfahrung und prüfen lernen, was das Beste sey. Wir müssen tiefer dringen; und zu diesem Versuche sammle sich denn unsere Andacht um den Mittelpunkt des heutigen Ausspruchs. Auf daß wir aber

das Beispiel Jesu Christi als ein Kleinod der Seinen

erkennen, lasset uns euch auf ein Zwiefaches hinweisen: zum Ersten auf die Schärfe des Stachels, welchen uns dieß Beispiel gewährt; zum Andern auf die Fülle der Kraft, die sich uns in ihm erschließt.

In einem zwiefachen Zugeständniß begegnen wir uns an der Schwelle der Betrachtung; darin zuerst, daß ein kräftiger Stachel zu dem, was recht und Gottgefällig ist, für das Gedeihen unseres geistlichen Lebens von höchstem Werthe sey; aber darin nicht minder, daß von einem Beispiel, welches lebensvoll vor unseren Augen steht, eine mächtigere Wirkung ausgehe, als von dem schlichten, wenn auch noch so dringenden Gebote; denn hier kann sich hinter dem Nachsprechen der Mangel der Nachahmung nicht verbergen, hier kann das bloße Wort der Zunge die fehlende That nicht verdecken. Allein von diesem Zugeständniß nehmen wir nur unseren Ausgang. Das ist die weitere und wesentliche Aufgabe, die eigenthümliche und unvergleichliche Schärfe gerade des Stachels aufzuweisen, den Jesu Beispiel uns in unsere Seele senkt. Lasset euch die allgemeine Antwort gefallen, daß es im Stande sey, den schlummernden Willen zu wecken, und den erweckten zu einem Ernste zu steigern, der schlechterdings zum Handeln drängt. Mit anderen Worten: wir reden einerseits von dem Stachel einer unausweichlichen inneren Verpflichtung, und andererseits von dem Stachel einer unwiderstehlichen Nöthigung zur That. Ueber Beides suchen wir uns zu verständigen.

Das also rühmen wir aufs Erste dem Beispiel Jesu Christi nach, daß es den Stachel einer inneren Verpflichtung und Verbundenheit gewähre, der Niemand sich entziehen kann. Der

Stachel geht in die Tiefe, bis in den untersten innersten Grund der Seele, ähnlich dem durchdringenden zweischneidigen Schwerdte, von welchem der Apostel spricht; er durchbricht jeden Widerstand, überwältigt jeden Einwand, schneidet ab jede Ausflucht, und nimmt das Gemüth unter seine siegreiche Macht gefangen. Auf daß wir denselben deutlich erkennen und lebendig empfinden, so lasset uns alles dasjenige geflissentlich ausscheiden, was man als spornende Kraft eines menschlichen Beispiels zu rühmen pflegt. Verlieren wir dadurch nach der Einen Seite, so empfangen wir von der anderen einen hundertfältigen Ersatz. Aber es wird uns fördern auf diesem Wege, wenn wir mit aller Strenge an der Einen That des Heilandes haften bleiben, die er hier als sein Exempel für die Seinen geltend macht, ohne daß wir über diese scharf gezogene Grenze irgendwie hinübergreifen. Wir haben zu dieser Beschränkung auch noch andere Gründe; — wir halten es nicht für gerechtfertigt, ja für einen gefährlichen Irrthum, wenn man den Herrn in einem nebelhaften unbestimmten Sinne, im ganzen Umfange seiner heiligen allmächtigen Erweisung, als unser Beispiel geltend macht; und Niemanden wünschen wir Glück, der sich auf irgend einem Nachprobiren treffen läßt, wie etwa Petrus bei der Meerfahrt nach Capernaum desselben schuldig ward. Doch hiervon lasset uns jetzt schweigen, — wir kommen später auch auf diese Seite wiederum zurück. Vor der Hand nehmen wir nur das Recht in Anspruch, in dem begrenzten Kreise unseres Abschnitts zu verharren. Das ist das Beispiel, welches uns der Herr hier giebt: Er dient, — wir sollen gleicherweise dienen; er reinigt den Jüngern ihre Füße, — auch wir sollen den reinigenden Dienst an unseren Brüdern vollziehen. Aber wohlan, welches ist der eigenthümlich scharfe Stachel, der von diesem seinen Vorbilde kommt? Wir haben uns vorgesetzt, alles dasjenige auszuscheiden, was uns in Folge der natürlichen Erfahrung in Gedanken kommt. Worin pflegt man die Kraft und den Segen des Beispiels zu setzen? Man spricht von seiner Schönheit; man sagt von irgend einer That, sie sey so lieblich

anzusehen, so wohlthuend, so dahinnehmend, so bezaubernd, daß die Rührung, mit der sie den Betrachter erfülle, eine Frucht nicht schuldig bleiben könne. Wie sind wir so weit entfernt, hiergegen eine Warnungsstimme zu erheben, und zu verderben, worin doch ein Segen ist! Wer sich in diesem Sinne an einem Beispiele erbaut, den stillen Herzenswunsch bewegt, „hätte ich doch dieses schöne Werk gethan!“ und bei sich spricht, „ich will hingehen und desgleichen thun,“ — Gott helfe ihm dazu! Aber lasset uns von diesem Stachel nicht zu viel erwarten. Ist er wohl kräftig genug, einen wirklichen Willen und eine Begeisterung hervorzurufen? Ach er ritzt doch im Grunde nur die Haut, — oder daß wir das Bild sofort in die Sache übersetzen, er dringt nicht weiter als in die Empfindung! Die leichte Wunde, die er zurückgelassen, heilt bald wieder zu, die Welle des Lebens geht darüber, und verwischt die leichte Spur; der schnell gefaßte Vorsatz ist am Abend, einer Grasesblume gleich, verwelkt. Oder worin sucht man sonst des Beispiels Macht? Man erklärt sie aus der augenfälligen Gerechtigkeit desselben; man sagt von irgend einem Werke, so sey es recht und wahrhaft wohlgefällig, so müßte Jeder, ja so müßten namentlich auch wir verfahren! Allerdings das ritzt nicht bloß die Haut und haftet nicht lediglich in der Empfindung; sondern da trifft der Stachel das Gewissen und findet im Gewissen seinen Halt. Aber ist selbst hierdurch eine wesentliche Frucht verbürgt? und ist der Drang des so erwachten Müssens stark genug, um jeden Einwand auszuscheiden und um jedes Ausweichen zu verhindern? O wenn uns Christi Beispiel keinen anderen Stachel in die Seele senkte, — nein, darum dürften wir dasselbe noch kein Kleinod nennen! Aber wie merkwürdig, — weder das Eine noch das Andere ist der unmittelbare Eindruck, den die hier vollzogene That des Herrn auf uns hervorbringt. Oder sollte wirklich das Bekenntniß auf sie passen, sie sey so schön, so unvergleichlich schön? sie sey so heilig, so gerecht? Steht es also, daß wir eine Augenweide daran haben, oder daß sich das Gewissen an derselben

schärft? Ein Petrus wenigstens hat diesen Eindruck nicht empfangen; ihn dünkte das Verfahren Jesu wunderlich und sonderbar; und wenn wir im Stande sind, die Decke wieder vor unsere Augen zu legen, welche der Geist der Wahrheit mit seiner erleuchtenden Kraft hinweggenommen hat: o so dürften wir viel vollständiger mit dem Petrus gehen, als daß wir eine bezaubernde Schönheit oder eine leuchtende Gerechtigkeit zu rühmen hätten. Klären wir unsere Gefühle und Anschauungen vermöge des Hinblicks auf ein anderes Gemälde. Nicht ohne Besorgniß vollziehen wir diese Vergleichung; wir wissen es wohl, daß sie mißverstanden werden und zu irrigen Schlüssen veranlassen kann. Darum verwahren wir uns von vorn ab ausdrücklich gegen jede falsche Folgerung. Dem Bilde, welches der Heiland gewährt, da er dienend zu den Füßen seiner Jünger liegt, stellen wir das Gemälde an die Seite, welches er kraft der Erzählung von dem barmherzigen Samariter vor dem Auge des Pharisäers aufgerollt. Nicht allein von diesem Schriftgelehrten wurde die Samariterthat als eine schöne und liebliche, als eine gute und gerechte, als die wahrhaftige Erfüllung des gesetzlichen Gebots der Nächstenliebe anerkannt, sondern genau in derselben Weise wird dieselbe noch immer von dem Gefühle und Gewissen jedes unbefangenen Hörers beurtheilt; und so lange das Evangelium von Christo in der Welt wird verkündigt werden, und so oft diese Geschichte an dem dreizehnten Sonntage nach Trinitatis in christlicher Versammlung wird gelesen werden, — ist ihr dasselbe Zeugniß allgemein gewiß. Wir sprechen es unumwunden aus: ein solches Beispiel, wie der Herr es hier im Tone der Erzählung aufgestellt, ein solches hat er selbst uns nicht gegeben. Auch Er kam einmal über Jericho nach Jerusalem. Und indem er diesen Weg zurücklegte, hat er seine Fußstapfen triefen lassen von dem Fette seines Segens; — ihr habt es in dem heutigen Evangelium vernommen, wie er die Bitte des Blinden erfüllt, „du Sohn Davids, erbarme dich meiner," „Herr, daß ich doch sehen möchte"; und nicht minder

ist es bekannt, wie er, nahe zu der Stadt gekommen, dem Zachäus seinen Einzug in das Zöllnerhaus verkündigt, und die Bestimmung des Menschen Sohnes an ihm verherrlicht hat, zu suchen und selig zu machen, das verloren ist. Aber weder hier noch jemals hat er eine Samariterthat vollbracht! Wie? solltet ihr urtheilen, auch in dem Gleichniß sey die Rede von dem Zufalle, der den Barmherzigen mit dem Bedürftigen zusammengeführt, — das Eine Mal, daß in der Schrift der Ausdruck „Zufall" vorkommt —; so sey es auch Sache des Ungefährs gewesen, daß dem Herrn ein Anlaß zur Vollbringung einer Samariterthat nicht kam! Nun denn, so berufen wir uns auf euer tiefstes, innerstes Gefühl, auf euren Takt, auf die Salbung, die ihr habt von oben her; und wir fragen euch: könnet ihr die Vorstellung vollziehen, daß Jesus Christus selbst vollendet hätte, was er von dem Reisenden erzählt, — daß er also herzugetreten wäre zu dem Zerschlagenen, daß er ihm seine Wunden verbunden, Oel und Wein hineingegossen, daß er ihn in die Herberge geführt, ihn gepflegt, zween Groschen dargereicht und den Kranken der Pflege des Wirths empfohlen hätte? Könnet ihr das? Das bringt ihr nicht zu Stande. Ihr nicht! Ja man hat es zu Stande gebracht. Und wer? Das haben die Ungläubigen gekonnt, sie, die das ganze Christenthum in eine Samariterhandlung haben zwängen, und das hohe Haupt des Herrn in den engen Rahmen dieser Geschichte haben fassen wollen. Nein, Christus hat ein anderes Beispiel gegeben. Und dieß Exempel konnte er in keinem Gleichniß zeigen; es hätte ihm dazu an einer bräuchlichen Person gefehlt; kein Jude, kein Samariter, kein Menschenkind auf weitem Erdenrunde, kein Name aus der ganzen heiligen Geschichte hätte ihm dazu getaugt. Mit einer erzählenden Darstellung hätte er sich auch weder an das Gefühl, dem sie wohlgefallen, noch an das Gewissen wenden können, welches sie gebilligt hätte: dieß Beispiel konnte eben nur Er Selbst in eigener That gewähren; — denn kein Ohr hatte davon gehört, kein Auge Etwas ähnliches erblickt und in keines

Menschen Herz war eine Ahnung davon gekommen. Dünket es euch, wir hätten uns zu weit von unserer eigentlichen Frage entfernt? Wir sind im Gegentheil unmittelbar bei ihrer Lösung! Jetzt nemlich tritt der Stachel des Beispiels Jesu Christi in seiner ganzen Schärfe in's Licht. Darin steht derselbe, daß hier die eigenthümliche That des Sohnes vor Augen liegt; eine That, die Er zuerst vollbracht, von welcher bisher das Gewissen der ganzen Welt und selbst der frömmeren Gemüther nicht gewußt; eine That, die nach seinem ausdrücklichen Willen auch die That der Seinen werden, durch welche sie sich Alle thatsächlich zu ihm bekennen sollen. Daß wir den richtigen Punkt getroffen haben: machet davon die Probe vermittelst eines selbsteigenen Wortes Jesu Christi. Dasselbe ist keinem entlegenen Gebiete entnommen, sondern es gehört dem Zusammenhange unserer Erzählung an, und ist in mehr als einer Beziehung der Schlüssel zum Verständniß derselben. Der Herr hat die Reihe der Jünger vollendet; er nimmt seine Kleider und setzt sich wieder nieder. Aber ehe er nun das Gebot ertheilt, „— auf daß ihr thuet, wie Ich euch gethan habe": bahnt er den Weg durch eine Vorerinnerung. „Wisset ihr, was ich euch gethan habe? Ihr heißet mich Meister und Herr, und sagt recht daran, denn ich bin es ja. So nun ich, euer Herr und Meister, euch die Füße gewaschen habe, so sollt ihr auch einander die Füße waschen." Daß wir nun aber diesen Eingang auch richtig verstehen! Nicht das ist der Nerv: Ich, der hohe Herr, — um wie viel mehr ihr, die geringen Diener; sondern: Ich, euer Herr, den ihr als solchen nennet und bekennet, und den ihr nur durch die Nachahmung seiner, ja Seiner That wahrhaftig bekennet. Sehet da den Stachel, welcher tiefer dringt, als in die bloße Empfindung, auch tiefer, als in das Gewissen; hier finden wir uns verbunden und verpflichtet, ohne ausweichen zu können, und sagen Alle mit Einem Munde: so muß, so muß auch ich verfahren!

Aber lasset uns die angehobene Betrachtung einfach weiter verfolgen, so wird der Stachel, den wir aufgewiesen, eine noch

fühlbarere Schärfe entwickeln. Die unausweichliche Verpflichtung steigert sich zu einer unwiderstehlichen Nöthigung. Ihren Herrn nennt Jesus Christus sich; und weil er das sey, so müßten sie nach seinem Beispiel thun. Wohlan, falls sie sich dieser Pflicht entzögen: würde er dann aufhören, ihr Herr zu seyn? das heißt, würden sie ihn dadurch als ihren Herrn verleugnet, den Lebenszusammenhang mit ihm gelockert oder gar zerschnitten haben? Wir gedenken an das Schlußwort, welches der Erzählung wie ein Siegel aufgedrückt erscheint. „So ihr Solches wisset, selig seid ihr, so ihr es thut." Selig; — darüber sind wir einig, selig macht allein die Gemeinschaft mit Christo; nur innerhalb dieses Kreises hat der Ausdruck Recht und Wahrheit. Wer also nicht darnach thut, — es wird doch wohl kein Ausweg bleiben: Sein ist er nicht und kann's nicht seyn! Es fehlt an dem wesentlichen Bande zwischen Herr und Diener, zwischen Haupt und Glied, — der Schein ist geblieben, das Wesen dahin! Ein Dreifaches haben wir davon zu sagen. Zum Ersten: im Falle des Unterlassens gelten wir nicht als die Seinen. Zum Andern: wir fühlen und wissen uns nicht als Solche. Zum Dritten: er selbst erkennt uns nicht als seine Jünger an. Wir gelten alsdann nicht als die Seinen, weder vor den Brüdern in der christlichen Gemeinde, noch auch in den Augen der Welt. Keine schöne, keine gute, keine Samariterthat erwirbt uns diesen Ruf; darum, so sagt man, ist er noch kein Christ. Ist es doch dieser Sinn, in welchem das Wort geschrieben steht: daran wird Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habt, — nicht Liebe überhaupt, sondern die Liebe, mit welcher ich euch geliebt, wie ich euch ein Beispiel gegeben habe. Und wir selbst — wir fühlen uns nicht als die Seinen; ungeachtet aller Anstrengungen, Mühen, Opfer, Leiden thut eine Stimme in der Tiefe unseres Herzens ihren Einspruch, — wir wissen uns nicht völlig in der Liebe. Es gebricht an jener Seelenruhe, an jener inneren Befriedigung, wie sie das Seligseyn im Thun so unvergleichlich schön be-

zeichnet. An dem merken wir, sagt deßhalb der Apostel Johannes, — oder ähnlich anderweitig: unser Herz verdammt uns nicht, wir haben eine Freudigkeit zu Gott, eine unbedingte Hoffnung auf Erhörung unserer Gebete, — an dem merken wir, daß wir in ihm sind, so wir wandeln gleich wie Er gewandelt hat. Und nun zuletzt: Er selbst, der Herr, erkennt uns nicht als seine Jünger an; er kann es nicht, er kann es darum nicht, weil dieses Walten das Ihm eigenthümliche, von ihm an's Licht gebrachte und den Seinigen zur Pflicht gemachte ist. Wie er zu Petro sagt: wasche ich dich nicht, so hast du keinen Theil an mir, so urtheilt er auch: thust du nicht darnach, so kenne ich dich nicht und weiß nicht, wo du her bist. Sehet da die unwiderstehliche Nöthigung, die wir von diesem Beispiel her erfahren. — Wir nahmen den Ausgang von dem Eingeständniß, ein kräftiger Sporn zu dem, das Jesu wohlgefällt, sey uns ein unabweisliches Bedürfniß. Haben wir denn die unvergleichliche Schärfe gerade dieses Stachels empfunden, so lasset uns treu seyn in dem überkommenen Besitz. Schauen wir an das Bild, von dem derselbe immer wirksam ausgeht, damit wir, statt uns treiben zu lassen von der Welle des Lebens, ein Nachbild dieses Urbilds darzustellen willig seyen. Allein den Fall gesetzt, daß weder ein Einwand in unseren Herzen verlaute, noch auch die Trägheit unseren Gang aufhalte: wäre nicht der Werth des Beispiels Jesu Christi darum immer noch gar sehr beschränkt? Zu Thaten kann es der Wille bringen, wenn er anders ernstlich ist; aber gerade in dem gegenwärtigen Falle frommt eine Kraftanstrengung zu dem äußerlichen Werke nicht. Die That des Herrn ist eine sinnbildliche. Sie ihm in dieser sinnbildlichen Weise nachzuthun: das überlassen wir den Thoren und den Werkgerechten; sie sammeln Spreu und bringen keine Garben; und was sie thun, hat weder einen Duft der Salbung, noch irgend eine Aehnlichkeit mit Jesu Werk. Auch hier kommt es auf dasjenige an, was der Apostel begehrt: ein Jeglicher sey gesinnet wie Jesus Christus auch war. Und die Gesinnung — könnte sie

der bloße Stachel in uns schaffen? Sind wir in dieser Hinsicht nicht auf das beschränkt und gewiesen, was wir in unserem heutigen Gesange wiederholt gethan, nemlich auf die innige Bitte der Schwachen und Bedürftigen: ein Vorbild bist du mir, — ach bilde mich nach dir; hilf mir dazu, damit auch ich so sey wie du!? Und dennoch reden wir von einer Kraft, welche sich uns in dem Beispiele Jesu Christi erschlossen habe, und die wir aus dem aufgethanen Borne schöpfen können. Sie zu erkennen, ist die zweite Aufgabe, die wir zu lösen suchen.

Aber wir werden diese Kraft weder erfahren noch auch nur entdecken, so lange wir dieselbe auf dem Gebiete aufsuchen, auf welches wir uns bei solchen Fragen zurückzuziehen pflegen. Was der Apostel von menschlichen Vorbildern gesagt hat, „welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach": das wendet man auch auf das Beispiel Jesu Christi an, und stellt die Behauptung auf, das Anschauen des Herrn, dafern es nur unverwandt und mit aller Innigkeit des Gemüths geschehe, bereite den Weg, auf welchem die Kraft von oben auf uns überströme. Und wird dann gefragt, wie Solches zugehen möge, so sagt man uns, es sey das eben eine wunderbare Macht, deren Wirkungen nur empfunden, aber von dem Auge nicht verfolgt werden könnten. Wir lassen uns hieran um so weniger genügen, je offenbarer die Verwechselung ist, welche die wahre Lage der Sache in diesem Falle verwirrt. Daß das einfache Anschauen des Bildes Jesu Christi eine mächtige, nachhaltige, der Welt unerklärliche, ja auch dem Christen wunderbare Wirkung hervorbringe: das hat der Heiland selbst verbürgt. Gleichwie Moses in der Wüste eine Schlange erhöhete, und die Kinder Israel, so viele ihrer verwundet waren, durch das Emporschauen zu dem Bilde genasen: also ist des Menschen Sohn erhöhet worden, und die den Erhöheten ansehen, genesen zum ewigen Leben. Aber wenn der Glaubensblick auf Ihn den Frieden mit Gott und die Vergebung der Sünden einträgt, wenn das stetige Anschauen den gewonnenen Glauben stärkt und die Glaubens-

freudigkeit erhöhet: so ist das eine ganz andere Verheißung, als um welche es sich gegenwärtig handelt. Bei jenem Emporschauen entschwindet uns der Gedanke der Nachahmung, und das Beispiel tritt da völlig in den Hintergrund. Stelle ich mir aber den Herrn absichtlich und ausdrücklich als mein Vorbild vor die Augen, — nun, wie innig und unverwandt ich ihn auch ansehe: ich kann wohl erstarken in dem Entschluß, ihm nachzuwandeln, aber eine Kraft zum Vollbringen geht nicht davon aus, und für die Schwachheit ist hier keine Hülfe. Wären wir also lediglich auf dieß Anschauen gewiesen, so würde es an der Brücke fehlen, die über eine weite Kluft hinüberführt; von dem Vorbilde selbst würde gelten, was geschrieben steht: solches ist wunderbarlich vor euren Augen; von den Anschauenden aber, was geweißagt ist für jenen Tag: „alsdann werden sie sagen: „Herr thue uns auf!" „Ich kenne euch nicht!" „Herr, wir haben ja vor dir gegessen und getrunken und auf den Gassen hast du uns gelehrt!" „Ich sage euch, ich kenne euch nicht, ich weiß nicht, wo ihr her seid." Ach, daher ist es wohl auch gekommen, daß, wie wir zu Anfang unserer Betrachtung gesagt haben, der Gedanke an das Beispiel Jesu Christi einen Makel in dem Auge der Gemeinde trägt; man fürchtet nicht nur, daß dadurch der Glaubensblick auf den Versöhner getrübt werde, sondern man zweifelt daran, daß das Anschauen des Beispiels fördern, frommen, stärken, daß es überhaupt eine andere als jene unselige Wirkung ausüben könne, welche der Apostel Paulus von Seiten des Gesetzes erfahren, oder jene vergebliche, die ein anderer Apostel als die eitle Frucht eines nur betrachteten Bildes bezeichnet hat. So lasset uns denn den Versuch vollständig aufgeben, durch das Anschauen des Beispiels Jesu eine wirkliche Kraft davonzutragen. Darum aber geben wir noch keineswegs die Ueberzeugung auf, daß in demselben solch' eine Kraft für uns verborgen sey. Setzen wir uns also aufs Neue zu den Füßen unseres Abschnitts nieder. Es ist in demselben ein unscheinbarer Zug enthalten, den wir bis jetzt noch außer Acht gelassen haben, —

er wird sich als die Pforte bewähren, durch die wir zum Verständniß dringen können.

Ich habe euch ein Beispiel gegeben, auf daß auch ihr thuet, wie ich euch gethan. Wie ich euch gethan habe. Merket wohl, er sagt nicht, wie ich vor euch, vor euren Augen, sondern wie ich euch, wie ich an euch gethan habe. So lange Petrus das Verfahren des Herrn beobachtete, so lange war es ihm eben nur wunderbarlich vor seinen Augen; aber als nun an ihn die Reihe kam, als der Herr sich anschickte, auch seine Füße zu waschen, da wurde er im Innersten erfaßt. Was vor uns geschieht, das kann uns geneigt und willig machen: was an uns geschieht, das macht uns fähig und stark. Wir suchen das zu durchschauen. Hier ist der Ort, wo wir eine früher nur berührte und unvollständig gelassene Betrachtung wieder aufnehmen müssen. Als wir uns dazu entschlossen, das Beispiel, welches Christus uns gegeben habe, auf einen sehr bestimmten Kreis zu beschränken, da nahmen wir nur das Recht in Anspruch, welches uns die Erzählung ertheilte. Jetzt stützen wir uns nicht allein auf dieses Recht, sondern machen auch auf den Umstand aufmerksam, daß die heilige Schrift, weit entfernt, den Herrn in jenem nebelhaften, unbestimmten, allgemeinen Sinne, in welchem man davon zu reden pflegt, als unser Vorbild zu bezeichnen, vielmehr nur zwei Beziehungen betont, in denen er für uns Exempel sey. Die Eine liegt in den Worten des heutigen Abschnitts vor Augen, — er hat uns ein Beispiel gegeben kraft seines reinigenden Dienens. Die Andere hat der Apostel Petrus gedeutet, da er in jenem euch bekannten Zusammenhange schreibt: Christus hat für uns gelitten und uns ein Vorbild gelassen, daß wir nachfolgen sollen seinen Fußstapfen; welcher nicht wieder schalt, da er gescholten ward, und nicht drohete, da er litt, er stellete es aber dem heim, welcher recht richtet. Ihr unterscheidet sie leicht — diese beiden Strahlen des Beispiels Jesu Christi, und ebenso leicht fügt ihr dieselben zusammen in Eins. Der duldende Heiland spricht: folget mir nach, nehmet auf euch Kreuz

und Ungemach; der wirkende, handelnde Erlöser spricht: thuet mir nach, was ihr mich thun sehet. Dort ein Nachwandeln des Fußes auf dem Kreuzeswege zu der Herrlichkeit hin, hier ein Nachahmen der Hand in selbstverleugnender Liebe. Aber wohlan, eben hieran läßt es sich lernen, wie eine Gotteskraft sich von dem Beispiel Jesu über uns ergießt. Wenn der Apostel begehrt, daß wir den Fußstapfen des duldenden Heilandes nachfolgen: — ist es etwa ein Machtgebot, das er ertheilt? Er zeigt vielmehr, wie die Erfüllung desselben durch die Bedeutung der Leiden Christi ermöglicht sey! Christus, so hebt er an, hat für uns gelitten; ja weil er für uns gelitten hat, so zieht uns sein Leiden, sein priesterliches Leiden von selbst in seinen Tod hinein; nun können wir mit ihm sterben, ja wir können gar nicht anders, als den Tod mit ihm erleiden, — damit wir in den Worten eines anderen Apostels reden — wir halten dafür, daß, so Einer für Alle gestorben ist, so sind sie Alle gestorben, auf daß die, so da leben, hinfort nicht ihnen selbst leben, sondern dem, der für sie gestorben und auferstanden ist. Machen wir davon auf unseren heutigen Fall die einfache Anwendung. Auch hier läßt der Herr, der handelnde, wirkende Heiland, nicht ein gesetzliches Gebot zur Nachahmung an uns ergehen: sondern dadurch, daß er das Werk **an** uns vollendet, hat er uns in den Stand gesetzt, ein Nachbild davon zu vollziehen. Wir haben ja empfangen: so können wir auch geben! Ja freilich, an wem der Heiland Nichts geleistet hat, wer sich nicht bewußt ist, daß die göttliche Hand reinigend an ihm gewaltet habe: dem kann sein Beispiel keine Kraft verleihen, — nur auf die Seinen, die er kennet und denen er bekannt geworden ist, strömt dieser Segen einer Kraft zum Nachbild über. Und für sie ergiebt sich denn nun der wichtige und ernste Rath, auf welchem wir abschließend beruhen. So lautet er: was der Herr an dir gethan hat, halte es nicht für einen Raub, schließe es nicht ein in deinen Schrein, sondern laß es neue Frucht für deine Brüder tragen. Und auf daß uns dieser Rath so recht zu eigen werde, so lasset uns noch-

mals das Auge auf das Bild erheben, für welches unser Text die ermahnende Umschrift ist. In diesem Sinnbild hat der Herr den Jüngern die ganze Fülle seiner Gnade dargestellt, die sie bisher von seiner Hand empfangen hatten. Sahen sie darin einen Spiegel seiner großen und treuen Liebe zu ihnen: so haben sie sich darin freilich nicht getäuscht; das aber wäre ein schwerer Irrthum gewesen, wenn sie gewähnt hätten, er habe dabei sein Absehen nur auf sie gehabt; und eben diesen Wahn würde dann sein Wort zerstören: ich habe euch ein Beispiel gegeben, auf daß auch ihr thuet, wie ich euch gethan habe. Was er an ihnen geleistet, das sollte Vielen zu Gute kommen, und zwar durch ihren eigenen Dienst. Scheinen sie dadurch, daß der Herr sich zu ihren Füßen niederläßt, die reinigende That an ihnen vollziehend, auf eine überschwänglich hohe Stufe erhoben: o so wird ihnen eine noch höhere Stufe in Aussicht gestellt; und sie nehmen dieselbe ein, indem sie selbst zu den Füßen der Geringsten unter ihren Brüdern in gleicher Thätigkeit betroffen werden. Dann sind sie, wirkend um seinetwillen und in seiner Kraft, gebend und ausbreitend was sie von ihm empfangen und erfahren haben, die Diener und Mitarbeiter des königlichen Herrn, der sie gesetzt hat, Frucht zu bringen, auf daß ihre Frucht bleibe. Und sie sind hingegangen und haben desgleichen gethan; sie haben es gethan auf den Stachel seines Beispiels, in der Macht, die ihnen dieses selbst erfahrene Beispiel gab. Und wir? Dünkt es uns nun gerechtfertigt, wenn wir das Beispiel Jesu ein Kleinod nannten für die Seinen, ein Kleinod, das in ihren Schatz gegeben ist? O für den Fall, daß wir diese Frage mit Dank und Freude bejahen, töne laut und unabläßig in unser Herz der mächtige Spruch hinein: so ihr Solches wisset, selig seid ihr, so ihr es thut. Amen.

Die feiernde Liebe.

Zur Vorfeier der Fasten.

Evangelium Marci Cap. 14. V. 7.

„Ihr habt allezeit Arme bei euch, und wenn ihr wollet, könnet ihr ihnen Gutes thun, aber Mich habt ihr nicht allezeit."

In diese Worte brach unser Herr und Heiland Jesus Christus aus, als er die Flügel seines Schutzes über die Jungfrau breitete, welche zuvorgekommen war, seinen Leichnam zum Begräbniß zu salben. Leisten wir dem Eindruck Folge, welchen sie zunächst auf das Gemüth hervorbringen, so schauen wir mit freudiger Bewunderung durch ihren Spiegel in das vollkommene Gesetz der Freiheit, welches die verschwenderische und rücksichtslose Liebe in ihren unveräußerlichen Rechten wahrt und jedem Eingriff einer karge sorgenden Berechnung wehrt; und insofern weihen wir denselben gern die Andacht dieser Stunde. Allein die weitere Erwägung scheint das ernstliche Bedenken zu ergeben, ob sie auf unsere gegenwärtige Lage noch eine Anwendung verstatten, ob also die Erbauung, welche wir in ihnen suchen, nicht auf sehr zweifelhaftem Grunde ruht. Als der Herr in diesen Ausspruch ausbrach, da war derselbe freilich mit dem bitteren Salze der Wahrheit gewürzt, es galt im buchstäblichsten Sinne: „ihr habt mich nicht allezeit"; „über ein Kleines, so werdet ihr mich nicht mehr sehen." Und wie er die Spitze dieser Eröffnung manchmal und auf mancherlei Weise gegen seine Widersacher hervorkehrt, — „es ist das Licht noch eine kleine Zeit bei euch; wandelt, dieweil ihr das Licht habet, auf daß euch die Finsterniß

nicht überfalle"; „ihr werdet mich suchen und nicht finden, und da ich bin, könnet ihr nicht hinkommen", — so spricht er ebenso zu seinen Jüngern: lieben Kindlein, ich bin noch eine kleine Weile bei euch, und was ich zu den Juden gesagt habe, das sage ich auch euch. Aber die Gemeinschaft, welche wir jetzt mit Ihm haben, scheint einem solchen Wandel nicht mehr zu verfallen und jedem so bedingten Umschlag ganz und gar entrückt zu seyn. Schon recht, von irgend einem Wechsel im Bereiche derselben weiß auch die gegenwärtige Erfahrung noch, wie die Erfahrung aller Zeiten in der christlichen Vergangenheit davon gewußt; und die Erzählung, der die heutigen Worte zugehören, ruft unausbleiblich das beschämende Gedächtniß daran wach. Schon in der ersten Zeit der Kirche erlitt die Innigkeit der Liebe zu dem Herrn in vielen Herzen eine merkliche Erkältung, und die anfängliche Begeisterung gab einem kühlen, lauen Wesen Raum. Man war nicht mehr zu jedem Opfer fähig, man duldete es, daß Fleisch und Blut den Einspruch seiner Weisheit that, und man begann zu rechnen, an das Irdische zu denken, — man hatte also Jesum nicht mehr wie zuvor. Achten wir indeß auf die von obenher erfolgende Rüge, „ich habe wider dich, daß du die erste Liebe verlassen hast; gedenke, wovon du gefallen bist, und thue Buße, ja thue die ersten Werke; wo aber nicht, so werde ich dir kommen bald, und deinen Leuchter hinwegstoßen von seiner Stätte": so können wir diesen Umschwung unmöglich als die ordnungsmäßige Erfüllung der Weissagung beurtheilen, „mich habt ihr nicht allezeit." Und so bleibt der Schein bestehen, daß die Worte unanwendbar seyen auf die Lage der Dinge in der gegenwärtigen Christenheit. Keine Macht von außen entreißt uns den Herrn oder bedingt seine Trennung von uns; ungestört können wir die Gemeinschaft mit ihm bewahren, bis daß der gläubige Besitz zum unmittelbaren Schauen wird. Und doch ist dieß Bedenken nicht gewichtig genug, uns die Verwendung des ausgewählten Abschnitts für die heutige Betrachtung zu verleiden. Sind wir doch vielmehr der festen

Ueberzeugung, daß er insonderheit an dem gegenwärtigen Sonntage seine Macht an unseren Herzen offenbaren könne. Wir stehen heute an der Pforte einer Zeit, die man von je her als die höchste Segenszeit erachtet hat, da manches Samenkorn auf Hoffnung einer Freudenernte in die Herzen falle, und das mit Christo im Vater verborgene Leben seine sonderliche Pflege finde. In ihren Grenzen können wir erwerben, was uns „nicht allezeit" erreichbar ist; da aber können wir auch leisten, was uns „nicht allezeit" gelingt. Hier ist es gut seyn, um die Liebe Jesu zu erkennen, zu erfahren, zu genießen; hier ist es gut seyn, um auch unsererseits den Opferduft der Gegenliebe zu verbreiten. Von diesem Standorte wollen wir denn jetzt das Wort des Herrn erwägen. Müssen wir es der Betrachtung überlassen, das gute Recht eines solchen Gebrauchs durch ihre eigene Entfaltung zu erweisen, so mögen wir schon jetzt die Ermuthigung dahinnehmen, welche uns von Seiten der heutigen epistolischen Lection auf unseren Weg gegeben wird. Zuversichtlich zu behaupten wagen wir es nicht, daß dem Apostel die Worte, „und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und hätte der Liebe nicht — —", aus dem Gedächtniß an den vorliegenden Ausspruch gekommen seyen: Eins aber steht fest, — dieß große Loblied auf die Liebe trat ihm in sein Herz in Kraft der tief empfundenen Liebe des Gekreuzigten; noch mehr, dieß Loblied selbst, das seit Jahrtausenden mit seinem Dufte das Haus des Herrn erfüllt, — es ist ein Opfer, das er als den Ausdruck seines Dankes auf dem Altare Jesu Christi dargebracht. So lasset uns

die Passion Jesu als die Feierzeit der Liebe betrachten; und zuerst erwägen, wie uns hier der Quell ihrer tiefsten Empfindung erschlossen, zweitens aber, wie hier gleicherweise die Stätte ihrer höchsten Erweisung gefunden sey.

Auch wir in unserer heutigen Gemeinschaft, da wir Maria's That mit einander erwägen, erfüllen den ihr zugesagten Lohn, daß, wo das Evangelium in aller Welt gepredigt werden würde,

da werde man auch sagen zu ihrem Gedächtniß, was sie gethan hat. Geht aber dahin der Wortlaut dieser Verheißung, daß das Gedächtniß ihrer That ein Element der Predigt bilden werde: so kann der Sinn kein anderer seyn, als daß dieß Liebeswerk für alle künftigen Zeiten zu einem leuchtenden Exempel dienen solle, als eine Regel der gebührenden Empfindung und als eine Richtschnur für den Ausdruck derselben. Aber genau in dem Maße, in welchem wir seine Schönheit und den Zauber der Anmuth, welcher es umfließt, erfahren: erkennen wir es an, daß keine noch so ernste, noch so lautere Absicht ein treues Nachbild davon liefern mag. In eigenthümlich sinnvoller Weise bezeugt es der Heiland selbst, wie diese That der Jungfrau dem bloßen Willen keine ebene Straße, keine offenen Schranken zeige. „Ihr habt allezeit Arme bei euch, und wenn ihr wollet, so könnet ihr ihnen Gutes thun"; — nach dieser Seite reicht der Wille aus; ich will: ich kann, mich hindert nichts. „Aber Mich habt ihr nicht allezeit": hier also frommt der bloße Vorsatz nicht, sondern es bedarf auch einer äußeren Bedingung, welche ich nicht schaffen oder herbeiziehen kann, welche ich erwarten muß, die aber, wenn sie sich erfüllt, mit Ernst und Treue wahrgenommen werden will. Sie war dort in Bethanien vorhanden: sie ist es aber auch in dieser Feierzeit der Passion für uns! Hier strömt der Quell der innigen Empfindung, die solche Thaten möglich macht. Und weßhalb hier? Weil wir den Heiland jetzt unmittelbar vor Augen, und ebenso unmittelbar in unserem Besitze haben!

Es ist der Ton der Deutung, welcher unserer Andacht aus diesem Worte zuerst vernehmbar wird. Der Herr erklärt die That der Jungfrau seinen mißvergnügten Jüngern, erklärt sie daraus, daß Maria seinen Abschied aus dem Leben ahne, sein naher Ausgang habe sie dazu gestimmt, bestimmt. Wir lassen es auf sich beruhen, aus welchen Zeichen sie die angebrochene Trennungsstunde schloß, — ob aus der wachsenden Erbitterung seiner Feinde, oder aus dem Bangen ihres eigenen

Herzens, vermöge der eigenthümlichen Schärfe, welche die Liebe dem Auge verleiht. Das aber durchschauen wir, wie der drohende Verlust sie erweckt, die ihr noch zugemessene Zeit im Dienste und im Sinne ihrer tiefen Liebe zu benutzen. Zwar war ihr das Band, das sie an Jesum kettete, als ein unzerreißbares, in das ewige Leben bleibendes bewußt; und auf die Frage, welche Er am Tage seiner Verherrlichung in Bethanien an die Martha gerichtet hat, würde sie gewiß ein viel entschiedeneres Bekenntniß entgegnet haben, als die Schwester. Aber die Unmittelbarkeit dieser Gemeinschaft, da sie ihm Auge in's Auge schauen durfte, sahe sie zu Ende gehen, und deßhalb kauft sie diese gute Stunde aus. Das Gleiche gilt in dieser Feierzeit der Passion für uns. Das nemlich ist der Segen, der ihr eigenthümlich zugehört, daß sie den Herrn unmittelbar vor unser Auge stellt, daß wir Ihn also innerhalb derselben anders sehen, besser sehen, als es sonst geschieht. Es ist schon wahr, daß der Christ Ihn immerdar vor Augen haben soll, — „allenthalben wo ich gehe, sitze, liege oder stehe"; — es ist schon wahr, daß er den lebendigen Heiland, der den Seinen in der Kraft des Geistes nahe ist, ununterbrochen in Gedanken tragen müsse, — „halt' im Gedächtniß Jesum Christum, der auferstanden ist von den Todten"; — und wir würden der Frage weder ausweichen noch auch verlegen seyn, sie zu entscheiden, welches die höhere Stufe sey, ob die, da wir dem Herrn im Geiste nahe sind, oder die, wenn uns nur seine geschichtliche Erscheinung gegenwärtig wird; vor welchem Bilde wir uns tiefer und williger beugen, ob vor der Gestalt eines Petrus, als er sich am Abend seines Lebens auf den Berg der Verklärung versetzte und das Gedächtniß der dort angeschauten Offenbarung feierte, oder nicht vielmehr vor einem Paulus, da er in die kühnen Worte ausgebrochen, „und ob wir Jesum gekannt haben nach dem Fleische, so kennen wir ihn nun nicht mehr." Aber diese Frage gilt es eben gegenwärtig nicht. Es handelt sich nicht um die mehr oder minder hohe Stufe; sondern darauf kommt es an, was das Gemüth wirksamer berühre, wo

die Empfindung mächtiger erwache, ob in Kraft der Gedanken, die wir selbst in uns bewegen, oder vermöge des Bildes, das von außen her vor unsere Augen tritt. Und da begegnen wir uns Alle in derselben Antwort. Ist es ein Zeichen unserer Schwachheit, daß nur die Leibhaftigkeit der geschichtlichen Erscheinung die Herzen brennen macht: so sind wir dieser Schwachheit gern geständig; — vorausgesetzt, daß dieß auf keinen besseren Namen Anspruch hat. Aber treten wir näher. Wäre das nun ein Vorzug, welcher der Passion so eigenthümlich zugehört? Entwirft uns doch die Schrift und in Folge dessen die Kirche in ihren verschiedenen Feierzeiten auch sonst ein lebensvolles Bild vom Herrn! Sie zeigt ihn uns als den meisterlichen Lehrer und heißt uns zu seinen Füßen niedersitzen. Sie malt uns den großen Wunderthäter und lehrt uns hintreten an die Stätten seiner Machtentfaltung; sie stellt uns den Auferstandenen vor Augen, auf daß wir seine Mahlzeichen sehen und unsere Hand in seine Seite legen. Und der Segen Gottes hat darauf geruht! Da hat wohl so Mancher, wenn er der Rede Jesu zuhörete, gleich jenem samaritischen Weibe seinen Krug stehen lassen, und ist mit der Empfindung eines überschwänglichen Segens hinweggegangen — sey es zur stillen Nachfeier, sey es zur Mittheilung des Empfangenen an Andere. Da hat wohl so manches Auge, wenn es auf das Walten der Wunderhände Jesu Christi hingerichtet war, mit aufgedecktem Angesichte Gottes Herrlichkeit geschaut. Da hat wohl so mancher Schwankende, wenn er den Herrn die Hände des Jüngers ergreifen und in seine Male legen sah, „so sey nun nicht ungläubig, sondern sey gläubig", aus tiefster Seele ein lange zurückgehaltenes Bekenntniß abgelegt. Aber daß wir nur den Abstand des Grades nicht übersehen! Was uns aus dem früheren Leben des Heilandes überkommen ist, das sind nur Beispiele seiner Wirksamkeit, nur festgehaltene Augenblicke, das eigentliche Bild tritt hinter Wort und Werk zurück: dagegen von dem Leidenden besitzen wir ein ganzes Bild in lückenloser Reihenfolge aller Züge, und seine Worte bilden eben

nur die Ueberschriften. Diese Geschichte können wir mithin durchleben, wir können nach des Sängers schönen Worten thun: begleite mich, o Christ, wir gehen zum schmerzensvollen Golgatha! Und darum hat es in der That nach dieser Seite volle Wahrheit: so habt ihr mich nicht allezeit; — so stellt er sich nur hier vor unsere Seele. Als der Apostel Paulus die Galatischen Christen an seine unter ihnen ausgesprochene Predigt erinnerte, — wie redet er davon? Er sagt, er habe ihnen Jesum Christum vor Augen gemalet, als wäre er unter ihnen gekreuzigt worden! Rühmt er damit sein Geschick, als wäre seine Zunge der Griffel gewesen eines guten Schreibers, als hätte er's verstanden, durch die Anschaulichkeit der Darstellung der Geschichte neues Leben einzuhauchen? O nein; der Preis gebührt der wunderbaren Macht des Bildes selbst! Der leidende Christus kann erscheinen, als ob er unter uns gekreuzigt wäre; nicht die Phantasie des Sängers erklärt die anbetende Sprache, „o Haupt voll Blut und Wunden", oder das auffordernde Wort, „o Welt sieh' hier dein Leben — —", sondern in der Feierzeit der Passion steht uns der Herr in wesenhaftem Sinne unmittelbar vor Augen!

Aber wir haben uns bisher nur auf der Oberfläche bewegt. Es bleibt dabei, daß allerdings der Ausspruch Jesu Christi zunächst die That der Jungfrau habe deuten wollen. Aber sehen wir auch von seinem ferneren Verlaufe ab, „lasset sie mit Frieden, sie hat ein schönes Werk an mir gethan": schon sein eigener Klang verbürgt einen weiter greifenden Zweck, — den Zweck der Rechtfertigung! „Mich habt ihr nicht allezeit," — und darum steht es ihr wohl an, ein solches Werk an mir zu thun. Ein solches, und warum nun gerade dieß? Wir schauen wohl nach einer Brücke aus, die von dem Einen zum Anderen hinüberleite. Hätte nemlich Maria lediglich unter dem Einfluß des Gedankens gestanden, daß sie den Herrn bald nicht mehr auf der Erde haben und fortan nicht mehr darauf rechnen könne, ihn auf seinen Zügen von Judäa nach Galiläa gastfrei zu beherbergen, daß über ein Kleines eine neidische Gewalt, ein feind-

seliges Verhängniß dieses Band zerreißen werde: so würde der natürliche Ausdruck ihrer Ahnung doch kein anderer seyn, als daß sie bis an's Ende den Platz behauptete, den sie von Anfang an gewählt und der ihr als das gute Theil, welches nicht von ihr genommen werden solle, gesichert worden war, um hier die Ruhe für die nahe Trauerzeit zu lernen und zu finden. Wenn ihr denn dieß jetzt nicht genügt, wenn sie urplötzlich und gewaltsam die Schranken der bisherigen Weise durchbricht, und zu einem ungewöhnlichen, alle gegenwärtigen Zeugen überraschenden Werke schreitet: so bedarf das einer anderen Erklärung. Schlagen wir nun aber nicht den unsicheren Weg der Vermuthung ein; suchen wir die Gedanken der Jungfrau nicht zu errathen, indem wir von dem augenfälligen Werke einen Schluß auf die Regungen ihres verborgenen Lebens ziehen; noch weit weniger mögen wir bei ihr ohne nachweisliches Recht die ganze Tiefe der Heilserkenntniß voraussetzen. Lasset es uns statt dessen unbefangen einräumen, daß sie hier mehr geleistet, als sie selbst gewußt, daß ihre That hinausging über ihr selbsteigenes Wissen und Verstehen. Sondern aus dem Munde dessen, welcher nicht bedarf, daß Jemand Zeugniß gebe von einem Menschen, weil er den Sinn der Herzen kennt, wollen wir die rechtfertigende Erklärung vernehmen. Er nennt Maria's Werk ein schönes Werk, der gegenwärtigen Stunde wahrhaft angemessen. Und weßhalb schaut sein Auge wohlgefällig auf dasselbe hin? und warum nimmt er es mit unverhohlener Freude an? Er sieht es als die That des huldigenden Danks für seine Liebe bis an's Ende, für seine Treue bis zum Tode an! Einen großen Ausspruch hat er gethan, welcher über das ganze Gebiet der Passion ein volles, helles Licht verbreitet. „Darum liebet mich mein Vater, weil ich mein Leben lasse von mir selber, — solches Gebot habe ich von meinem Vater empfangen." Wie er aus diesem Grunde der Liebe seines Vaters gewiß war und sie ununterbrochen mit ungeschwächter Innigkeit empfand: so wollte er, daß auch die Seinen ihn um dieser Einen Ursache willen lieben sollten, auf daß auf

diesem „guten Lande" die Pflanze ihrer Gegenliebe erwachsen und gedeihen möchte. Nicht oft wurde ihm diese Freude zu Theil, selbst nicht in dem engeren Kreise derer, die er seine Freunde nennt, weil er sie eingeführt in den gesammten Rathschluß seines Vaters. Da enthüllt er ihnen, was geschehen soll; aber Petrus tritt ihm in den Weg, — o Herr, schone dein selbst, das widerfahre dir nur nicht; und dieser Einspruch ist die Meinung und der Sinn des ganzen Kreises —: nur Maria läßt ihn seine Liebeswege wallen und bringt der großen Liebe ihre Huldigung! — Eine Segenszeit bricht heute für uns an, die uns denselben Ertrag ergeben kann. So fragt ihr wohl nicht, ob uns erst jetzt eine Erkenntniß reifen solle, die längst das Eigenthum der gläubigen Gemeinde und aller ihrer rechten Glieder sey; ob wir erst lernen sollen, was wir schon von Kind auf wissen, daß wir durch das Blut des unbefleckten Lammes erlöst, erworben und gewonnen sind. Ach eigentlich zu lernen, in dem Sinne, wie die heutige Epistel davon spricht, ist in der Zeit der Passion vielleicht am wenigsten; und daß die Erkenntniß, daß das Wissen aller Geheimnisse mit einem liebeleeren Gemüthe bestehen könne, daß auf diesem Baume die Liebe Jesu keineswegs erwachse: dafür zeugt der Apostel ebenso ausdrücklich wie unsere eigene Erfahrung. Wir können die unumstößlichste Gewißheit von der Bedeutung des Leidens Jesu Christi besitzen; wir können es durchschauen, wie sie sich allen Zweifeln gegenüber rechtfertige, können selbst bereit seyn zur Verantwortung über diesen Grund unserer Hoffnung, — und können dennoch träge, lau und schlaff erfunden werden. Nicht die Lehre macht die Herzen warm, sondern das lebensvolle Bild; nur ihm gegenüber hören wir wahrhaft, verstehen wir gründlich, was geschrieben steht: wie Er geliebt hatte die Seinen, so liebte er sie bis an's Ende. „Sehet, welch' ein Mensch" — dieß ist die rechte Brücke zu der Erfahrung des Ausrufes: sehet, welch' eine Liebe hat uns der Vater erwiesen! Lasset es uns genau nehmen mit dem Wortlaut, wie wir ihn vernehmen. „Mich habt ihr nicht allezeit." „Habt ihr."

Wir haben gesagt: jetzt sehen wir den Herrn unmittelbar vor Augen; nun aber erheben wir den weiteren Anspruch: jetzt haben wir den Herrn unmittelbar in unserem Besitze! Nur Angesichts des Leidenden und Sterbenden, nur in der Feier der Passion können wir von diesem Gedanken, von dieser Empfindung überwältigt, dahingenommen und ihrer von ganzem Herzen froh werden. Allerdings seitdem das Engelwort verlautet ist, „euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus der Herr in der Stadt Davids", vermag ihn Jeder in Besitz zu nehmen. Das Wort ward Fleisch; und damit war es schon erfüllt: also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gegeben hat. Und was alsdann der Sohn geredet, was es auch sey und an wen immer das Wort erging; ja was er gethan, für wen, an wem es auch geschah, — es ist auch unser Eigenthum. Aber in aller Unmittelbarkeit — und dabei wird es immer bleiben — vermögen wir den Herrn nur in dem Bilde zu ergreifen, in welchem sich das Wort „für euch" in seiner ganzen Tiefe erfüllet hat. „Das Brot, das ich geben werde, das ist mein Fleisch, welches ich geben werde für das Leben der Welt": sehet da die lichtvollste und unzweideutigste Erklärung aus dem Munde Jesu selbst. Wohlan denn: unmittelbar sehen wir den leidenden Herrn vor unseren Augen, unmittelbar nehmen wir den duldenden und sterbenden in unseren Besitz, — in diesem Sinne wenden wir auf die jetzt angebrochene Segenszeit die Worte an: ihr habt mich so nicht allezeit! Hier und nur hier erschließt sich uns der Quell der tiefsten innigsten Empfindung seiner Liebe. — Allein nicht das ist die Meinung, als hätten wir nunmehr in eine Zeit hinauszuschauen, wo uns eben nur — zwar wehmüthig stimmende aber dennoch seligmachende Genüsse erwarteten; — Liebe ist ja Leben, und wo Leben ist, da ist auch Lebensäußerung und Lebensbewegung. Der Tiefe der Empfindung soll die Macht der Aeußerung entsprechen. Die Wahrheit der Einen muß sich an der Kraft der anderen erproben. So gelangen wir zu dem Zweiten. Die Passion Jesu ist die

Feierzeit der Liebe, denn hier ist die Stätte ihrer höchsten Erweisung.

Sollen die Worte unseres Abschnittes auch über diese zweite Seite Licht und Lehre verbreiten, so tritt uns zunächst ein befremdender Umstand hindernd in den Weg. Es will nemlich scheinen, als ob uns ihr Buchstabe dasjenige entrücke, wozu sie ihrem Geiste nach erwecken. Sie begehren einerseits die höchste Erweisung der Liebe zum Herrn, andererseits aber entziehen sie uns den Stoff, auf den uns nicht allein das eigene Gefühl, sondern die Schrift selbst zum Zwecke ihrer Offenbarung zu weisen pflegt. „Arme habt ihr allezeit bei euch, und wenn ihr wollet, so könnet ihr ihnen Gutes thun, aber mich habt ihr nicht allezeit" —: spricht doch der Herr, als ob das scharfe Gegensätze wären, während wir gewohnt sind, Beides innig mit einander zu verbinden. Wir wissen es wohl, man kann den Armen Gutes thun ohne irgend eine Liebe zu Jesu, ohne den leisesten Gedanken an ihn, in verwerflicher Selbstgerechtigkeit, in natürlichem Mitleid, oder gar in dem Stolze einer widergöttlichen Großmuth: aber wir wissen es auch, es läßt sich darin die reine Liebe zu dem Herrn beweisen, es kann geschehen im Namen Jesu Christi, so daß auf ihm das Auge ruht, so daß von ihm der Antrieb kommt, so daß sein Wohlgefalle Ziel und Absicht ist. Wir wissen noch mehr. Es ist uns verbürgt, daß der Heiland solche Thaten als an seiner eigenen Person vollbracht erachten will, — „was ihr gethan habt an dem geringsten unter diesen meinen Brüdern, das habt ihr mir gethan; darum kommet her zu mir, ihr Gesegneten meines Vaters." Woher denn hier diese auffällige Gleichgültigkeit, — wollet ihr, so könnet ihr ihnen Gutes thun; als wäre das Etwas mehr unwesentliches, nebensächliches, als wäre nichts verloren und versäumt, im Falle daß es unterbleibt? Damit wir die Worte richtig deuten, so lasset uns das eigene Beispiel Jesu in Erwägung ziehen. Er hatte geliebt die Seinen, die in der Welt waren; — wie aber hatte diese Liebe sich bewährt? Nun, wir

haften nicht gerade an dem Ausdrucke der Armen, am wenigsten an einer Weise des Erbarmens gegen sie, wie das beschränkte, schalkhafte Auge des Verräthers sie bemessen hat. Aber dahin hat sich allerdings der Heiland selbst erklärt, der Geist habe ihn gesandt und gesalbt, den Armen das Evangelium, den Beladenen und Zerschlagenen die Erquickung und Allen ein angenehmes Jahr zu predigen. Da also waren in der That die Armen die Empfänger seiner Liebe. Ihr habt das heutige Evangelium noch in frischem Gedächtniß. In dessen erster Hälfte weissagt Jesus seine Passion, aber nach der Darstellung der zweiten schreitet er zu einem Liebeswerk an Arme, der Regel eingedenk: ich muß wirken so lange es Tag ist, ehe denn die Nacht kommt, da Niemand wirken kann. Und es kam die Nacht. Er hörte auf, den Armen Gutes zu thun; nicht bloß, weil man seine segnenden Hände gebunden, sondern weil er im Begriffe war, zu anderen neuen Liebesthaten fortzugehen. So hat auch in dem Liebesleben Alles seine Zeit. Es bleibt uns unbenommen, ja es ertönt als eine uns ausdrücklich auferlegte Pflicht, „als wir denn Zeit haben, lasset uns Gutes thun an Jedermann und nicht müde werden, denn zu seiner Zeit werden wir auch ernten ohne Aufhören": allein der angemessene Ausdruck einer von dem Kreuze her in uns erweckten Gegenliebe würde es nicht seyn! Oder sollte die Sprache euch lieblich und wohllautend entgegentönen: wie kann ich dem Herrn vergelten, was er duldend und sterbend für mich gethan! Nun ich weiß, was ich thun werde; ich will mich aufmachen, Thränen zu trocknen, der Noth der Armen, wie ich immer kann, zu steuern? Würdet ihr dadurch befriedigt seyn? Oder solltet ihr die Stimme dieses Vornehmens nicht vielmehr als einen Mißton empfinden, beinahe wie des Judas Wort mißhällig in der Feierstunde zu Bethanien verlautete? Die Armen sind der Gegenstand des Mitleids und begehren eine Hülfe kraft der That. Allein den Herrn in ihnen zu sehen und ihnen im Namen Jesu Gutes zu thun, — das liegt uns gerade in der Feierzeit der Passion mehr fern. An sie erinnert uns der Anblick

des Gekreuzigten, welcher die Hülfe der Menschenhand entschieden abwies, ja welcher selbst der Theilnahme des Mitleids gewehret hat, „weinet nicht über mich“, gewiß am allerwenigsten. Aber wollten wir nun auch von den Armen absehen und die empfundene Liebe zu dem Herrn als eine Kraft zu anderen selbstverleugnungsvollen Werken in Bewegung setzen, zu Werken, welche wir sonst über uns nicht gewinnen können, — also Kohlen zu sammeln auf die Häupter unserer Feinde, oder zu vergeben was wir wider sie haben: auch das ist dieser Liebe nicht genug; sie fordert eine höhere Erweisung. Der Name, mit welchem wir dieselbe zu bezeichnen haben, steht uns sofort zu Gebote. Haben wir es als den eigenthümlichen Segen der Passion betont, daß wir den Herrn unmittelbar vor unseren Augen und in unserem Besitze haben: so muß auch unsere Gegenliebe sich in einer ähnlichen Unmittelbarkeit erweisen. Nur das ist die Frage, ob wir noch jetzt dazu im Stande seyen, — jetzt, wo Er dessen nicht bedarf, daß ihn Menschenhände pflegen, ja wo der Menschen Hände ihn nicht mehr erreichen mögen.

Auch in dieser Hinsicht haben wir die anbrechende Zeit mit Bedacht als die Feierzeit der Liebe bezeichnet. Jetzt soll sie feiernd ihren Sabbath halten, und indem sie ruhet von allen äußerlichen Werken die tiefsten und geheimsten Kräfte ihres Lebens frei gewähren lassen. Jetzt soll ihr Feuer in sich selbst entbrennen und seine Flammen in die Höhe schlagen lassen, so daß sie nur sich selbst und ihrem Gegenstande lebt, — der Blume gleich, die ihren Kelch entfaltet und ihren lieblichen Duft verbreitet ohne Rücksicht auf die Außenwelt. Es giebt Empfindungen, welche viel zu schwach sind, als daß sie zu einer thatsächlichen Erweisung gelangen könnten, — sie tauchen nieder, wie sie aufgetaucht. Aber es giebt auch Gefühle, die zu mächtig sind, als daß sie äußere Früchte treiben könnten, und wo die Stärke der Empfindung selbst der einzig angemessene Ausdruck ist. Das haben wir erlebt in unserem Verhältniß zu dem Nächsten. Es giebt eine Bruderliebe, welche auf der Höhe ihrer

Entfaltung weder zu Worten noch zu Werken kommen läßt, die eben nur im Herzen selbst entflammt, sich kaum in einen Blick des Auges legen mag. Es giebt einen Menschenhaß, welcher in keiner Erweisung seine Genüge findet und nur im eigenen Feuer brennen mag. Wir haben es erlebt in unserem Ergehen in der Welt. Es giebt einen Schmerz, der sich um seiner Tiefe willen weder in Klagen noch auch in Thränen äußern kann; aber auch eine Freude, deren Strom die Schläuche des Jubels nicht fassen würden. Wir haben es erlebt in der Gebetsgemeinschaft mit dem Herrn; da schlagen Stunden, wo die Worte ausgehen, wo selbst die Gedanken entschwinden, und wo der Geist uns mit unaussprechlichem Seufzen vertreten muß. So giebt es denn auch eine Liebe zu Jesu, der kein Ausdruck in Wort oder Werk genügt, die nur zur Ruhe kommt, indem sie sich unmittelbar an das große Herz des Heilands legt. „Treuer Gott, wie wünsch' ich mir, diese ungemeine Zier, diese Krone aller Gaben, Jesum also lieb zu haben!" Man pflegt die That der Maria als ein Opfer zu bezeichnen, als ein Opfer von unvergleichlich hohem Werthe; — nicht zu schätzen weder nach den Groschen des Judas, noch nach Myriaden von Pfunden; und man betont den Zug der Erzählung, daß der Duft der Salbe, die von ihren Händen ausgeschüttet war, das ganze Haus erfüllete. Das Opfer, welches wir in der Nachbildung dieses Musters darzubringen haben, ist nichts anderes, als das eigene Herz; und der Duft, der von demselben ausgeht, ist das stille Bekenntniß, die unausgesprochene Antwort auf die Frage, hast du mich lieb? „Herr, du weißst alle Dinge, du weißst, daß ich dich lieb habe", — „tausend, tausend Mal sey dir, liebster Jesu, Dank dafür!" So viel wissen wir zu sagen, um die noch immer vorhandene Möglichkeit in's Licht zu stellen, daß unter uns Maria's That ihr Nachbild finden könne. Aber was wäre nun zu thun? und mit welcher gegenseitigen Ermunterung wollen wir scheiden? Zu einer eigentlichen Ermahnung liegt ein Stoff auf diesem Gebiete nicht vor; — darum haben wir es auch

schon anerkannt, daß hier keine Schranken für den Willen und die Anstrengung desselben gezogen seyen. Aber für den Fall, daß der Anblick des leidenden Heilands in uns die ganze Innigkeit der Liebe weckt, ergiebt sich allerdings ein Rath, und es tönt uns eine Weisung aus dem großen Worte entgegen: „Arme habt ihr allezeit bei euch, mich aber habt ihr nicht allezeit." Das aber ist der Inhalt dieser Weisung, daß wir das gute Recht einer unmittelbaren feiernden Liebe zu Jesu einräumen, daß wir dieselbe ungehindert sich entfalten lassen und ihren Segen nicht verderben. Und er wird verdorben nicht allein durch die Zerstreuungen der Welt, sondern ebenso gewiß durch die Zerstreuungen des christlich-thätigen Lebens. Wie es im Großen und Ganzen eine Geschäftigkeit giebt, die bei allem Werthe, den wir willig anerkennen, zu einer sehr bedenklichen Verflachung zu gedeihen droht: so können wir auch im Einzelnen ein Verfolgen des Nützlichen wahrnehmen, welches dem verborgenen Leben empfindlichen Schaden bringt. Es hat Beides sein Recht, die thätige Liebe, die feiernde Liebe; keine soll die andere verscheuchend verdrängen. Aber Beides hat auch seine Zeit. Und was jetzt an der Zeit sey, darüber kann kein Zweifel seyn. Lautet es nicht so, das Wort „mich habt ihr nicht allezeit", als ob der Heiland dadurch sein Verlangen deutete, er möchte Herzen finden, die ihm solche Opfer bringen? In der That, wie der Vater sucht, die ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten, so auch sucht der Sohn, die ihn also lieb haben. Er hat am Schlusse der ganzen Erzählung ein prophetisches Wort ausgesprochen, mit dessen Gedächtniß wir scheiden wollen. Er hat es vorausgewußt und vorausgesehen, daß sich während des ganzen Verlaufes der Geschichte seines Reiches auf Erden, an jedem Punkte der Entwickelung desselben, Herzen würden finden lassen, die ihm eine solche Liebe weihen. Findet das Auge, welches in das Verborgene sieht, sie auch in diesem unseren Kreise? Stunden werden uns schlagen, jedem Einzelnen unter uns, im Laufe der dießjährigen Passionszeit, wo uns die Liebe

Jesu Christi berührt. Kaufen wir sie aus, wir haben sie nicht immer. Möge es uns dann gegeben werden, daß wir, indem wir den Gekreuzigten unmittelbar vor unseren Augen sehen und ihn im Glauben als den Herzog unserer Seligkeit ergreifen, daß wir es da rechtfertigen mögen, was das Kirchenlied in unvergleichlich schöner Deutung der Mariathat gesungen hat: wenn dein Haupt wird erblassen im letzten Todesstoß, alsdann will ich dich fassen in meinen Arm und Schooß. Amen.

Die Wahl des Moses.

Zur Feier der Passion.

Brief an die Hebräer Cap. 11. V. 24—26.

„Durch den Glauben wollte Moses, da er groß ward, nicht mehr ein Sohn heißen der Tochter Pharao, und erwählte viel lieber mit dem Volke Gottes Ungemach zu leiden, denn die zeitliche Ergötzung der Sünde zu haben; und achtete die Schmach Christi für größeren Reichthum, denn die Schätze Egyptens; denn er sahe an die Belohnung."

Allerdings hatte dem Manne, dessen Gedächtniß die vorliegenden Worte feiern, eine Stunde der Entscheidung geschlagen, als ihn herangereift zur Blüthe seines Alters die erste Ahnung seines künftigen Berufs überkam. Es öffneten sich hier vor seinen eigenen Augen die beiden Wege, welche er später nach der Verkündigung des göttlichen Gesetzes dem versammelten Volke vorlegt. Aber nicht den Eindruck verstattet die deutende Darstellung des Apostels, als ob er die Größe des begehrten Opfers lebendig empfunden und erst nach einem längeren Widerstreben die wohlgefällige Wahl getroffen hätte: sondern das gerade Gegentheil bricht hell und klar aus unserem Abschnitt hervor. Wenn es hier galt, eine Versuchung zu überwinden, so hat er dieselbe mit einer gleichen Entschiedenheit abgewiesen, mit welcher unser Heiland in dem heutigen Evangelio des Satans Netz zerrissen hat; ja hatte er hierbei einen wirklichen Kampf zu bestehen, so läßt sich nach davongetragenem Siege kein Mahlzeichen, keine leise Spur eines mühevollen Ringens entdecken; der tiefste Friede ruht auf seinem Angesichte; ihm ist, als wären Bande von ihm abgestreift, die ihn geraume Zeit gedrückt, als hätte sich das Freudenwort an ihm erfüllt: Strick ist zerrissen, Vogel ist frei.

Sollte es uns so zu Sinne seyn, daß wir uns beugen möchten vor der Gestalt dieses guten Streiters, so lasset uns vielmehr dem Winke des Apostels Folge geben, der nicht sowohl seine Person im Strahle der Verklärung erscheinen läßt, sondern viel vollständiger der Waffe, welche ihm zu diesem schnellen Siege half, die Palme reicht. Es ist dieselbe, welche sich in dem mannichfachen Reichthum ihrer Macht an der ganzen „Wolke von Zeugen" verherrlicht hat. Durch den Glauben, heißt es, wollte Moses nicht ferner ein Sohn heißen der Tochter Pharao, — der Glaube zog die Stunde der Entscheidung herbei, der Glaube schuf die freudige Entschlossenheit zur Wahl, der Glaube feierte den Triumph des Sieges. Aber wie ausdrücklich auch die Worte dahin lauten, so haben wir den wahren Ruhepunkt für unsere Andacht in diesem Zuge doch noch nicht erreicht. Hatte nemlich der Glaube in dem Herzen dieses Mannes — wir dürfen sagen, schon von Kindesbeinen an gewohnt; war derselbe ein Segen, ja ein überkommenes Erbe von der Mutter, welche das Knäblein im Glauben verbarg und im Glauben dem Schilf des Ufers übergab: so mußte ihn jetzt irgend Etwas mächtig in Bewegung setzen, so daß er seine Schwingen regt und das Ergebniß unseres Abschnitts an sich reißt. Wir fragen den Apostel nicht vergeblich nach dem Aufschluß. Er spricht von Jesu Schmach, auf welcher Mosis Seherblick geruht und welche seinem Glauben diesen Aufschwung, diese Macht verliehen habe. Lasset uns von der eingehenden Erwägung der Frage Abstand nehmen, wie das, was noch als Rathschluß in dem Schooße Gottes ruhete und dessen wirkliche Erfüllung einer späteren Zukunft vorbehalten war, schon zu der Zeit des Alten Bundes ein Gegenstand des Schauens habe werden können; für den gegenwärtigen Zweck reicht es hin, auf die verwandte Aeußerung des Herrn zu weisen, „Abraham sahe meinen Tag und freuete sich." Was aber uns betrifft, so steht uns das, was aus der Ferne angeschaut dem Glauben Mosis diese Kraft gegeben, unmittelbar vor unserem Angesichte. Wiederum treten wir heute in die Feierzeit der

Passion und sammeln uns an der Stätte des Kreuzes. Es hat noch Niemand diesem Gnadenzeichen den Ruhm bestritten, daß es ein reicher Quell des Segens für den Glauben sey. So hat es sich sehr mannichfach bewährt. Hier wenn irgendwo kann der schlummernde Glaube erwachen und sein glimmender Docht zur hellen Flamme erstarken; hier wenn irgendwo kann der verlorene neu gewonnen und der angefochtene von seinem Drucke erledigt werden. Allein wir schweigen jetzt von diesem allgemeinen Ruhme; es könnte seyn, ihr fühltet euch nach diesen Seiten nicht bedürftig. Um so dringender begehren wir die andächtige Theilnahme für den besonderen Preis, den gerade der heutige Abschnitt zu des Kreuzes Füßen niederlegt; in dieser Hinsicht thut uns Allen, auch den weit Geförderten, die Hülfe Noth. Wozu gedieh dem Glauben Mosis der Hinblick auf die Schmach des Herrn? Nicht zum Erwachen, als hätte derselbe bisher geschlummert; nicht zur Stärkung, als hätte er gekrankt; nicht überhaupt zur Förderung, als hätte ein Stein des Anstoßes auf seinem Wege gelegen. Wohlan, wozu? Seid ihr verlegen um den zutreffenden Ausdruck: wir haben nur Einen ersinnen können, welcher dem Nerv unserer Darstellung vollkommen zu entsprechen scheint; die Unterweisung des Apostels Paulus über den Tod und die Sünde hat ihn uns gelehrt. Er schreibt: „der Stachel des Todes ist die Sünde." Das ist das rechte Wort, — ein wahrer Schlüssel zum Verständniß unseres Abschnitts, aber auch ein treuer Leitstern seines richtigen Gebrauchs. Ein Stachel des Glaubens, — ja dessen sind wir bedürftig, wir Alle ohne Unterschied. Ein Stachel des Glaubens, — ja den giebt uns das Kreuz, und in unvergleichlich wirksamer Weise. So lasset uns denn

das Kreuz Jesu Christi als den Stachel unseres Glaubens

betrachten, und erstens erwägen, wie dasselbe ihn dränge zur entscheidenden That; zweitens aber erkennen, wie es ihn sporne, zu beharren bis an's Ende.

Treten wir in die Betrachtung mit dem erneuerten Eingeständniß, daß sich Moses in der gegenwärtigen Stunde in irgend einem Sinne allerdings entschieden habe. Frei wie er war, — der einzig Freie unter seinem geknechteten Volke, stand ihm ein Doppelweg zur Wahl vor Augen. Er durfte in dem Kreise bleiben, in welchem er bisher gelebt, denn Niemand drängte ihn aus dessen Grenzen heraus. Er konnte aber auch das königliche Haus verlassen, — er war ja nur ein angenommenes Kind. Die Worte des Apostels setzen uns in den Stand, uns ein Bild seiner Lage zu gestalten. Er hieß ein Sohn der Tochter Pharao. Kraft dieses Titels und vermöge dieser Stellung hat er ein Recht gehabt an allen Schätzen von Egyptenland. Egyptens Schätze —: welchen Inhalt ihr dem Ausdruck geben möget, ob ihr denselben beschränket auf den sinnlichen Genuß — „die da weiche Kleider tragen, sind in der Könige Häusern", „leben alle Tage herrlich und in Freuden" —, oder ihn auf Weisheit und Erkenntniß ausdehnet, etwa Ehre und Ansehen, die Aussicht auf eine glänzende Laufbahn hinzufügt: in jedem dieser Fälle hat er einen Zauber für das Ohr der Kinder dieser Welt. Das Herz des Moses hat dieß Alles nicht bezaubert. Ergehen wir uns nicht in Vermuthungen, wie viel oder wie wenig er genossen, ob er genoß, als genösse er nicht, weil er den Unwerth einer zeitlichen Ergötzung durchschauete: das aber geht hinaus über den Rang der Vermuthung, daß er das scheinbar liebliche Loos schon lange als eine drückende Last empfunden hat. Aber daß wir nur dieses Joch seiner Last, diese Ruthe seiner Schulter nicht nach dem Maßstabe der gegenwärtigen Erfahrung beurtheilen! Es giebt eine Uebersättigung vom Genuß der Güter dieser Welt; sie läßt eine Leere zurück, so empfindlich, ja so trostlos, daß der Besitz ganz eigentlich als eine Last erscheint, und daß das Verlangen, welches Jesus an jenen reichen Jüngling stellt, als gar kein sonderliches Opfer empfunden wird. Bei einem Moses setzt ihr einen anderen Hergang seiner Zerfallenheit mit den Schätzen Egyptens voraus. Und in der That, sie

hatte einen besseren Grund. Hören wir die Geschichte. „Zu der Zeit, da Moses groß war, ging er aus zu seinen Brüdern und sahe ihre Noth." Nicht wahr, da hat sich sein israelitisches Blut geregt, da wurde er erfüllt von einer ähnlichen Theilnahme, wie sie später der Apostel Paulus bekennt, „ich sage die Wahrheit in Christo und lüge nicht, deß mir Zeugniß giebt mein Gewissen, daß ich große Traurigkeit und Schmerzen ohne Unterlaß in meinem Herzen trage — für meine Brüder, die meine Gefreundte sind nach dem Fleische"; da fiel es ihm wie ein Vorwurf auf seine Seele, daß er in einem Hause von Cedernholz wohne, und sie unter den Teppichen, daß er Brot die Fülle habe, und sie verdarben im Hunger, er in Ansehen bei ihren Unterdrückern, sie der Gegenstand des Hohns und der Verachtung; da hat es ihn wohl nicht beruhigen können, wenn er in der Stille manche Thräne trocknen, hier und dort als Wohlthäter erscheinen, als Fürsprecher bei den Gewalthabern eintreten, harte Ordnungen abwenden oder mildern durfte; sondern zu dem festen Vorsatz mußte dieser Anblick ihm gedeihen, „so will ich mit euch Schmach und Trübsal leiden, denn ihr seid ja meine Brüder." Sollte dieß die Vorstellung seyn, welche ihr von ihm vollziehet: — sie würde seinem Herzen alle Ehre machen; aber darauf hätte er deßhalb noch keinen Anspruch, der Wolke von Glaubenszeugen zugezählt zu werden. Es ist hier der Ort, auf einen sichtlich betonten Laut unseres Abschnitts zu achten. Nicht so drückt der Apostel sich aus, daß Moses viel lieber erwählt habe, „mit seinem Volke" Ungemach zu leiden; sondern wir lesen, er habe es vorgezogen, zu dulden mit dem „Volke Gottes"! Kraft dieses Zuges wird es uns verwehrt, an eine natürliche Empfindung des Gemüths zu denken, an die Theilnahme, die dasselbe gegen die Gefreundten nach dem Fleisch gehegt; es ist ein ganz verschiedenes Gebiet, auf das wir uns gewiesen finden. Mit Gottes Volke, mit dem Volke des Eigenthums, das sich der Herr erwählt und welchem der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs seine Verheißungen ertheilt hatte, —

mit diesem Volke Ungemach zu leiden: das allerdings war ein Entschluß des Glaubens. Nun, Moses wurde nicht erst gläubig, denn er war es schon. Er hatte das Siegel der Beschneidung empfangen und treulich bewahrt, was er von Mutterhänden überkommen. Aber hervorzutreten mit diesem Glauben, denselben zu bekennen in Wort und in Werk, und auch zu heißen, was er war: das ist der Stachel, den er jetzt empfindet, und dem er keinen Widerstand entgegensetzen kann. Es war für Abraham die Pflicht des Glaubens, „gehe aus **von** deiner Freundschaft": für Moses wird das gerade Gegentheil zur gleichen Pflicht, „thue dich **zu** deiner Freundschaft." Und er vermag es nicht, die Lösung derselben hinauszuschieben; es ist ihm — mit dem Sänger zu reden — ein Mord in seinen Gebeinen; jeder Tag im Hause Pharao dünkt ihn ein Raub an Gott und ein Verrath an Gottes Volke; und darum redet der Apostel auch von einer Sünde, von ihrer zeitlichen Ergötzung, wo selbst der schärfere Blick ein eigentliches Unrecht nicht entdecken kann; — es läßt ihm ferner keine Ruhe, entweder aufkündigen muß er das bisherige Verhältniß, oder sich demselben durch die Flucht entziehen; und was es auch koste, die unabweisliche Regung des Dankes gegen die schützende liebreiche Königstochter eingeschlossen, er achtet Alles für Schaden, um das Werk des Glaubens zu vollbringen und des Glaubens Frieden zu gewinnen. Dieß ist das Bild, welches wir festhalten. Gönnet uns an diesem Punkte Raum zu einer Vergleichung, welche in der That einen höheren Werth in Anspruch nimmt, als daß sie die Gestalt des Moses vor unseren Augen verkläre. Die Schrift erzählt von einem anderen Manne, der zu Egyptens Schätzen in einem ganz ähnlichen Verhältniß stand; es ist die Frage, ob er auch in gleicher Art als Glaubenszeuge gelten könne. Das Gedächtniß Josephs ist uns Allen lieb, und Mancher unter uns, insonderheit aus unserer Jugend, ist ihm vielleicht zu hohem Danke verpflichtet. Wüßten wir auch nichts weiteres von ihm, als das entschiedene Wort, „wie sollte ich ein so großes Uebel

thun und wider Gott sündigen"; kenneten wir auch nur den versöhnlichen Bruder, dem sein Herz brach über die Söhne seines Vaters; hätten wir auch lediglich seinen großen und geheimnißreichen Ausspruch, — ihr gedachtet es böse zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen: er hätte einen sicheren Platz in unseren Herzen. Aber sollte es die Sache des bloßen Zufalles seyn, daß die Schrift des Neuen Testaments, die sonst die theuren Gestalten des Alten Bundes von Abel bis zum letzten der Propheten im gesegneten Gedächtniß zu erhalten sucht, daß sie den Joseph gänzlich übergeht, wir möchten sagen, recht geflissentlich ein tiefes Stillschweigen über ihn beobachtet? Und sollte nicht das die wahre Ursache seyn, daß er in einem sehr verdächtigen Sinne, in einem höchst bedenklichen Grade zum Egypter geworden war, daß er so ganz auf Seiten Pharao's stand, ein williges, ja ein zuvorkommendes Werkzeug zur Erhöhung seiner Macht? Ist es nicht mindestens merkwürdig, daß der Apostel im Zusammenhange unseres Abschnitts des Joseph nur Erwähnung thut, sofern er erzählt, daß er, gleichsam erwachend aus dem Traume seines Glanzes in Egyptenland, in seiner Sterbestunde an den Bund gedenkt, den Gott mit Abraham geschlossen habe, und dieß als seinen letzten Willen zu erkennen giebt, daß man auch ihm die Ruhestatt in Canaan bei seinen Vätern gönnen solle? Joseph wie Moses entreißen sich den umfangenden Armen der Sünde; Beide verschmähen deren zeitliche Ergötzung und sind auf gleiche Weise willig, Schmach und Ungemach zu dulden: aber sagt, was ihr wollt, vor dem Glanze des Moses erbleicht selbst eines Joseph schönes keusches Angesicht; nur Jener hat den Stachel des G l a u b e n s empfunden und ihm Folge geleistet, nur e r gewinnt für uns die gute Stufe eines Vorbilds in der Passion. Allein ehe wir den Blick auf uns selbst richten, lasset uns noch eilig einen anderen Zug berühren, dessen wir zu unseren Zwecken nicht entbehren können. Durch den Glauben wollte Moses, da er groß war, nicht mehr ein Sohn heißen der Tochter Pharao. „Da er groß war." Allerdings ist

die nächste Meinung des Apostels die, daß Mosis ganzes Leben voller Glaubenswunder war; da er klein war, die Glaubensthat der Mutter; und da er groß war, sein selbsteigenes Glaubenswerk. Aber in dieser Zeit der männlichen Reife und im Zusammenhange mit derselben muß nun ein Stachel in seine Seele gedrungen seyn, der seinem Glauben solchen Aufschwung gab. War dieß, wie der Apostel lehrt, die Schmach Jesu Christi: so ist es jetzt dasselbe Kreuz des Herrn, das auch in uns die große Glaubensthat erwecken soll.

Aber hier drängt sich nun zunächst die Frage auf, ob denn auch wir in eine Lage kommen, in welcher Moses das gerühmte Werk vollzogen hat. Die Schrift selbst giebt uns das Recht, von Egypten in einem geistlichen Verstande zu reden, und nicht minder ist dieselbe Ausdrucksweise unserer kirchlichen Sprache geläufig. „Egypten, Egypten, gute Nacht! die Dienstbarkeit ist aus; mein Moses rückt herbei, der mich aus Gosen führt": so singt das wohlbekannte Lied. Lasset uns indeß nicht leicht und schnell mit der Deutung daherfahren, es sey die Welt, an welche wir denken, und auf die wir das Wort des Apostels anwenden müßten: gehet aus von ihnen, sondert euch ab, denn was hat das Licht für Gemeinschaft mit der Finsterniß! Erscheint doch das Reich Gottes nicht allein vielfach mit Egypten verflochten, sondern ihm sogar zu einem gleichen Danke verpflichtet, wie Moses ihn der Tochter des Pharao schuldig war. Nach Egypten floh Israel in seiner Jugend, nach Egypten wurde das Christkind geflüchtet, wenngleich es freilich wieder hieß: aus Egypten habe ich meinen Sohn gerufen. Möchte man nicht daraus schließen, daß es ganz in der Ordnung sey, eine Zeitlang in Egypten als an einem Bergungsorte, an einer Stätte des Gedeihens, zu verweilen und unbefangen seine Schätze zu genießen, bis daß die rechte Stunde schlage, von dannen wieder auszuziehen? Stellen wir uns auf den Boden der Wirklichkeit. Ja es giebt noch immer eine Welt, von der geschrieben steht, daß sie vergehe mit ihrer Lust, und daß sie von den Chri-

sten überwunden werden solle, — Kindlein, habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist. Nun aber grenzen gegenwärtig Welt und Himmelreich sehr nahe an einander, so nahe wie Egypten räumlich grenzt an Canaan, und man könnte allen Ernstes fragen, ob nicht die gegenwärtige Welt der Acker sey, in welchem Gottes wesentlicher Schatz verborgen liegt. Eine gute Zeit unseres Lebens gebrauchen wir denn auch die Schätze Egypti, wir benutzen die Weisheit dieser Welt als Bildungsmittel, den Verkehr mit derselben zur Erweiterung unseres Gesichtskreises und zur Erhöhung unseres geistigen Lebens, ja selbst Genüsse, die aus ihrem Schooße kommen, nehmen wir dahin, ohne daß unser Glaube darunter litte, ja ohne daß er überhaupt dadurch berührt würde, er bleibt unangefochten bestehen. Aber „da er groß war": so heißt es von dem Moses. Lassen wir die Anwendung dieses Zuges vor der Hand noch in einer gewissen Unbestimmtheit; deuten wir denselben zunächst nur so, daß uns zu einer gewissen Zeit die Unbefangenheit entschwindet, indem wir Welt und Himmelreich in dem Sinne von einander unterscheiden lernen, in welchem die Schrift von dem Knaben sagt, daß er Böses verwerfen und Gutes erwählen lernt, und daß sich alsdann unser Glaube dawider sträubt, in dem bisherigen Zusammenhange mit der Welt zu verharren. Er fühlt einen Druck, eine Hemmung, eine innere Gewaltthat, er empfindet den Mangel an der inneren Wahrheit und Lauterkeit des Lebens. Durch diesen Glauben wollte Moses nicht mehr heißen ein Sohn der Tochter Pharao. Sinnvolles Wort, — er wollte diesen Namen nicht mehr führen. Ihr betonet den Ausdruck ohne unsere Ermunterung; ihr gedenket von selbst an den eigenthümlichen Werth, den die Sprache der Schrift ihm verliehen hat. „Selig sind die Friedfertigen, sie werden Gottes Kinder heißen"; „sehet, welch' eine Liebe hat uns der Vater erwiesen, daß wir seine Kinder heißen." Aber daß wir nur im Zusammenhange des heutigen Ausspruchs den Ton auch auf die rechte Stelle legen! Das Heißen geht auf die Anerkennung,

die wir bei allen Denen finden, zu welchen wir in einer mehr oder minder nahen Beziehung stehen, auf eine Anerkennung, welche wir durch unser Thun und Lassen, sowohl im Großen und Ganzen, als auch in allen Einzelfällen uns erzwingen. Moses war ein Israelit, aber er hieß nicht so, er hieß vielmehr ein Sohn der Tochter Pharao: er wollte ein Israelit heißen, und er erwarb, erzwang sich diese gute Beilage durch seinen Austritt aus dem Königshause. Wir sind gläubige Christen, aber wir heißen vielleicht nicht so; wir wollen so heißen, es drängt uns dazu, und wir erringen dadurch diesen Namen, daß wir, anstatt in der Stille unseres Glaubens zu leben, der Welt mit Wort und Werk die Gemeinschaft aufkündigen. Moses wollte nicht mehr ein Sohn heißen der Tochter Pharao, darum that er sich zu seinem Volk: und wir? o nicht das ist die Meinung, als müßten wir uns irgend einem Kreise zugesellen, der das Gerücht des gottseligen Lebens besitzt, denn es ist immer nur der Herr, zu welchem wir uns halten und bekennen sollen; aber wenn dieß nur nicht bloß mit Worten und mit der Zunge, sondern in der That und Wahrheit geschieht: rechnet darauf, wir werden heißen, was wir heißen wollen. Und nun zur Hauptsache! So spricht der Apostel von Moses: er erwählte viel lieber mit dem Volke Gottes Ungemach zu leiden. So gewiß war also dieß die Folge seines Schrittes, daß der gethane Schritt unmittelbar als Uebernahme jenes Ungemachs erscheint. Und er wählte dieses Theil viel lieber, er achtete mithin die Ehre, die dahinten lag, für lauter Schaden. Auch wir? Ob hier nicht unsere schwache Stelle ist? Ob es nicht bei uns ganz andere Kämpfe gilt? Wir wenden uns an Alle und an jeden Einzelnen. Nicht an Diejenigen allein, die gleichsam von der Ehre zehren, denen sie das Element des Lebens ist, die sich von dieser Rücksicht tragen und bestimmen lassen; sondern ohne irgend einen Unterschied an Alle. Auch von Denen lassen wir uns nicht abweisen, die mit bitterem Lächeln sprechen: bei uns ist von der Ehre keine Rede, und Niemand bietet sie

uns an; denn was du nicht hast und nicht empfängst, das möchtest du doch haben, du schauest verlangend darnach aus. Ja selbst von Denen nicht, deren Lebensverhältnisse undurchdringliche Schranken zu befestigen scheinen, durch welche ehrgeizige Gedanken weder ihren Eingang noch auch ihren Ausgang finden können. Soviel steht fest, — es hat ein Ende mit der Ehre vor der Welt, sobald wir heißen wollen was wir sind. Aber auch das steht nicht minder fest, der Glaube fordert, daß wir heißen wollen was wir sind, daß wir das Ungemach des Volkes Gottes theilen, wenn wir dereinst auch seine Ruhe mitgenießen wollen. Sind wir dazu bereit? Eines Stachels bedarf es; und es giebt einen solchen; — vom Kreuze Jesu geht er aus! Lasset uns bemüht seyn, seine scharfe Spitze aufzuweisen. Aber wir wollen bestimmter zu antworten suchen, als vermöge der allgemeinen Auskunft, es gebe eine Schuld der Dankbarkeit, welche wir dem Manne der Schmerzen entrichten müßten. Also es gilt, daß wir heißen sollen, was wir sind, und daß wir diese Anerkennung, welchen Preis es immer kosten möge, durch Wort und Werk erzwingen sollen. O wie könnten wir diese Glaubensthat schuldig bleiben, wenn wir den Glaubensblick zu dem Kreuze emporrichten! Sehen wir ihn nur näher an, den Mann am Holze! Zwei Fragen legen wir uns vor. Die Eine: welcher Umstand hat ihm, wenn wir die geschichtliche Entwickelung verfolgen, diesen Ausgang eingetragen? Die andere aber: welches war die Folge seines Kreuzestodes an den Herzen? Was ihn emporgebracht hat an das Holz? — War es nicht dieß, daß er heißen wollte, was er war, der Sohn des lebendigen Gottes, der in die Welt gekommen sey, die Sünder selig zu machen? war es nicht dieß, daß er mit unerschütterlicher Treue diesen Anspruch unentwindbar festgehalten hat? Dieß und nichts anderes hat den Zusammenstoß zwischen ihm und den Obersten seines Volkes bedingt, welcher nur mit dem Unterliegen Eines von Beiden endigen konnte. Und was davon die unmittelbare Folge an den menschlichen Gemüthern war? Doch wohl das,

was er selbst geweissagt hat: wenn ihr des Menschen Sohn erhöhen werdet, so werdet ihr erkennen, daß ich es sey; daß er von da ab hieß, was er war, daß alle Zungen zu bekennen begannen, daß Jesus Christus der Herr sey zur Ehre Gottes des Vaters! Lautet aber dahin die Sprache, welche vom Kreuze zu uns herniedertönt, sollte es nicht von selbst aus unseren Herzen wiederschallen: auch ich will heißen was ich bin? Sehet da den Stachel, den das Kreuz des Heilandes unserem Glauben giebt! Wir kehren zu dem Manne Gottes zurück. Er hat den entscheidenden Schritt gethan. Wiederzurücknehmen ließ sich derselbe nicht. Unwiederruflich hatte Moses die Bahn seines ferneren Lebens bestimmt. Aber sehet ihn ohne Sorge seine dornenvolle Laufbahn antreten. Dieselbe Kraft, die ihn mächtig gemacht, den ersten Schritt zu thun, sie fördert ebenso den weiteren Lauf. So gelangen wir zu dem Zweiten. Wir nennen das Kreuz Christi den Stachel unseres Glaubens, weil es uns spornt, bis an's Ende zu beharren.

Was der Apostel nur in scharfen kurzen Zügen gezeichnet hat, das hat die Schrift des ersten Testaments uns in ausführlicher Geschichte dargestellt. Die ihr diese Erzählung kennet, ihr wisset es wohl, nie wurde das Herz des Moses von einer wenn auch nur vorübergehenden Reue beschlichen, daß er sich so und nicht anders entschieden habe. Während alles Volk vom Ersten bis zum Letzten die wiederholte Klage erhob, „ach, wären wir doch in Egypten geblieben": so hat er selbst von keiner leisen Anwandelung durch einen solchen Wunsch gewußt. Ja in dem Maße, in welchem die Folgen seines Schrittes empfindlich in sein Leben einschnitten, erstarkte seine Freudigkeit und seine Zuversicht. Ihr werdet das weder aus der natürlichen Festigkeit seines Charakters deuten, noch auch die Regel der Erfahrung darauf anwenden mögen, daß Die, welche in der Reinheit ihrer Hände gewählt haben, ein Bedauern über die Folgen ihrer Entschließung selten zu empfinden pflegen. Sondern was der Apostel an die Spitze stellt, „durch den Glauben" habe Moses

seine Wahl gethan, dasselbe war zugleich die Quelle seiner Sicherheit auf der jetzt eingeschlagenen Lebensbahn. Aber allerdings bedarf es nun einer bestimmteren Erledigung der Frage, was diesen Glauben stark in seiner Brust erhalten habe. Und darüber verbreiten die Worte unseres Abschnitts das erwünschte Licht. Sammeln wir unsere Andacht jetzt um dessen zweite Hälfte. „Er achtete die Schmach Christi für größeren Reichthum, denn die Schätze Egypti, denn er sahe an die Belohnung." „Er sahe an die Belohnung", — was hat der Apostel dabei im Auge? Welch' einen Lohn erschauete der Glaubensblick des frommen und getreuen Knechtes? Hatte er sich losgesagt von Egypten und sich gethan zu seinem Volke: — nicht wahr, so durfte er auf dessen Dank und Dankbezeugungen rechnen, daß sie ihn wie auf Händen tragen, daß sie ihm folgen würden als die Heerde ihrem Hirten, zur Schadloshaltung für das Opfer seiner Liebe? O wie so wenig ist ihm das zu Theil geworden! Da sprachen sie wohl in Stunden einer sonderlichen Bedrängniß: „rede du mit Gott für uns"; oder „sey du unser Auge in der Wüste"; sonst aber war ihr bitterer Vorwurf und ihr stiller oder lauter Unmuth sein Ertrag. „Waren nicht Gräber in Egypten, daß du uns mußtest hinwegführen, um zu sterben in der Wüste?" Mit dem Volke hat Moses Ungemach erlitten: allein das schwerste hat er von dem Volke erdulden müssen, — und er war darin ein Vorbild Jesu Christi, der von den verlorenen und verschmachtenden Schafen, zu welchen er sich gethan hatte in Huld und Erbarmen, die Mahlzeichen des Schmerzes empfangen. Ach nein, nach dieser Seite hin fand Moses keinen Lohn! Oder hoffte er, wenn er sein Werk vollendet, und wenn das Volk das Land der Verheißung würde eingenommen haben, daß er alsdann als priesterlicher König herrschen und in Salem seine Hütte aufschlagen werde? Wir wissen es, er wußte es: in diesem Sinne sollte er zur Ruhe nicht eingehen. Oder reichte sein Prophetenblick in noch entlegenere Fernen? war er der Zuversicht, daß, wenn er dereinst zu seinen Vätern versammelt

worden, daß ihm von Seiten aller Kindeskinder ein dankbares Gedächtniß gesichert sey und daß sein Name unter ihnen einer ausgeschütteten Salbe gleichen werde? In der That, der Lohn entging ihm nicht. Aber prüfet denselben genauer. Da galt also das Gesetz. Aber gehalten haben sie nur die Satzungen, während sie den wesentlichen Gehalt, das Schwerste in demselben, übertraten. Und wo eine Seele war, die einen Ernst mit dem Gehorsam machen wollte, — sie hat den Moses wohl um dieser Gabe willen nicht gesegnet, denn das Gesetz brachte ihr Fluch und trug ihr die Erkenntniß ihrer Sünde ein. Noch mehr: auf das Gesetz hat sich Israel berufen gegen Jesum Christum; im Namen desselben haben sie den Herrn der Herrlichkeit den Heiden übergeben, ein Caiphas war der Vertreter Mosis und trat als der Eiferer für ihn auf. Lasset uns das Wort der Weissagung vernehmen, welches der Herr seinen Widersachern entboten hat. „Der Moses, auf welchen ihr hoffet, derselbe wird euch verklagen." O so darf die Belohnung, welche der Knecht Gottes ansahe, nicht innerhalb der irdischen Entwickelung gesucht werden; wohl aber wird sie in der Ewigkeit zu finden seyn! Irgend ein Licht über dieselbe verbreitet schon das Gesicht, dessen Anblick den drei vertrauten Jüngern vergönnet ward, als sie den Herrn mit Moses und Elias auf dem Berge der Verklärung schaueten und sie mit einander von dem Ausgange reden hörten, den Jesus in Jerusalem gewinnen solle. Hell aber liegt sie zu Tage, indem der Heiland wiederholt von einer Seligkeit geredet hat, da alle Frommen seines Volks mit Abraham, Isaak und Jakob zu Tische sitzen würden im Himmelreiche. Ja dieß ist die Ruhe, die auch dem Moses aufbehalten war, und die sein Glaubensauge ansah. Jede Schmach, die er erfuhr, jede Entbehrung, die er erlitt, jeder Streich seines Glaubensschwerdtes war ihm ein neues Unterpfand, ein Angeld dieser künftigen Belohnung, und darin hatte er den Stachel, bis an's Ende zu beharren. Er war desselben bedürftig: wir sind es in einem höheren Maße, als er. Legen wir immer dieß Geständniß ab. Wir dürfen uns

desselben nicht schämen. Hat doch selbst der große Apostel gefragt: was habe ich von meinen Gefahren, von meinen Schmerzen, von meinen Kämpfen, — was hilft mir das Alles, wenn mir keine Aussicht auf das ewige Leben bleibt! Aber allerdings, wenn unser Glaube von dieser Seite her auf wirksame Weise den Stachel zum Beharren hinwegnehmen soll, so muß uns die Belohnung nicht nur überhaupt als eine gewisse vor Augen stehen, sondern sie muß eine Bürgschaft haben, die von vorn ab jeden Zweifel ausschließt. Dieselbe ist gegeben in dem Kreuze Jesu Christi; — und aus eben diesem Grunde nennen wir dieß Kreuz den Stachel unseres Glaubens!

Wir gehen nicht hinaus über die Worte unseres Abschnittes, sondern nehmen nur die Deutung derselben hinzu, wie sie der Apostel alsbald im Tone der Ermahnung gewährt. „Dieweil wir eine solche Zeugenwolke um uns haben, so lasset uns aufsehen auf Jesum, den Anfänger und Vollender des Glaubens, welcher um der vorgestellten Freude willen erduldete das Kreuz und achtete der Schande nicht und ist gesessen zur Rechten auf dem Stuhle Gottes." Hier ist die Bürgschaft, deren wir bedürftig sind. Aufsehen sollen wir; denn allerdings hier ist Etwas zu sehen, zu sehen unmittelbar von Angesicht zu Angesicht, mit aufgedecktem Auge. Zu seinen Widersachern sagt der Herr: von nun an werdet ihr des Menschen Sohn sitzen sehen zur Rechten der Kraft und kommen sehen mit den Wolken des Himmels; — und sie haben ihn gesehen; — nicht etwa im Glauben, sondern ungeachtet ihres Unglaubens. Und seine Freunde sollten ihn nicht sehen, wie er gesessen ist auf dem Stuhle seines Vaters? Wie? das sollte nur möglich seyn in einer Stunde der Entzückung, wie in einer solchen der schauende Märtyrer sprach: siehe, ich sehe den Himmel offen und des Menschen Sohn zur Rechten seines Vaters stehen? Hebet eure Häupter in die Höhe: so sehet ihr den Herrn in aller Nüchternheit des Geistes auf dem Throne seiner Herrlichkeit! „Setze dich zu meiner Rechten": und der Sohn hat sich dahin gesetzt, und

die aufgeschlagenen Augen finden ihn an dieser Stätte. Aber wir haben noch ein Anderes gesehen, und in der Zeit der Passion soll unsere Andacht es aufs Neue in feierndem Gedächtniß verfolgen. Nemlich wir haben auch gesehen, auf welchem Wege er zu jenem Platze auf dem Stuhle Gottes emporgedrungen ist: — er duldete das Kreuz und achtete der Schande nicht! Einen anderen gab es nicht für ihn. Zwar Satan wies ihm einen solchen nach der Darstellung des Invocavit-Evangeliums, er spiegelte ihm einen leichteren, unmittelbarer zum Ziele geleitenden vor, — Er aber hat ihn verschmäht, denn er erkannte ihn als einen Irrweg. Aber ist er nun durch die Schmach hindurch in seine Herrlichkeit eingegangen: sehet da unsere Bürgschaft! Wie Er, so wir, die wir ihm angehören und zu seiner Freude kommen wollen. Und sehen wir die so verbürgte Belohnung an, o so empfinden wir bei jeder schweren Stelle unseres Laufes den Stachel des Kreuzes, der zum Beharren bis an's Ende spornt. Bei diesen letzten Erwägungen ist uns das Bild des Mannes, dessen Gedächtniß die Worte des Apostels feiern, mehr aus dem Auge gekommen; denn durch die Zeugenwolke hindurch haben wir zur Sonne unseres Lebens aufgeschaut. Aber wir können nicht scheiden, ohne zum Zwecke einer bestimmteren Anwendung noch einmal auf dieß menschliche Exempel hinzusehen. Ein Zug ist in dem Abschnitt noch enthalten, — so oft wir denselben auch berührt haben, so ist er doch zu seinem vollen Rechte noch nicht gekommen. Fassen wir die Worte, daß Moses, da er groß war, nicht mehr wollte ein Sohn der Königstochter heißen, in ihrem buchstäblichen Sinne, — wie reichlich gedeihen sie da zur Beschämung und zur Züchtigung! O wie geschieht es doch so oft, daß gerade mit dem Heranreifen zum natürlichen Mannesalter die Lust an Egyptens Schätzen steigt, daß die Sehnsucht nach ihrem Besitze und Genusse, insonderheit der Trieb nach Ehre, übermächtig wird; daß sich die Menschen eher schämen, zu heißen was sie sind, als daß sie nach der Anerkennung ihres Christennamens Verlangen trügen! Einen Sporn

fühlen sie wohl, aber nicht ihr Glaube, sondern die Natur empfindet ihn; ein Stachel senkt sich allerdings in ihre Seele, aber nicht von dem Kreuze Jesu geht derselbe aus, sondern von Egypten selbst! O ihr, meine jüngeren Freunde, die das Wort, „da er groß war", unmittelbar trifft, von denen Viele jetzt am Ende eines zurückgelegten Abschnittes stehen und es deßhalb gar nicht lassen können, „zu treten auf die Wege und zu schauen": ich weiß es nicht, ob euch euer Gewissen Zeugniß giebt im heiligen Geiste, daß ihr euch in einer mehr oder minder zutreffenden Aehnlichkeit mit jenem Knechte Gottes findet; sollte es aber geschehen, daß euch der Ausspruch des Apostels über ihn, „er wollte, da er groß war, nicht mehr ein Sohn heißen der Tochter Pharao", eher kalt und fremd berührt, als eine Thorheit erscheint, als ein muthwilliges Hinwegstoßen eines hohen Glückes, einer Auszeichnung durch „die gütige Vorsehung", als daß ihr darin ein Muster sähet und dasselbe mit Freuden zum Vorbilde erwähletet: o so lasset euch erwecken, — sehet an die Belohnung! Bedenket das Ende, — das letzte Ende, auf das des Moses Auge hingerichtet war und blieb. Aber noch inniger bitten wir euch: schauet auf zu Jesu Kreuze! Was vom Glauben in euch ist, das wird von dieser Segensstätte aus seine Pflege, näher einen Sporn und Stachel empfangen, also daß ihr thuet, was euch nimmer gereuen wird. Und was wir euch sagen, das sagen wir Allen. „Da er groß war": ja je weiter wir vorschreiten im natürlichen Alter, desto inniger wollen wir die vorgehaltene Belohnung ansehen, desto treuer unser Auge auf dem Kreuze Jesu ruhen lassen, auf daß wir der Klarheit näher und näher kommen, in welcher wir mit allen Engel- und Menschenzungen in Einem Sinne und mit Einem Munde rühmen und preisen werden das Lamm, das erwürget ward und hochgelobet ist in Ewigkeit. Amen.

Das Bekenntniß des Gekreuzigten.

Zur Feier der Passion.

Erster Brief an den Timotheus Cap. 6. V. 13. 14.

„Ich gebiete dir vor Gott, der alle Dinge lebendig macht, und vor Christo Jesu, welcher unter Pontio Pilato bezeuget hat das gute Bekenntniß: daß du haltest das Gebot ohne Flecken, untadelig, bis auf die Erscheinung unseres Herrn Jesu Christi."

Welch' ein weiter Raum trennt die geschichtliche Grundlage dieser Worte von dem Gegenstande, welchem wir unsere letzte Andacht gewidmet haben! Dort wurden wir in die Anfänge der alttestamentlichen Bundesschließung versetzt, und durften deren erste Fäden, wie sie die Gnade Gottes wob, verfolgen: hier dagegen befinden wir uns hart an der Grenze der ganzen biblischen Geschichte, nahe an dem Ende des unmittelbaren apostolischen Wirkens. Aber welch' eine treffliche Brücke wird wiederum über diesen Abstand der Zeit vermöge der Verwandtschaft in der Sache selbst geschlagen! Zwar man mag es als eine bloß zufällige Aehnlichkeit erachten, daß, gleichwie Moses seinen Glauben als ein Erbe der Mutter überkam, so auch an diesen Jünger des Apostels das Wort ergehen durfte, „ich erinnere mich des ungefärbten Glaubens, welcher zuvor gewohnet hat in deiner Großmutter Lois, und in deiner Mutter Eunike": das aber ist eine wesentliche Aehnlichkeit, daß sich eine und dieselbe Quelle am Glauben beider Männer in ihrer wunderbaren Kraft verherrlicht hat. Wir haben es neulich erkannt, welch' eine Frucht der Blick auf Jesu Schmach und auf die künftige Belohnung

dem Moses eingetragen habe: aber mit gleicher Deutlichkeit wird auch in dem vorliegenden Abschnitt die Passion des Herrn und seine dereinstige herrliche Erscheinung als des Glaubens wirksamer Stachel bezeichnet. Nur in Einer Hinsicht lauten unsere heutigen Worte eigenthümlich. Nicht auf das Bild des Gekreuzigten überhaupt und nicht auf die umfassende Geschichte seiner Passion weist der Apostel seinen Jünger hin; sondern er gebietet ihm, auf einem Einzelpunkte, nemlich auf dem feierlichen Augenblicke zu beruhen, wo der Herr sein Zeugniß unter Pontio Pilato abgelegt; — er ist gewiß, daß gerade dieser Anblick seines Eindrucks nicht verfehlen, daß der bekennende Erlöser Bande um ihn schlingen werde, aus deren Netze kein Entrinnen für ihn sey. In Einer Hinsicht räumen wir es bereitwillig ein, daß allerdings das ausgesprochene Bekenntniß eine Gebundenheit des Lebens bedinge. Was nemlich unser eigener Mund bekannt und im Bekenntniß zugesichert hat, das entzieht unserem Fuße die volle Freiheit der Bewegung, es weist ihn in bestimmte, scharf begrenzte Schranken, und wir werden uns eines Unrechts bewußt, wenn unsere Willkür dieselben überschritten hat. Ich will, so spricht daher der Sänger, ich will meinen Bund nicht entheiligen und nicht ändern, was aus meinem Munde gekommen ist. Und wenn der Apostel selbst seinen Jünger wiederholt und innig an den Glauben erinnert, den er einst vor vielen Zeugen bekannt, und an die reichen Thränen, unter denen er dieß Bekenntniß abgelegt habe, wenn er ihn an die Gelübde mahnt, die er vor den Ohren der Gläubigen unter der Handauflegung der Aeltesten übernommen: so hat er dadurch dargethan, daß auch er diese Kraft zu einem treuen Beharren weder verachte noch verkenne. Allein in dem gegenwärtigen Abschnitt schweigt er gänzlich von dem eigenen Bekenntniß des Menschen, und läßt den Nachdruck lediglich auf dem Bekenntniß Jesu ruhen: und welche Fäden von dem Zeugnisse eines fremden — freilich wiederum nicht fremden — Mundes zu solch' einer unverbrüchlichen Verpflichtung unserer Herzen reichen, — das ist

die Frage, die sich an uns stellt. Ehe wir jedoch zu dem Versuche ihrer Lösung schreiten, bedarf es der Beleuchtung einer anderen Stelle. Verpflichten soll uns das Bekenntniß Jesu Christi! Wozu verpflichten? Ausdrücklich hat der Apostel diese Frage nicht beantwortet; er redet nur ganz allgemein von „dem Gebote", jedwede nähere Bestimmung desselben bleibt er schuldig, — vermuthlich, weil sie leicht und einfach, weil sie selbstverständlich sey. Aber welches ist der Inhalt des Gebots? in welchen Namen, welchen Ausdruck sollen wir ihn fassen? Sollte darin Alles das begriffen seyn, was überhaupt eines Gottesmenschen würdig ist? also das, was unmittelbar vorher als Gerechtigkeit und Gottseligkeit, als Glaube und Liebe, als Geduld und Sanftmuth aufgewiesen und dann zusammengefaßt wird in dem „schönen Kampfe des Glaubens zur Ergreifung des ewigen Lebens"? Oder zöget ihr es vor, an eine einzelne Verpflichtung zu denken, vielleicht an die Pflicht, Den unsererseits vor der Welt zu bekennen, welcher dieß Bekenntniß im Richthause des Pilatus abgelegt? Wir fürchten, weder die eine noch auch die andere Vermuthung werde sich vor unserem innersten Gefühle bewähren und uns zu wirklicher Befriedigung gereichen. — Es muß sich eine bessere Antwort finden lassen. An wen läßt der Apostel sein Ermahnungswort ergehen? An einen Christen, dessen Lauterkeit nie angefochten war, — „ich habe Keinen, der so gar meines Sinnes sey, wie Timotheus; denn die Anderen suchen Alle das Ihre, nicht das Jesu Christi ist; ihr wisset aber, daß er rechtschaffen ist" (Philipp. 2, 20—22) —, bei dem es also nur dieß Eine galt, daß er die erste Liebe nicht verließ. Wie aber nennet ihr das? Ihr nennet es Treue! Und wiederum: an wen läßt Paulus seinen Erweckungsruf ergehen? An einen Diener Christi, an einen Haushalter über Gottes Geheimnisse. „Predige das Wort, halte an, strafe, dräue, ermahne mit aller Geduld und Lehre, thue das Werk eines evangelischen Predigers, richte dein Amt redlich aus." Und welches ist die Eine große Tugend, welche man bei einem Solchen sucht?

Es ist nichts anderes, als die Treue! Endlich aber: was begehrt der Apostel „dem Gebote" gegenüber? Daß der Empfänger es ohne Flecken und untadelig bewahre; — und keine Stimmung, Stellung, Eigenschaft des Herzens wissen wir zu nennen, zu welcher diese Forderung so innig stimmt, als eben nur die Treue! Das wird es also seyn, wozu das Bekenntniß Jesu Christi unsere Herzen neigen mag; von diesem festen Punkte nehmen wir den Ausgang. Aber wir werden keinen sicheren Fortschritt gewinnen können, ohne zuvor noch die höchst eigenthümliche Darstellungsweise in dem vorliegenden Abschnitt erwogen zu haben. Ist sie euch nicht schon von selbst aufgefallen, so lasset euch jetzt darauf aufmerksam machen. Welch' ein wunderbarer Laut der Worte: ich gebiete dir vor Gott, der alle Dinge lebendig macht und vor Christo Jesu, der dieß gute Bekenntniß bezeugt hat, daß du haltest das Gebot; — ich gebiete dir, das Gebot zu halten —: wie? will der Apostel ein zweischneidiges Schwerdt schwingen, und das an sich selbst erweckliche Bild des Herrn durch den hinzugefügten eigenen Ermahnungsruf noch heben? Wir sehen die Sache anders an! Redet er von einem Gebote, so will er damit sagen, daß das Bekenntniß Jesu Christi unmittelbar das Band der Treue um uns schlinge. Und gebietet er dann seinerseits, so begehrt er, dieß schöne, von dem Kreuze her gestiftete Verhältniß in seiner ganzen Reinheit zu erhalten. Das Eine ist die Erinnerung an die Gabe, das Andere die Forderung ihrer Hut. Wir haben Alles ausgesprochen, dessen wir zur Vorbereitung unserer Betrachtung bedürftig sind. Suchen wir denn

das Bekenntniß des Gekreuzigten als das Band unserer Treue

zu erkennen, so erwägen wir zum Ersten, wie es die Gemeinschaft der Treue begründe; und zum Anderen, wie es zur unverbrüchlichen Bewahrung derselben verpflichte.

Mitten in die Passion des Herrn, an eine leuchtende, hervorragende Stelle ihrer Entwickelung, versetzt uns der Apostel;

er will, er „gebietet", daß wir an diesem Punkte haften und ihn ausschließlich in's Auge fassen. Er hat das Recht, den Vorgang aus dem Zusammenhange mit dem Ganzen zu lösen und ihn mit solcher Schärfe für das Auge der Andacht zu begrenzen. Ist ja doch das Bekenntniß Jesu Christi kein eigentliches Glied in der Kette seiner Leiden, kein Element des großen Schmerzes, den die Propheten des Menschen Sohne geweissagt haben, kein Tropfe des Kelchs, vor dessen Bitterkeit den Heiland selbst gegrauet. Und empfangen doch wir selbst so wenig diesen Eindruck, daß wir uns fast darauf besinnen müssen, in diese Zeugenworte sey der Dulder, der Dulder in der Tiefe seines Schmerzes ausgebrochen. Da erhebt sich das verhöhnte Haupt des Verklagten und er nimmt die Stelle ein, die ihm gebührt, — wir hören eine Richterstimme; da entschwindet uns das Bild des gemarterten Lammes, des Lammes still und geduldig, das seinen Mund nicht aufthut wider seinen Scheerer, das da leidet, was vorhanden kommt zu leiden; und uns ist, als währte noch die Zeit des freien, frischen Wirkens, der mächtigen Selbstzeugnisse in der Schule zu Capernaum und im Tempel zu Jerusalem, von welchen Johannes uns erzählt hat, — denn eine That, und eine freie That, liegt in dem hier verlautenden Bekenntniß vor! Niemand konnte dasselbe von Ihm erpressen; er durfte dieser Frage dasselbe Schweigen entgegensetzen, kraft dessen er so mancher anderen die Antwort beharrlich verweigert hat. Aber es konnte ihm auch Niemand seinen Mund verschließen und die schwellende Frucht der Lippen in das Herz, das sie geboren hatte, zurückdrängen. Gehandelt also hat der Herr. So tritt die Frage ein: zu welchem Zwecke hat er so gehandelt, zu welchem Ziele hat er dadurch dringen wollen? Die Antwort, welche man zu geben pflegt, liegt in der That zu nahe, als daß wir nicht sollten geneigt seyn, uns bei derselben zu beruhigen. Man sagt, darum habe er zu dieser Stunde in feierlichster Weise seine göttliche Gestalt, seine ewige Würde als Gottes Sohn, als Herr über alles Fleisch, als König des Reiches, als Richter der Welt

bezeugt, damit die Decke von den Augen der Ungläubigen entfernt und den Schwankenden ein fester und gewisser Grund gegeben würde. Aber dünkt euch durch diese Deutung der Zusammenhang zwischen dem Bekenntniß und zwischen der Passion nicht viel zu sehr gelockert, um nicht zu sagen aufgelöst? Als ob der Herr hier zum ersten Male sein unzweideutiges „Ich bin es" ausgesprochen, als ob er es je zuvor an dieser ausdrücklichen Erklärung hätte mangeln lassen! Da umringen sie ihn wohl und bestürmen ihn mit der Frage, mit der Forderung: wie lange hältst du unsere Seelen auf? bist du Christus, so sage es uns frei heraus! Er aber durfte ihnen entgegnen: ich habe es euch gesagt, und ihr glaubet nicht, denn ihr seid meine Schafe nicht, als ich euch gesagt habe. Ach nein; mit diesem Zeugniß an dem Tage seiner Todespein hat er wohl einen anderen höheren Zweck verfolgt. Und welchen? Wir zweifeln nicht, er hat seinen Leiden eine deutende Umschrift gegeben, eine Umschrift, die ein neues Licht darüber verbreiten sollte; die Strahlen desselben lasset uns bemüht seyn jetzt zu sammeln.

Heben wir damit an, daß wir den Andeutungen nachgehen, mit welchen uns der Apostel entgegenkommt, können wir dieß Geschäft vor der Hand auch nur vermöge einer vorläufigen flüchtigen Berührung vollziehen. Wir haben ein Zwiefaches im Auge. Paulus nennt das Bekenntniß Jesu ein gutes, genauer, ein schönes; und er sagt weiter, der Herr habe dasselbe unter Pontio Pilato abgelegt. Ein schönes Bekenntniß, — was will das sagen? Verdient es darum diese Bezeichnung, weil es im Gegensatze gegen die Schmach der Verleugnung mit allem Freimuth Angesichts der Todesschrecken verlautet ist? Bei einem Märtyrer mag sie auf diese Weise gerechtfertigt erscheinen; aber daß nur Niemand Jesum Christum zu einem Märtyrer erniedrige, — was einen Menschen erhöhen würde, das müßte die Herrlichkeit des eingeborenen Sohnes herabziehen in den Staub. Oder heißt es schön aus dem mehr allgemeinen Grunde, weil es vor den Vertretern des Rechts und der Wahrheit das gött-

liche Recht und die göttliche Wahrheit vertritt? Stellen wir eine Vergleichung an! Da war Johannes der Täufer in der Wüste und taufte daselbst. Und die Juden sandten von Jerusalem Priester und Leviten, daß sie ihn fragten: wer bist du? „Und er bekannte und leugnete nicht, und er bekannte, ich bin nicht Christus." Auch das hieß der Wahrheit die Ehre geben und sie nachdrücklich vor ihren Hütern und Vertretern bezeugen: aber wäret ihr geneigt, dieß Bekenntniß des Täufers ein schönes zu nennen, und es auf gleiche Stufe mit dem großen Zeugniß des Herrn zu erheben? Zu der Schönheit eines Bekenntnisses gehört doch wohl mehr, als die Wahrheit des Inhalts und der Freimuth des Mundes: es muß das Herz des Hörers mit dem Zauber der Lieblichkeit berühren, so daß ein Duft von unvergleichlich süßem Geruch demselben entströmt. Halten wir das fest. „Unter Pontio Pilato", so fährt der Apostel fort, habe Christus Jesus es bezeugt. Darüber streiten wir nicht, an welche Worte des bekennenden Erlösers wir zu denken haben; ob an die, welche er vor dem Tribunal des Caiphas verlauten ließ, oder an die, von welchen sein Mund ihm überfloß vor dem Landpfleger selbst; denn wie ganz anders euch der Ton, in welchem er in beiden Fällen redete, auch dünken mag: der Inhalt ist kein wesentlich verschiedener. Bricht der Hohepriester in Worte einer erheuchelten Entrüstung aus, nachdem der Herr entgegnet hatte, „ich bin's, von nun ab werdet ihr des Menschen Sohn sitzen sehen zur Rechten der Kraft, und kommen mit den Wolken des Himmels": er hätte mit demselben Unmuth die nahe verwandte Erklärung angehört, „ich bin's, du sagst es, ja ich bin ein König." Aber das soll nun wohllauten, das Herz erquicken, so daß dasselbe „Freude die Fülle und liebliches Wesen" verspürt? Lasset uns nur nicht an demjenigen haften, was auf der Oberfläche ruht, also nicht an der Würde, die der Zeuge in Anspruch nimmt, nicht an der Herrlichkeit, in die er einzugehen gewiß ist; sondern lediglich an dem, wovon die eigene Seele des Bekennenden erfüllet war. Er will kommen,

herrschen, König seyn, — es sind die Unterthanen, deren er gedenkt, die Glieder, die das Haupt gewinnen, leiten, selig machen will: und das ist allerdings ein Blick, bei welchem uns die Ahnung einer sonderlichen Schönheit in die Seele tritt. So weit vor der Hand. Jetzt schauen wir nach einer anderen Pforte zum Verständniß aus. Denken wir einmal dieß Bekenntniß des Dulders hinweg. Wir können es ja. Jesus hatte Macht, zu reden, und Macht, zu schweigen. Würden wir seine Passion dann mißverstehen, sie schief oder falsch beurtheilen? Das gewiß nicht. Aber wenn er sich nun in buchstäblicher Weise als das lautlose Lamm erwiesen hätte: wie würde in diesem Falle das umfassende Urtheil lauten, das wir als Umschrift um das Haupt des stillen Dulders setzen möchten? Doch wohl nicht anders, als daß der von den Menschen Verworfene sich völlig seinem Gott und Vater zugewendet, „richte mich, Gott, und führe meine Sache wider das unheilige Volk, denn du bist der Gott meiner Stärke", daß er seine ganze Seele in den Gehorsam gefaßt, und — wie der Apostel sagt — an dem, das er litte, den Gehorsam gelernet hätte. Und darin würden wir nicht irren. So hat ja der Herr selbst seine Leiden beurtheilt; das hat er wiederholt und ausdrücklich, in Wort und in Werk, als den rechten Schlüssel zum Verständniß desselben bezeichnet. Aufstehend zu dem Gange gen Gethsemane bricht er in die Worte aus: auf daß die Welt erkenne, daß ich den Vater liebe und also thue, wie mir der Vater geboten hat, stehet auf und lasset uns von hinnen gehen. Und angekommen in Gethsemane fällt er nieder und spricht: mein Vater, ist es möglich, so gehe dieser Kelch von mir; und zum anderen Male: mein Vater ist es nicht möglich, daß dieser Kelch von mir gehe, ich trinke ihn denn, so geschehe dein Wille! Aber wäre das volle Verständniß seiner Passion dadurch erschlossen? Eins würde fehlen, — das Bekenntniß aber, welches er bezeugt hat unter Pontio Pilato, fügt das Mangelnde hinzu. Und was verbürgt dasselbe uns? Daß des Dulders Herz und Auge nicht bloß auf den Vater hingerichtet war, um dessen wohl-

gefälligen Willen zu vollbringen, sondern daß es ebenso bestimmt die Richtung auf die Menschen eingeschlagen und diese Richtung stetig festgehalten hat. Hand in Hand mit dem Gehorsam gegen seinen Vater geht seine Liebe zu der Welt. Aus der Bahn jenes Gehorsams läßt er sich durch die Schrecken des Todes nicht herausdrängen; aber auch den Pfad dieser Liebe vermag ihm der ausgesuchte Haß, den er erfährt, nicht zu verleiden. Wir sagen, sein Bekenntniß sey dafür ein sicheres Pfand. Denn lasset uns jetzt zusammenfassen, was wir bisher nur in einzelnen Strahlen verfolgen konnten: mit diesem Zeugniß hat der Herr sich bekannt — nicht zu Gott, nicht zu der Wahrheit; ja diesen Gott und diese Wahrheit hat er auch nicht bekannt vor den Menschen; sondern — und das ist das Hauptstück — er hat sich dadurch bekannt zu den Menschen; er hat darin das Band gewiesen, welches ihn auf unzertrennliche Weise an sie kette, so daß er nie von ihnen lassen kann und mag. Solltet ihr aber entgegnen, ganz abgesehen von der Erklärung unter Pontio Pilato stehe diese Wahrheit uns schon fest, denn auch sonst, am mächtigsten nicht lange vor der Passion habe es der Herr betont, daß Niemand größere Liebe habe, denn daß er sein Leben lasse für seine Freunde: so wollet Eins nicht übersehen, das Eine, was den Nerv der Sache trifft, — daß nemlich dieß ausdrückliche Bekenntniß dafür zeugt, wie der Gedanke an die Menschen dem Gemüthe des Dulders inmitten seines tiefen Schmerzes lebendig gegenwärtig war und hell und klar in seiner Seele blieb. Sehet da das schöne Bekenntniß des Gekreuzigten!

Und nun denn zu der Frage, was dasselbe, so verstanden, an uns leiste, welche Wirkung es unmittelbar auf uns ausübe. Wir dürfen die Antwort nicht erst suchen; wir haben die bereits ausgesprochene eben nur zu rechtfertigen. Es ist die Gemeinschaft der Treue, welche das Bekenntniß des Herrn begründet. Wir halten uns nicht bei untergeordneten Betrachtungen auf, welche ohnehin dem Verdachte einer zufälligen Harmonie verfallen könnten. Darum wenden wir uns nicht an euer Gefühl,

etwa mit der Frage, ob jenem schönen Bekenntniß Jesu Christi Etwas anderes wahrhaft entsprechen würde, als die Treue, — sie, über welche jedes Kennerauge, des Kaufmanns Auge, welcher gute Perlen sucht, das Urtheil fällt, sie sey unter allen Eigenschaften, die das Herz des Menschen schmücken können, das köstlichste und edelste Juwel. Sondern wir sind bemüht, einen bestimmteren Nachweis zu geben, und zu zeigen, daß sich die Klarheit des bekennenden Heilandes in keiner anderen Weise auf unserem Angesichte wirklich spiegele, denn allein vermöge unserer Treue. Aber daß wir den Ausdruck nur in seinem wahren Sinne, in der gebührenden Tiefe erfassen! Hier steht der Treue nicht allein die offenbare Treulosigkeit gegenüber; hier will die Ermahnung zur Treue nicht bloß dem Abfalle wehren und vermöge der Frage, „wollet ihr auch hinweggehen?" den davoneilenden Fuß zum Stillstand bringen; sondern die tiefe Anhänglichkeit des Herzens, das innerste Gefühl der Zugehörigkeit, und dieß als die wesentliche Wurzel alles unseres Handelns, — das und nichts anderes ist das Wesen unserer Treue. Darum kann sie denn auch als ein Neues, Selbständiges, Unterschiedenes, zu unserem Leben und Wandel hinzukommen, gleichwie das Bekenntniß Jesu als ein Neues und Selbständiges neben seiner Passion erscheint. Und wie nun dieß selbsteigene Bekenntniß Jesu Christi über sein vollbrachtes Werk den Duft der Lieblichkeit verbreitet, so steigt derselbe liebliche Geruch von unserer Treue zu dem Himmel auf. Wir wissen es Alle, wozu die Passion des Herrn uns überhaupt verbinde, verpflichte, bestimme; wir sollen die Welt verleugnen und Dem ausschließlich leben, der für Alle gestorben ist. Das aber fügt der Blick auf den bekennenden Erlöser der anerkannten allgemeinen Pflicht hinzu, daß wir die Nachfolge vollziehen in der tiefen, innigen Anhänglichkeit an Ihn. Nehmet diese Treue hinweg, — es bleibt gewiß noch Manches übrig, was Niemand zu verachten wagt; wie Vieles aber fällt hinweg, und wie unrettbar gerade das, worauf das Auge Jesu mit dem höchsten Wohlgefallen ruht! Wir suchen die nähere Verstän-

digung auf dem Wege der Erinnerung theils an eine Sprechweise der Schrift, theils an eine solche, die uns in dem gewöhnlichen Leben geläufig ist. Die Schrift redet von einem treuen Knechte, zuweilen setzt sie einen zweiten deutenden Ausdruck hinzu, „frommer und treuer Knecht.“ Denket diese Treue von dem Knechte hinweg: darum braucht er noch nicht ein falscher, arger, böser Knecht zu seyn; er könnte vielleicht selbst sagen, mit irgend einem Rechte sagen: ich habe dein Gebot noch nie übertreten. Aber ohne die tief innerliche Anhänglichkeit, ohne die klar bewußte Zugehörigkeit zu dem Herrn, — o es würde immer ein knechtliches Verhältniß in jenem unlieblichen Sinne seyn, in welchem Christus die Seinen weder wissen noch auch lassen will, „ich sage hinfort nicht, daß ihr Knechte seid, — euch habe ich gesagt, daß ihr Freunde seid.“ Freunde! Es ist der einzige Fall, wo dieser Ausdruck sich im Munde Jesu Christi findet; um so gewohnter ist er unserer allgemeinen Sprache. Aber nicht wahr, auch in diesem Verhältniß gilt die Treue als die unentbehrliche Begleiterin, — man spricht demselben sonst die volle Wahrheit ab! Wir können die Treue hinwegdenken, ohne daß es vollständig gelöst erscheine; die Freunde können immer noch gemeinsame Zwecke verfolgen und sich einander Handreichung leisten: aber der Blüthenstaub ist dahin; und was noch übrig bleibt, ist schwerlich jene Gabe, die sich der Sänger in der schönen Strophe wünscht: „laß mich Davids Glück erleben, gieb mir einen treuen Freund!“ Wohlan, diese wahre und wesentliche Treue wird durch das Bekenntniß Jesu Christi gestiftet, nicht lediglich begehrt; sie ist das Gebot, das sich von daher nicht bloß an uns stellt, sondern auch bei uns erfüllt. Habt ihr je die rührenden und tief bewegenden Worte gelesen, welche der Apostel Paulus an die Christen zu Philippi gerichtet hat, — „ich trage euch in meinem Herzen, in diesem meinen Gefängniß, darinnen ich das Evangelium verantworte und bekräftige, ich gedenke eurer in meinen Banden, welche euch eine Ehre sind“: ihr zweifelt nicht, daß sich dadurch das Band der innigen

Gemeinschaft zwischen Hirt und Heerde wo möglich noch fester zusammengezogen habe. Und doch war Paulus nicht für sie gekreuzigt. Fassen wir aber das in das Herz, daß der Herr in seiner Kreuzespein an uns gedacht, an einen Jeden unter uns, an Alle die, die aus der Wahrheit sind und seine Stimme hören: o ohne unser Zuthun schlingt sich dann ein festes Band sanft und doch übermächtig um das Herz, — die Gemeinschaft der Treue ist begründet! — Wir brechen ab von dem Gebote, und richten unsere Andacht auf die Worte des gebietenden Apostels. Im Grunde ist das erstere nur in sehr eingeschränktem Sinne eine Forderung; es gilt davon das Eingeständniß des Propheten: du hast mich überredet, und ich habe mich überreden lassen, du bist mir zu stark gewesen und hast obgesiegt. Nun aber fordert der Apostel selbst mit allem Ernste; er setzt unseren Willen zur Anspannung, zur Anstrengung aller Kräfte in Bewegung; nun sollen wir die Treue halten und unverbrüchlich ihren Bund bewahren. Das ist das Zweite, welches wir erwägen.

Die Worte heißen uns eine zwiefache Seite unterscheiden, nach welchen die Forderung vollzogen werden soll. „Halte das Gebot ohne Flecken und untadelig": das ist die Eine; und die andere: halte es „bis auf die Erscheinung unseres Herrn Jesu Christi", welche zu seiner Zeit wird zeigen der selige und allein gewaltige Gott. — Also zuerst: „ohne Flecken und untadelig." Wir haben es schon berührt, daß diese gebietenden Worte da im höchsten Maßstabe an ihrer Stelle sind, wo die Voraussetzung der Treue gemacht wird. Auf dem Kleide der Treue wird der Flecken am ersten bemerkt, hier tritt er dem Auge am mißfälligsten entgegen, und selbst die Welt kann es nicht lassen, einen Vorwurf darüber zu erheben. Hat der Knecht die Treue verletzt, hat der Freund sie nicht bewährt: so macht das immer aufs Neue einen peinlichen Eindruck, wenn man es auch lange gewohnt ist, unter einem treulosen Geschlechte zu leben. Gegen-

wärtig aber stellen wir diese Beziehung bei Seite; es ist eine andere Frage, die statt ihrer eintritt. Nemlich der Flecken entstellt zwar das Bild, er raubt demselben seine wohlthuende Erscheinung, aber er zerstört es doch nicht; selbst die befleckte Treue ist noch immer eine Treue und als solche noch nicht völlig aufgehoben. Wohlan, welche Flecken würden es denn seyn, die der Apostel uns vermeiden heißt? worin steht nach dieser Seite seine Forderung? Die Schrift selbst kommt uns in einem anderen Zusammenhange mit der Antwort entgegen. Lasset euch an die Unterweisung erinnern, welche der Herr seinen Jüngern nach der bekannten Gleichnißrede gegeben hat. Da spricht er von der Treue im Großen und von der Treue im Kleinen; und also hat er gelehrt: wer im Geringsten treu ist, der ist auch im Großen treu; und wer im Geringsten ungerecht ist, der ist auch im Großen ungerecht. Aber nicht das versteht er weder unter dem Geringen noch unter dem Großen, worauf zunächst der Laut der Worte führen könnte; sondern seine Unterscheidung trifft verschiedene Gebiete des Lebens, von denen er das Eine das fremde, das Andere aber das wahrhaftige nennt. Treu im Geringen ist ihm also der, welcher die Treue auch auf die irdischen Verhältnisse in ihrer ganzen Summa ausdehnt und sie in ihnen auszuprägen weiß. Machen wir hiervon die richtige Anwendung. Haben wir unter der Treue die innige tiefe Anhänglichkeit an Jesum Christum verstanden, welche allem, was wir thun und lassen, zum letzten Grunde liegen soll: so bewahren wir dieselbe ohne Flecken und untadelig, wenn wir sie selbst in den äußerlichen Beziehungen des Lebens frei gewähren lassen, so daß sie überall das wahrhaft Bestimmende wird, und nie das Urtheil in uns Raum gewinnt, als ob sie hierher nicht gehöre! Der Apostel schreibt an den Timotheus, „kein Kriegsmann flicht sich in Händel der Nahrung, auf daß er Dem gefalle, der ihn angenommen“: aber nicht das Gebiet hat er dadurch begrenzen wollen, in welchem die Treue verharren müsse, sondern nur die Schranken

hat er gezeichnet, innerhalb deren sie den Pilgerlauf in seinem vollen Umfange zu vollenden habe. Schweigt an irgend einer Stelle die Stimme der Treue, verleugnet sie irgend einmal ihre bestimmende Kraft: so mag mein Ruf, so mag meine Hand, ja vielleicht selbst mein Gewissen unbefleckt geblieben seyn, aber ich habe „das Gebot“ nicht bewahrt untadelig und ohne Flecken, und vor dem Bilde Jesu Christi, wie es der Apostel hier gewiesen, kann ich nicht bestehen. Nehmen wir denn diese seine Mahnung gern dahin. Sie verbreitet wohl auch anderweitig einen Segen über uns, und gedeiht zu einem Ziele, welches selbst von fremden Seiten als ein schönes, aller Anstrengungen würdiges erachtet wird. Fordert man von uns, daß alle Widersprüche aus unserem Leben verschwinden, daß wir uns gleich bleiben, charakterfest werden sollen, ermahnt man, „sey dir selbst getreu“: es giebt auch hierzu keinen sichreren Weg, als daß wir jene Treue das Scepter in uns führen lassen!

Es ist in der That ein zweites, hiervon Unterschiedenes, wenn der Apostel gebietet, daß wir die Treue bis auf die Erscheinung unseres Herrn Jesu Christi bewahren. Nehmen wir es nur genau mit den Worten wie sie lauten; betonen wir den Umstand, daß er weder von dem Ende überhaupt als von dem Grenzstein der Ermahnung spricht, noch auch die bestimmtere Bezeichnung des Todes gewählt hat, sondern daß er ausdrücklich, und gewiß mit Absicht, auf die zukünftige Erscheinung Jesu Christi weist. Schon wenn uns bloß gesagt würde: sey getreu bis an das Ende, beharre bis an's Ende, schon dann würden wir kaum an eine schlichte Stetigkeit, sondern an eine Steigerung derselben denken; gleichwie der Evangelist, wenn er von dem Herrn an jenem großen Wendepunkte sagt, „wie er geliebt hatte die Seinen, so liebte er sie bis an das Ende“, mehr als ein einfaches Fortsetzen des Begonnenen im Sinne hat. Noch mehr; wenn es hieße — es steht ja wirklich einmal so geschrieben — sey getreu bis in den Tod: wer möchte das Wort

bloß dahin deuten, daß wir bis zum Ablaufe des Lebens, bis zu der Stunde, da der Pilgerlauf sich schließt, das empfangene Gebot bewahren sollen. „Bis in den Tod" ist ohne Frage mehr als „bis zum Tode." Vollends aber verlangt die eigenthümlich scharfe Fassung „sey getreu bis auf die Erscheinung Jesu Christi", ganz offenbar ein Zunehmen, ein Wachsen in der Treue. Es ist derselbe Ton, wie wenn der Apostel anderweitig spricht: da unser Heil jetzt näher ist, denn als wir gläubig wurden, so lasset uns ablegen die Werke der Finsterniß und anthun die Waffen des Lichts; oder wenn er an die Philipper schreibt: Gott wird das in euch angefangene Werk vollführen bis an den Tag Jesu Christi; und darum bete ich, daß eure Liebe je mehr und mehr reich werde in Erkenntniß und Erfahrung, auf daß ihr lauter seyet und unanstößig bis auf den Tag Jesu Christi. Und worin würde diese Steigerung der Treue stehen? Ja doch in nichts anderem, als daß sie immer vollständiger unser Denken und Wollen, unser Handeln und Wandeln beherrsche, daß sie den beschränkenden Gesichtskreis bilde, innerhalb dessen dasselbe sich bewegt; daß wir also, wo wir immer den Blick auf uns selbst hinrichten, nur die Eine prüfende Frage an uns stellen, alle anderen in ihr begreifend: sind wir auch treu? daß wir weiter, wenn wir das Auge zu dem Herrn erheben, ihn immer anschauen im Lichte des Namens, den der Seher des Neuen Testamentes gesehen und genannt: „ich sahe den Himmel aufgethan, und sahe Ihn und sein Name hieß Treu"; daß wir endlich, wenn wir unsere Gedanken der Zukunft zuwenden, keine andere Aussicht nehmen, als die Eine, die Krone der Treue aus der Hand des treuen Herrn zu empfangen. Und hier ist nun der Ort, wo wir nochmals das Bild betrachten, das der Apostel uns enthüllt. Christus Jesus hat bezeugt ein gutes Bekenntniß unter Pontio Pilato. Das Bekenntniß Jesu, wie überhaupt ein jedes Bekenntniß — denn das liegt in der Natur desselben — weist vorwärts auf eine

zukünftige Offenbarung. Der da bekannt **hat** in Finsterniß, der **wird** bekennen im Lichte. Er **hat** sich in der Leidensnacht bekannt zu uns. Aber wenn nun der Tag wird angebrochen seyn, der Tag im höchsten wesentlichen Sinne, so wird er sich neu zu uns bekennen. Zu uns Allen? Nun er zieht die euch bekannte Schranke. Gedenken wir ihrer zur Versiegelung unserer Betrachtung. Er hat geweissagt, daß er sprechen werde: frommer und **getreuer** Knecht, gehe ein zu deines Herrn Freude. Amen.

Das Blut der Besprengung.

Am Charfreitage.

Brief an die Hebräer Cap. 12. V. 24.

„Ihr seid gekommen zu dem Blute der Besprengung, das besser redet, denn Abels."

Wenn wir bei der Feier des Leidens Jesu Christi unweigerlich der allgemeinen Weisung Folge geben, die der Apostel in einem späteren Zusammenhange seiner Zuschrift an die Gemeinde ergehen läßt, daß sie aufsehen solle auf Den, welcher um der vorgestellten Freude willen erduldete das Kreuz und achtete der Schande nicht: so kann die Treue dieses fest auf den Gekreuzigten gerichteten Blickes noch immer eine sehr verschiedene Bewegung sowohl der feiernden Betrachtung als auch der frommen Thätigkeit bei uns bewirken; und eine Frage, welche von denselben wir erwählen sollen, kann um so ernstlicher erstehen, als der Apostel alle diese mannichfachen Weisen mit gleicher Innigkeit empfiehlt. Er dringt darauf, daß wir eingehen sollen in das Heilige mit völligem Glauben, haltend an dem Bekenntniß der Hoffnung und unter einander uns wahrnehmend mit Reizen zur Liebe und zu guten Werken. Aber ebenso ermuntert er dazu, hinauszugehen außer dem Lager, um die Schmach des Herrn zu tragen, dieweil er selbst gelitten habe außen vor dem Thore. In unserem heutigen Abschnitt ist es eine ganz neue und eigenthümliche Richtung, die uns in ungewohnten Lauten angewiesen wird, — es ist die Rede von dem Hintritt zu dem Blute der Besprengung. Daß der Apostel der Gemeinde Zeugniß

giebt, sie habe diese Richtung eingeschlagen, ja sie sey bereits zu dem Ziele derselben gedrungen, — ihr seid gekommen zu dem Blute der Besprengung: das dürfen wir nicht so verstehen, als ob sein Auge voller Freude auf ihrem wohl vollbrachten Laufe beruhet hätte. Die Warnungsstimme, welche er unmittelbar auf diese Anerkennung folgen läßt, die wiederholte Aeußerung einer Herzensbangigkeit, die nahe an ein gänzliches Verzagen streift, verräth es nur zu sehr, daß gerade hier der bloße Schatten und das wahre Wesen mit Ernst zu unterscheiden sind. Man kann in einem Sinne, welcher weit über die bloß fleischliche Bewegung hinausgeht, zu diesem Heiligthume gekommen seyn; man kann es glauben und bekennen, Gott habe Jesum Christum vorgestellt zu einem Gnadenstuhle in seinem Blute: und gleichwohl hat man den gebotenen Gang vielleicht noch gar nicht angetreten und ist vom Blute der Besprengung weit entfernt. Lasset uns vor der Hand die Schranken zeichnen, in welchen sich unsere Andacht bewegen muß. Vor allen Dingen weisen wir euch auf die eigenthümliche, wir möchten sagen selbständige Stellung, die der Apostel dem vergossenen Blute des Herrn gegeben hat. Er spricht: ihr seid gekommen zu Gott, dem Richter über Alle; ihr seid gekommen zu Jesu, dem Mittler des Neuen Testamentes, — und zu dem Blute der Besprengung, das da besser redet, denn Abels. Wer kann das hören, ohne den bestimmten Eindruck zu empfangen, daß wir kraft dieses letzten Lautes aus dem Umkreise in den Mittelpunkt, aus dem Heiligen in das Allerheiligste gewiesen werden, und daß ein ganz besonderes Verhältniß zu diesem Nerv und Kern der Passion vorausgesetzt, gefordert wird! Wir wissen es wohl, man hat eine Zeitlang die schärfere Betonung dieser Seite mit einer spottenden Bezeichnung abgewiesen; — sie ist auch heute noch nicht ganz vergessen und zurückgelegt. Uns kann sie nicht ernstlich berühren; uns darf sie unsere Verpflichtung nicht verleiden; uns soll sie auch nicht um den Segen ihrer Lösung bringen, — uns nicht, so Viele unserer einen Hauch des großen apostolischen Wortes empfunden

haben: wisset, daß ihr nicht mit vergänglichem Silber oder Golde erlöset seid von eurem eitlen Wandel nach väterlicher Weise, sondern mit dem theuren Blute Christi, als eines unschuldigen und unbefleckten Lammes, das zuvor versehen ist, ehe denn der Welt Grund gelegt ward. Aber wir haben noch ein Zweites zu sagen, um der Erwägung dieses Gegenstandes die Bahn zu bereiten. Wir rufen euch nemlich einen wunderbaren Vorgang der heiligen Geschichte in euer Gedächtniß zurück. Suchet ihr in den Stunden der Passion den Jünger, welchen Jesus lieb hatte, in der unmittelbarsten Nähe des Kreuzes: ihr findet ihn daselbst. Er war der Zeuge seiner Leiden, er hörte seine letzten Worte, und aus der Hand des Sterbenden empfing er dessen Testament. Und machet ihr die Voraussetzung, daß die Strophe unseres Gesanges, „ach könnt' ich, o mein Leben, an deinem Kreuze hier mein Leben von mir geben, wie wohl geschähe mir!" an diesem Jüngerherzen im höchsten Maße wahr geworden sey: so wird auch das von allen Seiten her eingeräumt. Aber wie er nun auch versunken war in Herzeleid und Todestraurigkeit, — Eins nimmt er wahr, selbst mit umflortem thränenvollen Auge, und dieser Anblick überwältigt ihn, — er sieht, wie Blut und Wasser aus der Seite Jesu herausgeht; und noch in der Erinnerung ist er tief davon ergriffen und schreibt in augenscheinlichster Bewegung: der das gesehen hat, der hat es bezeuget, und sein Zeugniß ist wahr, und derselbige weiß, daß er die Wahrheit sagt, auf daß auch ihr glaubet. Es ist nicht die gegenwärtige Absicht, in die Tiefen dieses evangelischen Berichtes einzudringen; wohl aber dürfen wir auf Grund desselben sagen: Johannes war im eigentlichsten und im buchstäblichsten Sinne zum Blute der Besprengung gekommen. Und er hat uns Solches zum Vorbilde geschrieben, damit auch wir im Geiste das Gleiche thun. So lasset es euch denn gefallen, wenn wir uns den Abschluß der dießjährigen Passionszeit durch die Betrachtung des vorliegenden Abschnitts zu weihen suchen. Die Geschichte erzählt: „es standen aber alle seine Verwandten von ferne und die

Weiber, die ihm von Galiläa waren nachgefolgt, und sahen das Alles.“ Haben auch wir in unserer bisherigen Feier gleichsam „von ferne gestanden“: so lasset uns jetzt näher herzutreten, so nahe wie Johannes, so nahe wie es innerhalb der Schranken dieses Lebens möglich ist. Zu diesem Zwecke sey

der Gang zum Blute der Besprengung

der Gegenstand unserer Andacht. Wir suchen zuerst das Ziel zu erkennen; zweitens aber den Weg, der zu demselben führt.

Heute dürfen wir ohne Bedenken mit der Beleuchtung des Zieles beginnen, und die Frage nach dem Wege noch bei Seite lassen; denn hier haben wir einen ganz ähnlichen Fall, wie wenn der Heiland in der Rede seines Abschieds von den Jüngern spricht: ihr wisset mein Ziel und darum kennet ihr auch den Weg; — erst das erkannte Ziel kann uns die rechte Straße weisen. So richten wir denn unsere Andacht unmittelbar auf das Blut der Besprengung selbst. Räumen wir es abermals ein, in irgend einem Sinne ist dasselbe uns seit lange wohlbekannt. Wer je im Geiste und mit Andacht sang: o Haupt voll Blut und Wunden, voll Schmach und voller Hohn, — der hat dieß theure Blut gesehen. Aber nur um so bereitwilliger treten wir in den Bereich des Lichts, mit welchem die Worte unseres Abschnitts es beleuchten. Wir hören eine Vergleichung; in ihrem Schooße ruht der Aufschluß des Apostels. Sie versetzt uns in die allerersten Anfänge der heiligen Geschichte: der Heiland als das Gegenbild von Abel, — das ist der Blick, welcher uns eröffnet wird. Mit einer gewissen Eile dringen wir durch alles Nebensächliche und Unwesentliche zu dem Hauptstück vor. Wohl tritt uns eine mannichfache und zum Theil überraschende Aehnlichkeit in's Auge, sobald wir Bild und Gegenbild zusammenhalten. Ein Cain im Großen erscheint auch an der Seite Christi; neben dem innigen Gehorsam Dessen, welcher schon als Knabe sprach, er müsse seyn in dem, das seines Vaters sey, — der äußerliche Satzungsgottesdienst der Pharisäer; sie ergrimmen im Neide, darum weil Gottes Engel von des Menschen Sohne auf-

und niederfahren, während auf ihr eigenes Opfern, Fasten, Beten keine Stimme noch Antwort von oben erfolgt. Aber wir lassen das jetzt. Denn nicht die Personen hat der Apostel mit einander verglichen, sondern lediglich ihr Blut. Ja selbst in diesem engeren Kreise bedarf es einer ferneren Begrenzung. Zwar wenn das Blut des Abel unter beiden Testamenten ein unschuldiges und ein gerechtes heißt: so wird genau dasselbe auch vom Blute Jesu Christi ausgesagt. Was der Verräther bekennt, „ich habe übel gethan, daß ich unschuldig' Blut verrathen habe"; was Pilatus erklärt, „ich bin unschuldig an dem Blute dieses Gerechten"; was Stephanus und Petrus verkündigen, „ihr seid geworden die Verräther und Mörder dieses Gerechten": das Alles empfängt durch den Herrn selbst das Siegel der Bestätigung. Wenn er die versammelten Juden fragt: wer unter euch kann mich einer Sünde zeihen? und darauf zu dem Urtheil übergeht: „aber nach eures Vaters Lust wollet ihr thun, welcher ein Mörder ist von Anfang", — so stellt er sein Blut in das schöne Licht der Unschuld. Und wenn er scheidend in das Drohwort ausgebrochen ist, daß alles gerechte Blut, das je auf Erden sey vergossen worden, über die Häupter seiner Mörder kommen werde: sehet da die unumwundene Erklärung, Er sey das Schlußglied in der Kette der Blutschulden, die bei dem Abel angehoben hat. Aber auch das lassen wir jetzt. Denn nicht Abels Blut und Jesu Blut hat der Apostel mit einander verglichen, sondern nur die Stimmen, welche von dem Einen und dem Anderen ausgehen. „Das besser redet, denn Abels", so lesen wir. Und hierauf beschränken wir uns. Es sind nur zwei Ausdrücke, aber inhaltreiche und gewichtige, welche unsere Andacht beschäftigen werden. Reden, das ist der Eine; besser, so lautet der Andere. Die Fragen stellen sich von selbst. Das Reden ist berechnet auf das Hören. Und wer soll hören? Einmal Gott selbst, dann aber auch die Menschen; dieß Beides werden wir nach einander betrachten. Aber besser reden, — welches ist der Sinn dieser näheren Bestimmung? Sie kann einen höheren

Grad, also einen stärkeren, gewaltigeren, eindringlicheren Ton, sie kann aber auch eine andere Weise, eine lieblichere Melodie bezeichnen; und dieß lasset uns in und mit einander in Erwägung ziehen. Und nun zur Sache!

Daß es zunächst ein Ruf an Gott gewesen sey, der von dem Blute Abels ausgegangen ist, und welchen Inhalt dieser Ruf beschlossen habe: darüber finden wir uns keineswegs auf ein bloßes Vermuthen angewiesen, sondern die Geschichte ertheilt den erwünschten Aufschluß selbst. „Und der Herr sprach zu Cain: Wo ist dein Bruder Abel? Was hast du gethan? Die Stimme seines Blutes schreiet zu mir von der Erde!" Zu mir; also zu Gott, dem gerechten Richter über Alle, zu dem Gotte, von welchem es heißt, der Tod seiner Heiligen sey werth gehalten vor ihm. Und zu mir schreiet sie, klagend und verklagend, gleichwie der Seher des Neuen Testamentes unter dem Altare die Seelen der Erwürgten sahe und vernahm ihren Ruf: Herr, du Heiliger und Gerechter, wie lange richtest du und rächest nicht unser Blut an Denen, die auf der Erde sind? Zu mir schreiet sie, die Sühne der vollbrachten Frevelthat begehrend. So also lautet die ausdrückliche Erklärung Gottes. Aber läßt er nun seinen Zorn entbrennen? reckt er den Arm zur rächenden Vergeltung aus? Nicht wahr, ihr vermisset in dem weiteren Verlaufe der Geschichte die Rechtfertigung einer solchen Erwartung durchaus. Denn was wir vernehmen, daß der Acker fortan dem Mörder sein Vermögen entzog, daß derselbe unstät und flüchtig auf Erden war: das deutet mehr das Sträuben der seufzenden Creatur, welche wider ihren Willen den Mund hatte öffnen müssen, das unschuldige Blut zu empfangen; sie mochte Den nicht ferner nähren und ihm eine Ruhestatt gewähren, durch den das Bruderblut vergossen worden war. Und was der Herr mit eigenen Händen that, daß er das Cainszeichen auf sein Antlitz schrieb: das war viel vollständiger auf seinen Schutz berechnet, als daß es als die Sühne seiner Schuld erscheint. Man sieht, die Sühne hat er einer späteren Zukunft vorbehalten;

jetzt trat, wie der Apostel sagt, die Zeit des Uebersehens unter göttlicher Geduld und Langmuth ein. Wohlan, geschahe es unter diesem Aufschub, daß die Welle des Lebens die Spuren des vergossenen Blutes allmählig verwischt, daß die mancherlei Stimmen, die auf Erden verlauteten, daß das Geräusch der Welt in den Bewegungen ihres Lebens den Schrei desselben überboten hätte? Ja wenn nur die Cainsthat nicht die Losung zu einer ganzen Reihe ähnlicher Schulden geworden wäre; wenn nur Abels Loos nicht alle Frommen, selbst die Boten Gottes an die Welt, getroffen hätte! Wenn nur der Herr nicht zu ganzen Schaaren hätte sprechen müssen: „was wagt ihr, vor mir zu erscheinen? eure Hände sind voll Blutes!" Wenn nur der Sänger nicht hätte beten müssen: „errette mich, o Herr, von den Blutgierigen und Falschen!" Wenn nur die große Strafpredigt des ersten Märtyrers nicht dahin hätte lauten müssen: „ihr Halsstarrigen und unbeschnittenen Herzens, welchen Propheten haben eure Väter nicht verfolgt und getödtet!" Oder geschahe es in der Periode dieses Aufschubs, daß sich der Zorn des Herrn von selbst besänftigte, daß er das Urtheil über die Menschen, „das Dichten ihrer Herzen sey böse von Jugend auf," im Sinne der Ergebung sprach? Als ob er ein Mensch wäre, Er, der da spricht: ich bin G o t t und k e i n Mensch! Oder wenn das nicht, so hat vielleicht Manches, was die Menschen anderweitig thaten, ihn wiederum versöhnt? Ja w a s denn? Etwa ihre Opfer, welche doch die Schuld nicht hinwegnehmen, sondern nur ein Gedächtniß der Sünde stiften konnten! Oder ihre Reinigungen nach dem Gesetze Mosis? Und wenn sie ihre Hände mit Lauge wuschen und mit Ysop zu entsündigen suchten, — dadurch wurden sie nicht rein, denn die leibliche Reinigung, wie überhaupt alle leibliche Uebung, ist wenig nütze! A l s o tönt es darum durch das ganze Erste Testament hindurch: „des Herrn Zorn wird n i c h t n a c h l a s s e n, bis er thue und ausrichte, was er im Sinne hat; — in der Zukunft werdet ihr es wohl erfahren" (Jerem. 23, 20.). Gott hatte Geduld; aber in dieser Geduld

hat er geharrt auf die Vollendung des Maßes, damit alsdann sein Zorn zur Verschaffung der Sühne entbrenne! Und die Zeit ward erfüllet; der Himmel zerriß; Gottes Zorn vom Himmel wurde offenbar über alles gottlose Wesen und Ungerechtigkeit der Menschen, „Otterngift ist unter ihren Lippen, ihr Mund ist voll Fluchens und Bitterkeit, ihre Füße sind eilend Blut zu vergießen." Der Herr sprach: Ich will meinen lieben Sohn senden. Wessen versehen wir uns? Nicht wahr, dessen, worauf der Täufer gefaßt gewesen ist: er wird seine Tenne fegen und die Spreu verbrennen mit ewigem Feuer! Fragt dort der Prophet: „wer ist Der, welcher von Erden kommt mit hochrothem Gewande von Bozra? warum ist so roth dein Gewand, und deine Kleider wie eines Keltertreters?" ja wessen Erwartung sollte nicht mit der Antwort zusammenstimmen, er habe die Völker getreten in seinem Zorne und sie zerstampft in seinem Grimme, also daß ihr Saft an seine Kleider sprützte! Aber sehet da, er kommt nicht, die Welt zu richten, er erscheint als ein Lamm, — keine Waffe in der Hand, keinen Schild vor der Brust. Auch an ihm können sie thun nach dem Gelüste ihres Herzens. Und sie haben an ihm gethan, was sie wollten. Sie haben ihn genommen und erwürgt, auch sein Blut haben sie vergossen. Das war die Erfüllung des Maßes ihrer Väter, auf welches die Geduld gewartet hatte. Und ein Schrei von diesem Blute ging jetzt himmelan, der allerdings die Stimme, die von Abels Blute kam, in ihren Sieg beschloß. Es redete stärker, durchdringender, gewaltiger; und wie die That eines Cain und alle anderen Blutthaten unter dem vorigen Testamente durch diesen neuen, höchsten, beispiellosen Frevel verdunkelt, in Schatten gestellt wurden, gering erschienen: so verstummete das vergossene Bruderblut vor dem Schrei, der ausging von dem Blute des eingeborenen Sohnes. Aber jetzt, wenn je, ist doch die göttliche Geduld zu Ende, nun ist ein Uebersehen nicht mehr möglich, nun wird die Sühne doch gebieterisch begehrt? — Jetzt wird, jetzt muß sie eintreten? — O so lasset es euch

denn sagen: eben kraft dieses Blutes ist die Sühne schon erfolgt! Dieß selbige Blut, in welchem sich das Maß der Sünde erfüllet hat, dieß Blut des unschuldigen und unbefleckten Lammes, dieß Blut des eingeborenen Sohnes vom Vater, Jesu Christi unseres Herrn, — es ist der kostbare Preis, durch welchen alle Blutschuld, von der That des Cain ab, ja alle Missethat, die je von Menschenhänden war begangen worden, gesühnet ist; jetzt ist die Zeit des Zornes vorüber, und der Tag der Erquickung vom Angesicht des Herrn ist gekommen. Sehet da das kündlich große gottselige Geheimniß, welches den Nerv unserer Passionsfeier ausmacht; sehet da das wahre Wesen der bezeugten Gnade: also hat Gott die Welt geliebt; sehet da die Verkündigung, die der Apostel die thörichte Predigt von dem Gekreuzigten nennt, durch die es aber Gott gefallen habe, selig zu machen, so daran glauben. Ja dieß Blut, welches stärker redet, denn Abels, es redet eben auch besser, in einem anderen, lieblicheren Tone; es ist das Blut der Versöhnung, welches von dem Vater Gnade für die Welt begehrt, und das sich an dieselben Menschen mit der Bitte und Ermahnung wendet: lasset euch versöhnen mit Gott!

Dieß ist die andere Seite der Sache. Auch zu den Menschen redet das vergossene Blut; und das Blut Jesu redet besser zu ihnen, als das des Abel. Aber hier müssen wir nun nach einer anderen Ordnung verfahren, als welche wir bisher befolgt haben. Hier gilt es, von den besseren, den lieblicheren Lauten den Ausgang nehmen. Vorwurfsvoll wandte sich das Blut Abels an seinen Mörder, er fühlte den Stachel dieses Vorwurfs sein Lebenlang inmitten der Zerstreuungen eines unstäten und betriebsamen Lebens; vorwurfsvoll wendet sich dasselbe an Alle, welche mehr oder weniger von cainitischen Gelüsten betreten werden: Jesu Blut wandelt die Rede des Vorwurfs in die der Erquickung. Wie ist es in solchen Lauten doch schon an Die ergangen, durch welche es unmittelbar vergossen ward! „Sein Blut komme über uns und über unsere Kinder“, so

hatten sie einmüthig geschrieen; und das ist die vergeltende Antwort: es soll über euch kommen, aber in Gnaden, denn euer und eurer Kinder ist diese Verheißung! Israel hat an Jesu gethan, wie die Söhne Jakobs gethan haben an Joseph: und Jesus redete in seinem Blute zu Israel, wie Joseph geredet hat zu seinen Brüdern. Sie haben ihn verrathen und verkauft; sie haben seinen Rock in Blut getaucht und bringen ihn dem Vater. „Ist das deines Sohnes Kleid?" „Ein wildes Thier wird ihn zerrissen haben." Ja wohl, ein wildes Thier, die ungezähmte Leidenschaft in Menschenbrust. Aber der Schatten seiner Gestalt verfolgt sie überall; bei jeder Verlegenheit heißt sie der Wurm, der nicht sterben will, bekennen: jetzt wird unseres Bruders Blut von uns gefordert. Und noch nach Jahren, da sie mitten im Genusse der Güter Egyptens leben, beschleicht die bange Sorge sie: jetzt wird uns Joseph gram seyn, jetzt wird er uns vergelten alle Bosheit, die wir an ihm gethan haben. Aber wie spricht Joseph selbst? Er bricht in Thränen aus und sagt: ihr gedachtet es böse zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen, auf daß durch eure That eine Errettung erfunden würde für Viele! Sehet da dieselbe Sprache, die auch Jesu Blut im Angesichte seiner Mörder führt. Und der Apostel wird der Dollmetsch. Er tritt auf vor dem versammelten Volke. Anheben kann er freilich nicht anders, als im Tone des Vorwurfs. „Ihr habt den Heiligen und Gerechten verleugnet, und batet, daß man euch den Mörder schenkte." Aber wie bald wandelt er seine Stimme! Und er muß es wohl! Er hat ja das Blut des Neuen Testamentes verstanden, er hat seine Rede gehört und wohl gefaßt! Er weiß, in diesem Blute hat sich erfüllt, was durch den Propheten geweissagt ist: zu der Zeit wird das Haus Davids und die Einwohner zu Jerusalem einen offenen Born haben wider die Sünde und Unreinigkeit. Darum entbietet er Denen, deren Hände noch rauchen vom vergossenen gerechten Blute, das Wort des Trostes: ihr habt es gethan durch Unwissenheit; ihr seid des Bundes Kinder, den Gott gemacht hat

mit euren Vätern, euer und eurer Kinder ist diese Verheißung, und Aller, die ferne sind, welche Gott, unser Herr, herzurufen wird. Aller, die ferne sind, fern nach Raum und nach Zeit, — an allen Orten der Erde, an jedem Punkte der künftigen Entwickelung, so lange die Erde steht und so lange es heute heißt. Für euch vergossen, aber auch für Viele zur Vergebung der Sünden; die Vergebung unserer Sünde, aber nicht der unsrigen allein, sondern auch der ganzen Welt! Das ist die liebliche Weise, die süße Melodie, der Harfenton des Blutes, welches besser redet, denn Abels. Aber allerdings besser nun auch in einem anderen Sinne; besser, nemlich lauter, stärker, durchdringender; mit der unnachsichtigen, Leichtsinn und Gleichgültigkeit schlechthin ausschließenden Ladung, Mahnung, Forderung: jetzt gilt es, jetzt tretet herzu, jetzt waschet eure Kleider helle in dem Blute des Lammes, jetzt reiniget eure Hände, ihr Sünder, jetzt machet keusch eure Herzen, ihr Wankelmüthigen, jetzt löset die Gewissen von den todten Werken, zu dienen dem lebendigen Gotte! Wehe dem, der das Blut Jesu gemein und unrein achtet, wehe dem, der dieses Blutes schuldig wird! Weigert euch dessen nicht, der da redet, ihr könnet sonst nicht entfliehen. Dieß Blut hat den Zorn gesühnt; wer aber die Sühne verachtet, der fachet die Flamme eines neuen Zornes an, von dem geschrieben steht: fürder habt ihr kein anderes Opfer eurer Sünde, sondern ein schreckliches Warten des Gerichts und des Feuereifers, welcher die Widerwärtigen verzehren wird. Dieß ist die laute Stimme, die sich an uns wendet und unvergleichlich durchdringender redet, als selbst die Stimme des Gewissens. Ueberallhin verfolgt sie uns, wenn wir auch Flügel der Morgenröthe nähmen und betteten uns in die Hölle; und nicht eher mag sie ruhen, als bis wir uns aufmachen und treten den Weg zu dem gewiesenen Ziele an! So sind wir von selbst hart an der Grenze unserer zweiten Aufgabe angelangt. Es gilt, den Weg zu diesem Ziele zu verfolgen. Aber in der That, so einfach ist diese zweite Aufgabe nicht, wie sie dem nächsten

Blicke erscheinen mag. Knüpfen wir an das wieder an, was wir zu Anfang ausgesprochen haben. Man kann sich täuschen, gründlich täuschen, sowohl über die Willigkeit, den geforderten Gang anzutreten, als auch über die wahre Antwort auf die Frage, ob man ihn schon vollendet habe. So werden wir müssen bemüht seyn, ebensowohl jener Täuschung zu wehren, als auch die Weise deutlich zu bezeichnen, wie wir den Segensgang vollziehen mögen.

Gewiß, wir begegnen uns Alle in dem Ausrufe: wer wäre nicht geneigt, den Gang zu diesem Blute anzutreten, welches besser redet, denn Abels! Wen triebe es nicht von selbst an diese Stätte, ohne daß es eines drängenden Steckens von außen, oder gar einer stachelnden Drohung bedürfte! Wer betete nicht: errette mich von den Blutschulden, Gott, der du mein Gott und Heiland bist, auf daß meine Zunge deine Gerechtigkeit preise, und mein Mund deinen Ruhm verkündige! Wer sehnete sich nicht, rein zu werden von Flecken, die das Auge verletzen, und frei von Lasten, die das Leben verbittern und verzehren! Es wird uns gesagt: waschet euch, reiniget euch! Aber wir müssen klagen: und wenn wir Schneewasser nähmen, so würden wir doch nicht rein; und wenn wir Wassers genug in unserem Haupte hätten und unsere Augen Thränenquellen wären und wir weineten Tag und Nacht, es wäre uns nichts nütze. Da wird uns nun verkündiget: und wenn deine Sünde blutroth wäre, soll sie doch weiß werden wie der Schnee; und wenn sie gleich ist wie Scharlach, so soll sie doch wie die Wolle werden. O wo diese Verheißung ertönt, und den Hall der Posaune, das Rollen des Donners übertönt, — da spricht nicht allein der Geist und die Braut, sondern ein Jeder, der es höret: komm! Aber es ist die Frage, ob die Willigkeit zur wirklichen That gedeihe. O wie selten wird sie in Wahrheit vollzogen; wie oft muß die Phantasie sie ersetzen; und welch' ein reicher Stoff ist in der Christenheit für die schmerzliche Klage vorhanden, daß es an einem wesentlichen Verhältnisse zu dem Blute Jesu Christi,

an einer wahrhaftigen Berührung mit demselben noch gebricht. Da reden sie wohl von der Fülle des Trostes, welcher in dem Versöhnungsleiden des Herrn beschlossen sey; da versichern sie wohl, in ihm allein den dauerhaften Grund des Friedens und der Hoffnung zu besitzen: aber nur von ferne betrachten sie das Blut, welches vergossen ist zur Vergebung der Sünden; nur an den Pfosten der Thür soll es haften, damit der Verderber vor unserem Hause vorübergehe! Klären wir unsere Gedanken durch eine naheliegende Vergleichung. Sie wird nicht minder den Ernst wie das Wesen des rechten Kommens deuten können. Es heißt in unserem Abschnitt: „Ihr seid gekommen —." Mit denselben Worten hebt ein anderer Ausspruch an. „Ihr seid gekommen", so schreibt der Apostel Petrus, „zu dem lebendigen Steine, von dem der Herr gesagt: siehe da, ich lege einen auserwählten köstlichen Eckstein in Zion, und wer an ihn glaubt, soll nicht zu Schanden werden." Und wie fährt er fort? „Auch ihr, als die lebendigen Steine, bauet euch zum geistlichen Hause, zu opfern geistliche Opfer, die Gott angenehm sind durch Jesum Christum!" Nur die das gethan, sind wirklich zu dem köstlichen Eckstein gekommen. Wer aber wird nach dieser Regel zu dem Blute Jesu gekommen seyn? Hier ist der Ort, wo wir auf die nähere Bezeichnung achten müssen, die diesem Blute gegeben wird, — wir haben sie bis jetzt mit Absicht übersehen; — dasselbe heißt das Blut der Besprengung! Ja dazu ist es bestimmt. Es ist vergossen für Viele zur Vergebung der Sünden; aber nur über Die kommt dieser Vielen zugedachte Segen, welche die Besprengung durch dasselbe erfahren haben; und sie allein sind wirklich zu dem Allerheiligsten gekommen. Und nun denn also unsere letzte Frage, — welches ist der Weg, der dazu führt?

Wenn man ihn im Allgemeinen als den Glaubensweg zu bezeichnen pflegt, so ist diese Antwort zwar die unzweifelhaft richtige; aber ist es kein bloßes Bild, da der Apostel von einer Besprengung redet, sondern liegt in diesem Ausdrucke Etwas wesenhaftes: so muß es möglich, so wird es auch nöthig seyn,

eine bestimmtere Anweisung zu ertheilen. Lasset uns nochmals auf die Geschichte zurückgehen, aus welcher der Apostel die lehrhafte Vergleichung entnommen hat. Wer wurde da mit Blut benetzt? Nicht Abel, sondern Cain. Das Blut kam an seine Hand, es fiel auf sein Gewissen. Cain wurde dadurch befleckt; der Zorn Gottes blieb über ihm und der Fluch hat ihn begleitet. Das Blut Jesu Christi macht keine Flecken, sondern wohin es gesprengt wird, da entsteht Reinheit, Klarheit; es nimmt die vorhandenen Flecken hinweg. Es nimmt sie hinweg in Wahrheit und Wirklichkeit, während das Opferblut im ersten Testamente und die Asche von der Kuh gesprengt nur in schattenhafter Weise die Unreinen zur leiblichen Reinigung geheiligt hat. (Hebr. 9, 13). Wohlan, wie ging es zu, daß Cain befleckt wurde mit Blut? Es geschah kraft seiner That! Nun denn, nicht anders wird es sich verhalten auf Seiten des köstlichen Gegenbildes. Kraft einer That, die wir vollbringen, werden wir besprengt mit dem Blute Jesu Christi. Und welcher That? Irgend eines Werkes für Gott vollbracht, zu seiner Ehre und Verherrlichung? Oder irgend eines Werkes im Dienste der Liebe zu den Brüdern gethan? Weder das Eine noch das Andere würde uns zum Ziele bringen. Aber Eine That wissen wir zu nennen, und nur die Eine, die es leisten mag, — es ist mit Einem Worte die Glaubensthat! Lasset uns den Ausdruck recht verstehen. Wir meinen den Glauben, aber ihn als eine That; wir meinen eine wirkliche That, aber eben sie als bloßen Glauben. Anders vermögen wir darüber nicht zu reden, es wird sich aber auch in Worten schwerlich anders sagen lassen. Hat sich doch der Herr selbst in jenem euch bekannten Zusammenhange so und nicht anders ausgesprochen. Was antwortet er den Juden in der Schule zu Capernaum auf ihre Frage: was sollen wir thun? Er sagt: das ist Gottes Werk, daß ihr an Den glaubet, den er gesandt hat, — das Werk der Glaube, und das Glauben ein Werk! Worin aber in unserem Zusammenhange dieß Werk, das wir vollbringen sollen,

bestehe, — das fragt wohl Keiner unter uns. Wer sich im Glauben an den Gekreuzigten, in der Kraft seines vergossenen Blutes, in der Tiefe seines Herzens von der Sünde scheidet, — Sünde, dir entsage ich, Jesu, dir ergeb' ich mich, — der ist zum Blute der Besprengung gekommen; und wer in stetiger Wiederholung dieser Glaubensthat bei täglichem Bekenntniß seiner Sünde die Reinigung von aller Untugend in diesem Blute Jesu Christi sucht, der ist bei dem erreichten Ziele geblieben. Wohlan, das ist das Eine Nothwendige, wozu dem Christen die Feier der Passion gedeihen, wozu auch uns die dießjährige Feier derselben hat frommen sollen. Es ist die einzige dauerhafte Grundlage, die unerläßliche Bedingung für jede andere heilsame und gesegnete Bewegung. Wir kehren zurück zu unserem Ausgangspunkte; aber so, daß wir zugleich den Blick der Theilnahme auf unserer scheidenden Jugend beruhen lassen. Wir haben daran erinnert, daß der Apostel in diesem Briefe auch noch andere Richtungen genannt hat, die unser Fuß um des Kreuzes Christi willen einzuschlagen habe. Wir sollen herausgehen außer dem Lager, um die Schmach des Herrn zu tragen, der außen vor dem Thore gelitten hat; — und wer möchte es der christlichen Jugend verheißen, ja wer möchte es ihr nur wünschen, daß sie vor dieser Schmach behütet bleibe! Wir sollen eingehen in das Heilige, haltend an dem Bekenntnisse der Hoffnung, und uns einander wahrnehmend mit Reizen zur Liebe und zu guten Werken; — und in das Heilige des Berufes, des christlichen Berufes einzugehen, um auf dieser Bahn ein Liebesleben zu vollenden und in guten Werken Andere zu den guten Werken zu erwecken: das ist ja das, was unserer Jugend fortan vorhanden kommt. Aber lasset es euch nun verkündigt und betheuert seyn: keine dieser Richtungen werdet ihr im Segen und mit Erfolg einschlagen, es sey denn, daß ihr vor allem anderen zum Blute der Besprengung gedrungen seyet. Dann und nur dann sind wir überhaupt zu dem Berge Zion, zu der Stadt des lebendigen Gottes, zu der Gemeinde der vollendeten Ge-

rechten herzugetreten. Nur dann, dann aber auch gewiß, haben wir denselben Anblick, welchen der Seher des Neuen Testamentes geschildert hat: „und ich sahe ein Lamm stehen auf dem Berge Zion und mit ihm viele Tausende; und ich hörete eine Stimme vieler Harfenspieler, die ein neues Lied auf ihren Harfen spieleten.“ Dann endlich können wir selbst das neue Lied des Evangeliums mit Dank und Freude anstimmen, und im Geist und in der Wahrheit mit einander das Lobopfer unserer Lippen darbringen: das Lamm, das erwürget ward, ist würdig, zu nehmen Kraft und Weisheit, und Reichthum und Stärke, Lob, Ehre, Preis und Gewalt von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

Kindesbeten.

Zur Vorfeier der Pfingsten.

Evangelium Matthäi Cap. 7. V. 7—11.

„Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgethan. Denn wer da bittet, der empfähet; und wer da suchet, der findet; und wer da anklopft, dem wird aufgethan. Welcher ist unter euch Menschen, so ihn sein Sohn bittet um's Brot, der ihm einen Stein biete? oder so er ihn bittet um einen Fisch, der ihm eine Schlange biete? So denn ihr, die ihr doch arg seid, könnet dennoch euren Kindern gute Gaben geben: wie viel mehr wird euer Vater im Himmel Gutes geben Denen, die ihn bitten!"

Sehet da einen Abschnitt, welcher dem heutigen Sonntage, dafern wir an den Namen, den er trägt, gedenken, in einer sonderlichen Weise zugehört. Er heißt Exaudi, Herr, erhöre uns: und nicht leicht werdet ihr ein anderes Schriftwort finden, welches so geflissentlich darauf bedacht und so vollkommen dazu ausgestattet wäre, die Ueberzeugung von dem sicheren Erfolge des Gebets in uns zu pflanzen und zu befestigen. Aber indem wir dasselbe eurer gegenwärtigen Andacht darbieten, so wünschen wir allerdings einem tieferen Bedürfniß zu genügen, als daß wir bloß der Bedeutung dieses Sonntages im Laufe des Kirchenjahres Rechnung tragen. Die Gemeinschaft, die wir mit unserem Vater im Himmel haben, findet ihre Pflege wesentlich im Beten; und wiederum die Frische, Freudigkeit und Stetigkeit des Betens hangt an dem Maße, in welchem wir auf dessen Frucht und Wirkung mehr oder minder zuversichtlich hoffen. Du bist es, der Gebete erhört: so äußert sich daher die Frömmigkeit des Sängers; und darum, so fährt er fort, ja darum kommt alles

Fleisch zu dir. Giebt es nun aber in dieser Hinsicht so manche Zweifel und Bedenken, finden sich dieselben auch noch in Gemüthern, wo wir sie kaum erwartet hätten, haben selbst wir sie noch nicht vollständig überwunden, wie wenig wir dieses Mangels auch geständig seyen: so darf der Versuch, sie immer mehr zu beseitigen, einer bereitwilligen Aufnahme gewärtig seyn. Aber verfolgen wir nun heute diesen Zweck, so würden wir die wahre Aufgabe verkennen und Streiche führen in die Luft, wenn wir es unternähmen, die Einwürfe zu bekämpfen, welche von Seiten der verständigen Erwägung erhoben werden. Daß sich alle Die in einer Selbsttäuschung befinden, welche vorgeben, daß sie das Gewicht derselben empfänden, das lassen wir auf sich beruhen: aber den Umstand darf die christliche Predigt nicht außer Acht lassen, — denn er ist für sie nicht allein bestimmend, sondern selbst bindend —, daß die Schrift nie den geringsten Anlauf nimmt, nach dieser Seite widerlegend und rechtfertigend zu verfahren. Daß Gott Gebete erhöre, das setzt sie überall voraus; der Herr tritt als der Bürge dafür ein, er läßt sein Wort dafür zum Pfande; und wer es nun glaubt, daß er vom Himmel gekommen sey, daß er des Vaters Wege und Ordnungen kenne, ja wer ihn je hat rühmen hören, „Vater, ich weiß, daß du mich allezeit erhörest", — der ist zum Widerstande gegen die Bedenken des Verstandes vollkommen ausgerüstet. Es ist ein ganz anderes Gebiet, auf welches wir uns begeben müssen, um unseren Dienst erfolgreich auszurichten, dasselbige Gebiet, auf welchem die Worte des heutigen Abschnitts sich bewegen. Bittet, und ihr werdet nehmen: so steht geschrieben; also bittet, ihr werdet es erleben, daß ihr das Erbetene empfanget: es ist der Bereich der Erfahrung, in welchem wir unseren Standort nehmen müssen. Ja sehet da den fruchtbarsten Boden, auf welchem die Dornen des Zweifels erstehen. Nicht etwa Einzelne, sondern große Schaaren hören wir in die Klage ausbrechen: wir haben gebetet, so heiß und innig, daß wir die ganze Seele in die Bitte legten; so unablässig, ohne müde oder ungeduldig zu werden, —

Herr, hilf; Herr, gieb: aber siehe, da war keine Stimme noch Antwort, und Hand und Schooß sind leer geblieben! Wohlan, an Solche, die aus diesem Grunde zweifeln, möchten wir uns heute wenden; wir sind gewiß, sie sind es, die der Herr bei diesem seinen Unterrichte im Auge hat. Wäre nemlich das seine ganze Absicht gewesen, nur überhaupt den Glauben an die Erhörung des Gebets in den Gemüthern zu beleben, so würde das Gleichniß, auf welchem der Schwerpunkt des Beweises ruht, in einer ganz anderen, in einer viel einfacheren Gestalt erscheinen; es würde alsdann nur dahin lauten, daß, wenn schon ein menschlicher Vater die Bitten seines Kindes erfülle, der Vater in der Höhe viel gewisser so verfahren werde. Nun aber wird ausdrücklich aufgezählt, was das bittende Kind von dem Vater begehre und zur Stunde empfange; und ebenso ausführlich wird gesagt, was ihm der Vater nimmermehr verleihen möge. Durch diese Weise der Darstellung hat Christus die Ursache enthüllt, weßhalb so manche Bitte unbefriedigt bleibt und bleiben muß: aber er hat zugleich die Erhörung des Gebets gegen alle Einwendungen gerechtfertigt, die auf Grund der Erfahrung erhoben werden; noch mehr, er hat gelehrt, wie das Gebet erschallen müsse, um der Erhörung unbedingt gewiß zu seyn. Es ist leicht, den Ausdruck zu finden, welcher den ganzen Umfang dieser Bedingungen umschließt. Was wir hier lesen, ist nur die Anwendung von einer umfassenderen Unterweisung, welche in einem anderen Zusammenhange ertheilt wird. Da sprachen die Jünger: Meister, wer ist der Größeste im Himmelreiche? Und Jesus nahm ein Kind, stellete es mitten unter sie und sprach: es sey denn, daß ihr euch umkehret und werdet wie die Kinder, so könnet ihr nicht in das Reich Gottes kommen; wer sich aber selbst erniedriget wie dieß Kind, der ist der Größeste im Himmelreich. Fordert er dort den kindlichen Sinn überhaupt, so in unserem Abschnitt die Kindlichkeit im Beten, — ihr sey die Pforte der Erhörung aufgethan. Das ist der Nerv der heutigen Worte; das sey der Mittelpunkt unserer Exaudibetrachtung.

Die Verheißung des kindlichen Gebets soll uns beschäftigen. Wir erwägen erstens des Kindes Bitte; und zweitens des Vaters Gabe.

Kindliches Gebet, — was haben wir darunter zu verstehen? Bereiten wir uns dadurch eine ebene Bahn für die Betrachtung, daß wir dasjenige ausscheiden, was dem Geiste des Abschnitts widerstrebt. Kindliches Gebet —: da eröffnet sich uns vielleicht der Blick auf die Unbefangenheit und Zutraulichkeit, auf die sorglose Zuversicht, mit welcher das Kind vor dem Angesichte seines Vaters erscheint; und wir sehen darin ein Sinnbild jener Forderung, die der Apostel an die Beter stellt: der Mensch bitte im Glauben und zweifle nicht; denn wer da zweifelt, der ist gleich wie die Meereswoge, die vom Winde getrieben und gewebet wird; er wähne nicht, daß er Etwas von dem Herrn empfahen werde. Wohlan, das lassen wir durchaus bei Seite; denn nicht auf die Weise, wie gebetet werden soll, sondern lediglich auf den Gehalt der Bitten, von denen Kindeslippen übergehen, weist uns der Zusammenhang der Worte. Aber greifen wir auch nach einer anderen Seite nicht zu weit. Kindesbitten: — da erheben wir vielleicht das Auge auf die heiligen Bitten echter Gotteskinder, die aus wahrhaft reinem Herzen, aus dem von obenher geweihten Munde gehen, die engelgleich und ungehindert in die Höhe steigen, in denen Gottes eigener Geist die Betenden vertritt; — wie allerdings der Heiland anderweitig spricht: „so ihr in mir bleibet und meine Worte in euch bleiben, so werdet ihr bitten was ihr wollet, und es wird euch widerfahren;" oder wie auch der Apostel Einer sagt: „was wir bitten, werden wir von ihm nehmen, denn wir halten seine Gebote und thun was ihm wohlgefällig ist," — in christlicher Verklärung jenes Psalmenworts, „so ich Unrechts vorhätte in meinem Herzen, so würde mich der Herr nicht hören." Mag es euch zunächst befremden: selbst diese Seite schließen wir entschieden aus! Das Kind, das hier in's Mittel tritt, wird keineswegs als Gleichniß einer höheren Stufe hingestellt, sondern in

seiner unmittelbaren Erscheinung ist es das Vorbild, nach dessen Regel wir uns halten, nach dessen Bitten wir verfahren sollen. Noch mehr: das Gute, wovon der Herr sagt, daß der menschliche Vater es dem Sohne, daß der himmlische Vater es den bittenden Menschenkindern nicht versage, — nicht dem Argen und Schlechten, sondern lediglich dem Unnützen und Verderblichen steht es gegenüber; nicht die Unschuld des Kindes, das seine Hand nach keinem sündlichen Besitze ausstreckt, sondern seine Weisheit und sein Takt, der alles Schädliche verschmäht, erscheint als unser Musterbild. Das also ist der Standort, welchen wir einnehmen. Ob wir denselben werden behaupten können? Sind wir doch gewohnt, dem Kinde gerade diese Gaben abzusprechen! Oder wäre sein Auge wirklich so scharf, daß es die guten Perlen von den scheinbaren unterscheiden, und so weitreichend, daß es prüfen möge was das Beste sey? Wie lautet doch die echte Kindessprache? „Ich weiß nicht weder meinen Eingang noch meinen Ausgang"; — „was soll ich für mich wählen? o wähle du für mich!" Wo wäre das Kind, welches nicht gleich jenen launenhaften am Markte sitzenden Kleinen die thörichten Wünsche zu thörichten Bitten gestaltete? Und wo wäre der Vater, der ihm nicht antworten müßte, wie der Herr dem Jüngerpaare erwidert hat: „ihr wisset nicht, was ihr bittet", der nicht auf die bittere Beschwerde die deutende Rüge zu ertheilen hätte: du bittest und empfängst nicht, darum weil du übel bittest! Aber wir lassen uns dadurch nicht irre führen. Sehen wir die Worte schärfer an. Nicht so spricht der Herr: bittet, wie ein Kind zu bitten pflegt; er stellt uns mithin nicht das Kind überhaupt als Muster dar; sondern genau so, wie wir in jenem verwandten Abschnitt lesen, „wer sich nun selbst erniedrigt wie dieß Kind" (dieß Kind, nicht: ein Kind, Matth. 18, 4.): so ist es auch hier das Kind mit einer sehr bestimmten Bitte, mit einer wahrhaft kindlichen Bitte, von dem wir lernen sollen. Kurz, unser Vorbild ist das Kind, welches den Vater bittet um Brot und um Fisch! In diesen scharf

begrenzten Kreis werden wir gewiesen; begeben wir uns in seine engen Schranken mit dem Vertrauen, daß sich uns eben da eine fruchtbare Wahrheit erschließen werde.

Brot und Fisch. In der That, das müssen gute Gaben seyn. Die eigene Hand des Heilandes hat sie dargereicht. Als sich viel Volk in der Wüste um ihn gesammelt hatte und er wollte sie nicht ungespeist entlassen, damit sie nicht verschmachteten auf dem Wege: da segnete er Brot und Fisch, und hieß es unter die Tausende vertheilen. Und in den Tagen seiner Auferstehung spricht er zu den Jüngern: kommet und haltet das Mahl; und er nimmt das Brot, und giebt es ihnen, desselbigen gleichen auch den Fisch. Aber es wären dieß doch immer nur Beispiele guter Gaben, mithin auch die Bitte um dieselben nur ein Beispiel echter Kindesbitten, — ein Beispiel, welchem man andere ähnliche anreihen kann, — wie der Herr selbst es einmal gethan hat: — „wo bittet unter euch ein Sohn den Vater um ein Ei, der ihm einen Scorpion dafür biete?" Und was würde nun das Allgemeine seyn, das sich in diesen Einzelfällen spiegelt? Nehmen wir immer an was sich zuerst darbietet: es ist eine bescheidene Bitte, die auf solche unscheinbare Gaben geht; es ist die Bitte eines Kindes, das sich selbst erniedrigt, das sich zu bescheiden weiß. Nehmen wir das immer an: denn schon in diesem nächsten Sinne sind die Worte voller züchtigender Lehre für uns Alle. Denen es zugerufen werden muß, „trachtet nicht nach hohen Dingen, sondern haltet euch herunter zu den Niedrigen"; die da gestraft werden müssen, „du begehrest die großen Dinge, begehre es nicht"; denen das bekannte Gebet in's Gedächtniß muß gerufen werden, „Reichthum gieb mir nicht, Armuth gieb mir nicht, laß mich mein bescheidenes Theil dahinnehmen": sie müssen auch nach dieser Seite lernen kindlich beten. Aber recht genügen will uns freilich diese Deutung nicht. Ist es doch oft gar schwer, die Grenze zu ziehen, wo die wahre Bescheidenheit aufhört und wo sie zu jener verwerflichen Demuth wird, die zwar den Schein eines gottseligen Wesens trägt, aber

ohne dessen Kraft. „Du hast ein Hartes erbeten", so heißt es in dem euch bekannten Zusammenhange: gleichwohl erfolgt die Zusage, „es mag wohl seyn." „Herr, nimmermehr sollst du mir meine Füße waschen", spricht Petrus in der Leidensnacht; aber welch' ein Mißverstand in dieser Selbstbescheidung! Indeß ohne unser Zuthun gestaltet jene nächste Antwort sich von selbst bestimmter. Brot und Fisch, — das weist auf ein empfundenes Bedürfniß. Es ist das Nöthige, das Unentbehrliche, was wir das Kind begehren hören. Das giebt demselben die Zuversicht, bittend zu dem Vater hinzutreten, — es fühlt, daß es der Gabe nicht entrathen könne. Das bestimmete jene Wittwe, den ungerechten Richter immer wieder anzugehen, „rette mich von meinem Widersacher", — sie wußte ihre ganze Existenz gefährdet. Das trieb den Freund bei nächtlicher Weile zu seinem Freunde, „leihe mir drei Brote", — er sahe, daß er sonst die Pflicht gastfreier Liebe nicht erfüllen möge. Aber empfinden wir selbst hieran eine wirkliche Befriedigung? Wir könnten es doch nur dann, wenn die Natur nicht vielfach in die Unnatur verwandelt wäre. Der Ausdruck des Bedürfnisses erscheint so klar und so durchsichtig; — aber wenn es nur nicht so viele gemachte, so viele eingebildete Bedürfnisse gäbe; wenn nur nicht ganz entbehrlichen Dingen gegenüber aus gar manchem Munde die Sprache verlautete: muß ich selbst hierauf verzichten, — was soll mir noch das Leben, das blanke, nackte Leben, das nothdürftige Bestehen! Wie werden wir uns darüber klar, was wirkliches Bedürfniß sey? wie werden wir in dieser Hinsicht wieder wie die Kinder? Lasset euch die schlichte, aber ausreichende Regel gefallen: das ist ein wirkliches Bedürfniß, wo du Etwas begehrest zum unmittelbaren Gebrauche, wo du begehrest, was du zur selben Stunde genießen willst; — dagegen das liegt außerhalb des gewiesenen Kreises, was du in das Schweißtuch verbergen, was du sammeln willst, es sey für die nähere, es sey für die entferntere Zukunft. Ist das nicht kindlich? Ist es nicht des Kindes Weise, in der Gegenwart zu leben, ohne Vorsorge zu

treffen für die Zukunft? das Manna zu nehmen und zu genießen, ohne es zu bewahren für den morgenden Tag? Merket auf einen Umstand, der das erwünschte Licht auf diese Frage fallen läßt. Zwei Stücke stellt die Schrift einander unter beiden Testamenten gegenüber, als die sich gegenseitig ausschließen, beschränken, verscheuchen, — die Sorge und das Beten! „Sorget nicht, sondern in allen Dingen lasset eure Bitte vor Gott kund werden." Wer da sorgt, der betet nicht; wer da betet, sorget nicht. Und warum stimmen beide nicht zusammen? Weil die Sorge auf die Zukunft geht, während das Beten, das kindliche Beten, das unmittelbare Bedürfniß, die dem gegenwärtigen Tage beschiedene Plage ausschließlich in's Auge faßt. Darauf kommen wir denn hinaus, und wir halten es fest: das ist ein kindliches Beten, welches aus dem empfundenen Bedürfniß hervorgeht und dessen unmittelbare Befriedigung begehrt. Solche Bitten sollen wir vor Gott kund werden lassen, darin soll unser Gebetsleben aufgehen, — und die göttliche Erhörung ist uns unbedingt gewiß.

Aber räumen wir es ein, daß es einen lieblichen Anblick gewähre, wenn solche Kindesbitten vor dem Vater im Himmel erscheinen: könnte das ein Vorbild seyn für alle Stufen der Entwickelung? sollen in diesem Sinne auch die Männer heilige Hände aufheben ohne Zorn und Zweifel? Sind nicht die Schranken doch vielleicht zu eng gezogen? Und wer nach dieser Regel verfahren will, drohete dem nicht eine andere Gefahr? Zwar die wohl nicht, welche uns zuerst in Gedanken kommt, daß die Unbefangenheit des Betens darunter leiden dürfte; denn wir achten es nicht als Verlust, sondern als Gewinn, wenn wir erst prüfen, sichten, sondern, und alsdann zum Bitten übergehen. Aber vielleicht die andere, daß unser Gebetsleben zu arm, zu dürftig ausfallen, oder die noch bedenklichere, daß es einmal ganz in unserem Herzen schweigen, ausgehen könne, und daß die Worte des Herrn, „euer Vater im Himmel kennet euer Bedürfniß, ehe denn ihr ihn darum bittet", bei uns die leichte und doch

so schwere Veränderung erleiden, „Er kennet es, er befriedigt es, auch ohne daß ihr darum bittet"? Wir wollen uns nicht auf die Auskunft zurückziehen, daß eine Blüthe, welche aus der Willkür hervorgegangen wäre, daß eine Mannichfaltigkeit, welche Heilsames und Heilloses, Nothwendiges und Unnützes mit einander beschließt, mehr einer Wüste, als dem Ackerfelde ähnlich ist; auch darauf wollen wir nicht beruhen, daß das täglich wiederkehrende Bedürfniß dem besitzlosen Kinde die unablässige Nöthigung zum Bitten auferlegt: lassen wir das Alles, denn die Worte unseres Abschnitts setzen uns in den Stand, bestimmter zu antworten. Da müssen wir aber für einen Augenblick das begründende Gleichniß verlassen, und unsere Andacht den vorangehenden Verheißungen zuwenden. „Bittet, so werdet ihr nehmen; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgethan." Ist das eine bloße Häufung der Worte, ein Wechsel der Bilder, zur Deutung Eines und desselben Gedankens? Oder liegt der dreifachen Form des Gelöbnisses ein Tieferes zu Grunde? Daß sich der Begriff des Gebets durch das Ganze hindurchziehe: darüber kann allerdings kein Zweifel seyn; das aber mögen wir nicht einräumen, daß auch das Suchen und das Anklopfen ohne weiteres das Beten bezeichne, daß etwa das Suchen ein anhaltendes, das Anklopfen ein ungestümes Bitten sey. Nicht Alle bitten, — ach es bittet eine viel geringere Zahl, als ihr vielleicht annehmet. Wohl aber suchen Alle, und Alle klopfen an. Denn was heißt suchen? Wer da suchet, der will nicht empfangen, sondern finden; er will finden, wovon er weiß, daß es vorhanden sey, nur daß er die Stelle nicht kennt, wo es zu finden ist. Und was heißt anklopfen? Wer anklopft, der will nicht empfangen, er will auch nicht finden; sondern er selbst will zu irgend einem Ziele, an irgend einen Ort gelangen. Wir sagen: Alle suchen, ja es ist Niemand, der nicht in beständigem Suchen begriffen wäre; und Alle jagen irgend einem Ziele nach, in welchem sie zur Ruhe kommen, wo sie ihres Bleibens haben wollen. Aber nicht Alle bitten. Und was will der Herr nun

damit sagen, daß er das Dreifache an einander reiht? Nichts anderes als dieß, daß alle diese Bewegungen des Lebens vom Gebete getragen werden sollen. Wer da suchet, — er soll suchen im Beten; wer da anklopft, — er soll anklopfen durch Beten. So viel liegt zu Tage, daß in diesem Falle auch unser Suchen und Anklopfen, anstatt seiner Hast und Unruhe, anstatt seines Rennens und Laufens, in einer einfachen Weise erscheinen und nicht minder auf das Nothwendige, auf das wahre Bedürfniß würde berechnet seyn, als das kindliche Bitten. Kein Suchen als auf's Ungewisse, sondern auf die Güter hingerichtet, welche die Apostel bezeichnen, — Jakobus, da er schreibt: meine lieben Brüder, so Jemand unter euch Weisheit mangelt, der bitte von Gott; und Paulus, da er seine Knie beuget gegen den Vater Jesu Christi, „daß er Kraft verleihe nach dem Reichthum seiner Herrlichkeit, stark zu werden durch seinen Geist an dem inwendigen Menschen." Und kein Anklopfen an verschiedenen Thüren, sondern das Hinstreben zum Hause Gottes, zum ewigen Leben, zu des Herrn Freude, „auf daß uns reichlich dargereicht werde der Eingang zu dem ewigen Reiche unseres Herrn Jesu Christi." Aber ob sich gleichwohl noch jetzt das Bedenken behaupten mag, daß das kindliche Bitten unser Gebetsleben zu einem so gar dürftigen herabdrücke? O wenn dem so ist, daß alles unser Suchen, alles unser Trachten, durch das Gebet vollzogen werden soll, und wenn es in Wahrheit geschieht, daß alle diese Bewegungen unseres Lebens von dem Gebete getragen werden, — nun so wird allerdings die Mannichfaltigkeit verschwinden, welche ein zerrissenes Herz und ein ungeordnetes Leben bedingen; aber um so herrlicher bricht der Reichthum hervor, welchen die wahre Einfalt zu entfalten weiß. Halten wir denn fest, was wir als das Wesen des kindlichen Gebets gefunden haben. Ihm hat der Heiland die Erhörung zugesagt, ohne irgend eine weitere Bedingung aufzustellen. Und er sagt sie nicht bloß zu, er setzt nicht bloß sein Ja und Amen zum Pfande, sondern er hat sie erwiesen gegen alle Zweifel des Kleinglaubens, er hat einen

Beweis geführt, so überführend, wie es überhaupt auf diesem Gebiete möglich ist. Wenden wir demselben unsere weitere Andacht zu, so dürfen wir uns nicht darauf beschränken, seine Strenge zu erkennen; sondern das müssen wir mit erwägen, mit welcher Ausschließlichkeit sich die erwiesene Verheißung in dem begrenzten Kreise hält; daß also der Vater keine andere Bitte erfüllen kann und mag, daß er jede unkindliche entschieden zurückweist. Eben deßhalb haben wir unsere zweite Aufgabe so gestellt, daß wir des Vaters Gabe zu erwägen hätten.

Das ist die allgemeine Grundlage, auf welche die Beweisführung des Heilandes sich erbaut, daß er die Frage an uns stellt: wo ist unter euch ein Mensch, der seinem Sohne die kindliche Bitte versagen möchte? Ein Mensch und Gott: das steht einander gegenüber; aber die Brücke, welche die Unterschiedenen verbindet, ist die Beiden gemeinsame väterliche Stellung. An die Menschen wendet sich der Herr, sofern sie Väter oder Mütter sind; und auf Gott richtet er ihre Augen, sofern derselbe Vater ist. Ihr seid hart; ihr bringt es zu Stande, euch bitten und immer wieder bitten zu lassen, ohne daß eure Herzen und Hände sich aufthun: nur in Einem Falle seid ihr's nicht im Stande, — gegenüber euren bittenden Kindern! Aber sehet, auch Gott ist Vater, ja er ist der rechte Vater über Alles, was Kinder heißt im Himmel und auf Erden; alle Vaterschaft kommt von ihm, ist von der seinigen nur abgeleitet und nur ihr dunkler Schattenriß. Und was ihr könnet, ja was ihr nicht lassen könnet: das sollte fehlen bei Gott? Wie sich ein Vater über seine Kinder erbarmet, also erbarmet sich der Herr über die, so ihn fürchten. Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, daß sie sich nicht erbarmete über den Sohn ihres Leibes? Ich will dein nicht vergessen, denn ich habe dich in meine Hände gezeichnet. Allein es ist das nur die allgemeine Unterlage. Von der Aehnlichkeit nimmt der Herr den bloßen Ausgang; der eigentliche Beweis steht in der Aufweisung der Verschiedenheit. „Um wie viel mehr": das ist das große Wort, auf welches es ankommt. Um

wie viel mehr? Wollen wir versuchen, zu messen, zu rechnen? Ach der Maßstab würde kaum passen, geschweige denn ausreichen, den uns die Bergpredigt in einem anderen Zusammenhange an die Hand giebt: „so denn Gott die Vögel ernährt und das Gras auf dem Felde also kleidet, um wie viel mehr wird er es euch thun." Denn um wie viel auch der Mensch mehr ist, denn ein Vogel und als eine Lilie: das reicht nicht heran an die Verschiedenheit zwischen göttlicher und menschlicher Vaterschaft. Verharren wir in unserem eigenen Abschnitt. „Euer Vater im Himmel", so sagt der Herr. Ja, so hoch der Himmel über der Erde ist, so viel sind Gottes Gedanken höher als die unsrigen und Gottes Wege höher als unsere Wege; — so hoch ist auch Gottes Vaterhuld über aller Menschen Vatergüte. So werden wir auf das Unermeßliche, auf das Unendliche gewiesen, aber dahin reicht kein Maßstab, der uns zu Gebote steht. Lassen wir denn das Rechnen und das Messen. Statt dessen wollen wir fragen: welches ist das Wesen der Verschiedenheit und der Gehalt des „Wievielmehr"? Auf diese Frage aber ist die Antwort leicht. Ihr menschlichen Väter lasset euch erbitten, der Eine leichter, der Andere schwerer, aber alle seid ihr bereit und geneigt, euren begehrenden Kindern zu geben: nun wohl, die höchste Bereitwilligkeit ist bei Gott. Bei ihm ist von Erbitten keine Rede, da findet ein Erweichen und ein endliches Bestimmen überhaupt nicht Statt, sondern es gilt was geschrieben steht: ehe sie rufen, will ich antworten, wenn sie noch reden, will ich hören. Das ist die Weise der menschlichen Väter: sie lassen sich erbitten. Das aber ist die Weise des Vaters im Himmel: er hilft in einer Kürze. Sollte es nicht dieß seyn, was der Apostel Jakobus meint: Gott giebt dem Bittenden einfältig, und rücket es Niemanden auf? Er giebt einfältig, das heißt schlechtweg, ohne weiteres, so wie sie ihn gebeten haben. Wir halten diese Deutung aufrecht, ungeachtet der Erfahrung, welche Viele gemacht zu haben versichern, und die sich allerdings durch einen Vorgang der heiligen Geschichte zu rechtfertigen scheint. Da

wird uns von dem Erzvater erzählt, er habe zum Herrn gesagt: ich lasse dich nicht, du segnest mich denn; und er habe das Urtheil davongetragen: du hast mit Gott und mit Menschen gerungen und bist obgelegen. Und so spricht man noch immer von einem Beten, kraft dessen man kämpfe mit dem Herrn und seine Gaben ihm abringe. Wir sind heute außer Stande, tiefer in diesen wichtigen Gegenstand einzugehen und ihn erschöpfend zu durchsprechen: aber ein Zwiefaches wird für den gegenwärtigen Zweck genügen. Das ist das Eine. Daß wir nur nicht eine Verwechselung begehen, die in der That sehr nahe liegt; daß wir nicht das, was doch ein Ringen mit uns selbst, mit unserer eigenen Schwachheit vor dem Angesichte Gottes ist, als einen Kampf mit Gott betrachten! Denn nicht wahr, als Solche, die wider Ihn streiten, möchten wir doch nimmermehr erfunden werden! Und auf der anderen Seite: sey dem so, daß wir dem himmlischen Spender manche Gaben abringen können, — es sind gewiß nicht die, die wir den Gegenstand der Kindesbitten nennen! Was diese angeht, da bleibt es bei dem Worte des Apostels: Gott giebt sie einfältig, — gleichwie sie nach dem Ausspruch eines anderen Apostels einfältig von ihm erbeten worden sind. Gottes Wunsch, sie zu gewähren, ist weit inniger, als unser Verlangen, sie zu nehmen. Und nochmals: wir halten diese Deutung aufrecht vornemlich auch auf Grund der heutigen Unterweisung des Herrn. Da ist noch ein Zug in seiner Darstellung, den wir uns nicht entgehen lassen mögen. Bittet, so wird euch gegeben: so hatte er geboten und verheißen. Und er fährt fort: denn wer da bittet, der nimmt. Nicht wahr, das ist eine auffällige Begründung? eine Begründung durch die bloße Wiederholung der bereits ertheilten Versicherung? Und doch liegt in dem scheinbar überflüssigen Zusatz ein tiefer Sinn, eine hohe Kraft. Bittet, so werdet ihr empfangen, denn wer da bittet, der nimmt: die Worte wollen sagen, so gewiß sey dem Bittenden das Empfangen, daß er eben in der Bitte schon empfängt! Das Empfangen ist nichts Zukünftiges, nichts mit

Wahrscheinlichkeit Erfolgendes, sondern das kindliche Bitten ist schon ein Dahinnehmen, das Suchen im Beten heißt schon Finden, und wer betend anklopft, tritt schon durch die aufgethane Pforte ein. Das muß der Apostel durchschaut nicht nur, sondern auch lebendig erfahren haben, da er das große Wort hat aussprechen können: so wir wissen, daß Er uns höret, so wissen wir, daß wir die Bitte haben, die wir von ihm erbeten haben. Das also die Verheißung des kindlichen Gebets.

Es ist keine Einschränkung, sondern eine rechte Bestätigung, wenn wir von der anderen Seite durch die Worte des Herrn die unumwundene Eröffnung hindurchbrechen sehen, daß der Vater andere Bitten allerdings entschieden abweise. Der das Brot giebt und den Fisch, der versagt den erbetenen Stein und die begehrte Schlange, — den Stein des Ueberflusses, die Schlange der Versuchung. Und auch hier erklärt er es nicht nur, daß wir Solches nie von oben her erwarten dürfen, sondern er führt den Beweis für diese unumstößliche Gottesordnung. „Ihr Menschen seid arg"; und weil ihr es seid, so bringt ihr's auch zu Stande, hier einen Stein, dort eine Schlange darzubieten. Habt vielleicht eure Freude daran, wenn die Empfänger der bitteren Täuschung inne werden, und erwidert ihren stummen vorwurfsvollen Blick mit dem Spotte: ihr habt's ja so gewollt! Nur in Einem Falle könnet selbst ihr es nicht, so arg ihr immer seid; ihr Väter, ihr Mütter, ihr bringt es nicht fertig und nicht über eure Herzen, hier ist die Natur noch nicht in Unnatur verkehrt. Und Gott sollte es vermögen? Da wird das „Umwievielmehr" zu einem „Umwievielweniger!" Denn „irret nicht, liebe Brüder", so steht dort geschrieben, „irret nicht: alle gute und alle vollkommene Gabe kommt von oben herab, von dem Vater des Lichts, bei welchem nicht ist eine Veränderung noch Wechsel des Lichts und der Finsterniß." Alle gute Gaben kommen von Ihm, darum aber kommen auch nur gute Gaben von ihm, nichts Unnützes, nichts Verderbliches. Darum irret nicht. Irret nicht, wenn ihr vergeblich betetet; sehet die Erfolglosigkeit richtig

an; — darin allein ist sie begründet, daß Gott weder Stein noch Schlange geben kann. Irret nicht, wenn ihr vergeblich betetet, lasset euch dadurch nicht zu dem falschen Schlusse drängen, als gäbe es keine Erhörung, als wäre Gott nicht bereit zum Geben; lasset euch Solches nicht gedeihen zu einem völlig grundlosen Zweifel. Irret nicht, wenn ihr vergeblich betetet; betrübet euch nicht über die erfahrene Abweisung, sondern achtet sie für Freude, für eine Bewahrung von Seiten einer weiseren Liebe. Irret nicht, wenn ihr vergeblich betetet; glaubet nicht, daß ihr das, was ihr auf dem Wege des Betens nicht erlangen konntet, in anderer Weise erstreben müßtet, daß ihr, da der Herr euch nicht geholfen habe, auf die Selbsthülfe gewiesen seyet. O wir tragen so manchen Stein mit uns umher und sind mit so vielen unnützen Lasten beschwert, wir hegen so manche Schlange in unserem Besitze, — während doch der Stein zu nichts anderem nütze ist, als daß der Fuß ihn aus dem Wege stoße und die Hand ihn weit fortwerfe, und die Schlange zu nichts anderem, als daß sie der Bewährung jener Scheideverheißung des Herrn diene: auf Schlangen und Scorpionen sollt ihr treten und Nichts soll euch beschädigen. Und woher kommt es, daß wir diese traurigen Scheingüter haben? Wir haben sie genommen, uns selbst verschafft unter Uebergehung des Betens! Wir haben gesagt, unser Bitten sey an sich selbst ein Nehmen, denn „wer da bittet, der nimmt": so lasset uns die Regel merken, daß unser Nehmen nur vermöge des Betens geschehen solle, daß wir anders als betend überhaupt nicht nehmen dürfen. Und endlich nochmals: irret nicht; das heißt, lernet immer besser, nemlich immer kindlicher beten; betet nur um die rechten Gaben, auf daß der Fälle, wo ihr vergeblich betet, wo ihr betend eine Niederlage, eine Beschämung erleidet, immer weniger werden. Summa: werdet dem Vorbilde gleich, da das Kind vor seinen Vater tritt, und bittet ihn um Brot und Fisch!

Um Brot und Fisch. Ihr könntet die Klage erheben, daß es ungeachtet aller Erwägungen, die wir angestellt haben, doch

immer noch an einer befriedigenden Deutung eben dieser Züge fehle; und es dürfte euch das zu der Frage drängen, ob sie sich nicht in helle klare Worte übersetzen lassen. Wohlan, es ist das möglich. Noch einmal begegnet uns auf den Blättern der Schrift der Ausspruch, welchen wir betrachtet haben, aber hier mit einer deutenden Veränderung. „Um wie viel mehr“, so lesen wir bei dem Evangelisten Lucas, „wird euer himmlischer Vater den heiligen Geist geben Denen, die ihn darum bitten.“ Also nicht gute Gaben überhaupt, sondern insonderheit den heiligen Geist. Das ist ja im Grunde unser wesentliches Bedürfniß, — das Fleisch ist kein nütze. Das ist zudem die Zusammenfassung aller wahren Güter, und darin finden alle Suchenden die Ruhe. Exaudi bereitet vor auf Pfingsten. Das nahe Fest redet zu uns die Sprache: siehe, ich stehe vor der Thür und klopfe an. Klopft der Geber an, so lasset auch uns, die bedürftigen Empfänger, anklopfen, auf daß eine Begegnung Statt habe, die zu keinem anderen Ende führt, als zu unserer vollen Genüge! Amen.

Die Pflege des Geistes.

Am Trinitatisfeste.

Erster Brief an die Thessalonicher Cap. 5. V. 19.

„Den Geist dämpfet nicht."

Insofern kommen die Worte dem heutigen Bedürfniß allerdings entgegen, als sie auf der Voraussetzung beruhen, welche das jüngst verflossene Fest gefeiert hat, und als sie in dem allgemeinen Chore der Ermahnung gehen: halte was du hast! Am Trinitatistage, welcher auf die abgeschlossene Offenbarung und auf die Tiefen der erschöpften Gottesgnade weist, sind wir darauf gefaßt, an die Rechenschaft gemahnt zu werden, welche der Empfänger dieser Gaben dereinst von seinem Haushalten ablegen muß; und wir würden uns daher ohne Widerstreben um einen jeden von den zahlreichen Aussprüchen sammeln, kraft deren der Apostel diesen Stachel in die Seelen senkt. Was er von den Christen zu Ephesus begehrt: betrübet nicht den heiligen Geist Gottes, mit welchem ihr versiegelt seid auf den Tag der Erlösung; oder was er einer anderen Gemeinde gebietet: wandelt im Geiste, auf daß ihr die Lüste des Fleisches nicht vollbringet; säet auf den Geist, auf daß ihr von dem Geiste das ewige Leben erntet, — das Alles würde uns wie ein Thau von oben dünken, welcher der ausgestreuten Saat der Festverkündigung zum Segen wird. Aber wie leicht könnte dagegen die eigenthümlich auffallende Weisung des gegenwärtigen Abschnitts selbst willige Gemüther kalt und fremd berühren; ja was anderes dürfte die unmittelbarste Frucht ihrer flüchtigen Erwägung an

uns Allen seyn, als daß wir voll Befremdens fragen: wie ließe es sich überhaupt beginnen und wie vermöchten wir es zu vollenden, was diese Warnung untersagt! Allerdings man hat es früher vielfach und mit Ernst versucht. Die der Weisheit widerstanden hatten, welche durch den Mund des Sohnes redete, sie sind sich darin seinem Geiste gegenüber gleich geblieben; ja auch die spätere Geschichte hat so manches Nachbild ihres bösen Kampfes aufbewahrt. Aber ist es nun allerwege offenbar geworden, daß Streiche in die Luft den Geist nicht treffen, daß viele Wasserströme seine Glut nicht dämpfen mögen, daß man demselben nicht einmal entfliehen, geschweige denn ihn zur Flucht bestimmen könne; dürfen wir mithin den bekannten Spruch des Predigers auch in dieser Hinsicht als das sichere Ergebniß der Erfahrung geltend machen, „nicht ist der Mensch der Gebieter über den Geist, daß er ihn zurückhalten könnte": o sagt, wie sollten wir noch einer Weisung bedürfen, die mit Gamaliels Worte im Grunde auf der gleichen Linie steht, „lasset ab —; ist dieser Rath oder dieses Werk aus den Menschen, so wird es untergehen; ist es aber aus Gott, so könnet ihr es nicht dämpfen, auf daß ihr nicht gar erfunden werdet als die wider Gott streiten wollen." Aber noch höher steigt das Befremden, sobald wir den Ausspruch des Apostels von einer anderen Seite beleuchten. Derselbe geht im Tone der Warnung. Allein eine christliche Warnung beschließt auch immer ein Gebot; jedwedes rechte Unterlassen kommt allezeit vermöge eines Thuns zu Stande. Sollen wir also den Geist nicht dämpfen, so werden wir ihn pflegen müssen; — das aber scheint noch weiter jenseits des Bereiches unserer Macht hinauszuliegen. Es wird doch wohl auch von dem Geiste gelten, was Paulus auf dem Marktplatze zu Athen vom Vater ausgesprochen hat: „seiner wird nicht von Menschenhänden gepflegt, als der Jemandes bedürfte, so er selbst Jedermann Leben und Odem und Alles giebt." Und sollte ja irgend eine Pflege nöthig seyn, so würden sich wohl bessere Hände finden, die dieß Geschäft verrichteten, — die Hände des

erhöheten Hohenpriesters, von welchem geschrieben steht, daß er der Pfleger der heiligen Güter und der wahrhaftigen Hütte sey, die der Herr aufgerichtet habe und kein Mensch. Hat sich der Heiland in den Tagen seines Fleisches gesehnet, „ich bin gekommen, ein Feuer anzuzünden auf Erden, und was wollte ich lieber, als es brennete schon"; und hat er dasselbe entbrennen lassen, indem er den Geist vom Vater sendete: so wird er es auch pflegen und erhalten, und einer Menschenhand bedarf es dazu nicht. Gleichwohl besteht die Ermahnung des Apostels in voller Kraft. Der Geist, welchen wir nicht dämpfen, sondern vielmehr pflegen sollen, ist im Zusammenhange dieser Worte nicht der Gegenstand unserer pfingstlichen Anbetung, zu welchem wir rufen „komm', Gott Schöpfer, heil'ger Geist"; sondern eine Gabe, die wie jede andere Gabe einer doppelten Behandlung unterliegen kann, — man kann sie bewahren, man kann sie verlieren; man kann sie verherrlichen, man kann sie entehren; man kann sie bekennen, man kann sie verleugnen. In diesem Sinne steht der heutige Ausspruch denn auch nicht vereinzelt da; er findet sich auch sonst im Munde unseres Apostels. Das ist demselben nahe verwandt, wenn er die korinthischen Christen ermahnt: fleißiget euch der geistlichen Gaben, am meisten, daß ihr weissagen möget; und das ist wesentlich dasselbe, wenn er den Timotheus, welcher verzagt und entmuthigt der empfangenen Gabe vergessen hatte, ermuntert hat: fache aufs Neue die Geistesgabe an, welche in dir ist, bringe sie wieder in Fluß und Wirksamkeit; denn Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft, der Liebe und der Zucht. Sehet da das Gebiet, auf welchem wir uns heute bewegen müssen. Ob wir dasselbe mit sicherem Fuß betreten können, das bleibe noch auf sich beruhen; jedenfalls treffen wir den Sinn des Apostels, wenn wir

die Pflege des Geistes durch Menschenhand

zum Gegenstande unserer Andacht machen. Lasset uns erstens die Aufgabe, zweitens die Vollziehung derselben betrachten.

„Den Geist dämpfet nicht.“ Das also ist die erste Frage: welche Aufgabe wird uns dadurch gestellt? Die erste Frage; aber nicht das erste Geschäft überhaupt. Denn wir werden außer Stande seyn, die Frage zu beantworten, ohne auf die Voraussetzung zurückzugehen, auf welcher sie beruht. Ob wir sie machen dürfen — diese Voraussetzung? und zwar mit jener Zuversicht und Freudigkeit, mit welcher der Apostel es gekonnt? Achten wir auf das Bild, welches er wiederholt von den christlichen Gemeinden zu jener Blüthezeit entworfen hat. „Ich danke meinem Gott eurethalben, daß ihr seid reich gemacht an allen Stücken und habt keinen Mangel an irgend einer Gabe“; — „wenn ihr zusammenkommet, so hat ein Jeglicher von euch Psalmen, er hat Lehre, er hat Offenbarung, er hat Auslegung.“ Ihm blieb nichts anderes als die Sorge, daß alle diese in reicher Fülle vorhandenen Wirkungen des Geistes zu brüderlicher Erbauung, zu gegenseitiger Wahrnehmung in Reizen zur Liebe und zu guten Werken gediehen: uns aber scheint sich der Eindruck zu ergeben, daß wir jetzt nur von den Brocken zehren, die von jener Fülle, oder von den Tropfen, die von jenen Strömen übrig sind. Wohlan, wir kämpfen mit Recht gegen diesen beugenden Eindruck an; wissen wir es doch, daß Gottes Gaben ihn nicht gereuen, und daß das Scheidewort des Herrn uns auch in dieser Hinsicht nicht betrogen hat: siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende. Und mit Recht ziehen wir uns auf die Ueberzeugung zurück, daß, wenn die Formen der Erscheinung freilich wechseln mögen, die wesentliche Gabe doch geblieben ist. Aber daß wir die Rechtfertigung derselben nur nicht auf einem irrigen Wege versuchen! Da schreibt der Apostel an die Gemeinde, welche vor allen anderen durch Reichthum an Gaben hervorragte: ich will euch noch einen köstlicheren Weg zeigen; — — die Weissagungen werden vergehen, die Sprachen werden schweigen, und die Erkenntniß wird vergehen; nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei. Und so könnte man denn sagen: ja das ist das Bleibende und wahrhaft Werthvolle; und ist nur

die Liebe Gottes ausgegossen in unsere Herzen durch den heiligen Geist, können wir nur in der Kraft dieses Geistes Abba, lieber Vater, rufen: o so dürfen wir gern auf den Glanz jener anderen Gaben verzichten, und wir stehen hinter ihren einstigen Besitzern nicht zurück. Allein mit aller Entschiedenheit weisen wir diese Anschauungsweise zurück. Davon zu schweigen, daß diese „köstlichen" Güter doch kein Ersatz für das Verlorene wären, so würden wir kraft eines solchen Urtheils den wahren Sinn unseres heutigen Abschnitts verfehlen. Prüfen wir schärfer den Wortlaut desselben. Den Geist dämpfet nicht; genauer, erstickет ihn nicht, löschet ihn nicht aus. Was liegt der Forderung zum Grunde? Offenbar der Gedanke des Feuers, — wir sagen der Gedanke, und nicht etwa das Bild. Denn das ist kein Bild, kein bloßes Bild, wenn geweissagt wird: „der wird euch mit dem heiligen Geiste und mit Feuer taufen"; das ist kein Bild, kein bloßes Bild, wenn uns erzählt wird, „und man sahe an ihnen die Zungen zertheilet, als wären sie feurig." Man darf im buchstäblichen Sinne von einem Feuer, von einer Glut des heiligen Geistes, die flammenartig ausbricht, reden, — und eben sie ist die Voraussetzung der Forderung: den Geist dämpfet nicht! Ist sie vorhanden? vorhanden unter uns und in uns selbst? Lasset sehen! Einen Ausdruck haben wir in unserer Sprache, und nur den Einen, eine Erscheinung in dem natürlichen Leben, und nur die Eine, von welcher wir den Ausgang nehmen können; es ist der Ausdruck, die Erscheinung der Begeisterung. Als der Apostel Petrus am ersten Pfingstfeste jene Predigt hielt, welche in allen gegenwärtigen Zeugen ein Erstaunen, ein Entsetzen hervorrief; als der Apostel Paulus, nachdem er den Stachel empfunden, gegen den er nicht ausschlagen konnte, ohne mit Fleisch und Blut zu Rathe zu gehen, die Schranken seines Berufs betrat, sich freuend wie ein Held zu laufen den Weg; oder als in dem Hause des Cornelius, des Erstlings aus den Heiden, ein Reden in Zungen, ein Loben und Preisen Gottes erschallete: — Niemand unter uns wird wähnen, als dürfte man das messen

mit dem Maßstabe gewöhnlicher Begeisterung; aber schwerlich wird man eine andere Erscheinung nennen können, die jenen heiligen Bildern wenigstens verwandt erscheint. So lasset uns auf ihr beruhen. Ja es giebt unter uns noch Begeisterung; nicht allein bei unserer strebsamen Jugend, sondern auch in den Jahren der Reife; hin und wieder wird uns sogar der liebliche Anblick zu Theil, daß selbst am Rande des Grabes ihr Feuer noch nicht ganz verglühet ist. Wollet vor der Hand den prüfenden Blick noch verleugnen, und allein das beobachtende Auge offen halten. Was ist diese Begeisterung? und in welchen Weisen tritt sie uns entgegen? Sie ist eine Steigerung des Lebensgefühls und der Lebenskraft; und wir vermögen sie nach einer zwiefachen Beziehung zu verfolgen. Einmal: die Menschen sind von Etwas begeistert, — von dem Schönen, das sie geschaut, von dem Großen, das sie erlebt, von dem Wahren, das sie erkannt haben, — sie sind ergriffen und dahingenommen, und ihre ganze Seele ist davon erfüllt. Und andererseits: die Menschen sind für Etwas begeistert; für einen edlen Zweck oder für ein hohes Ziel; sie wollen es durchaus erreichen, sie können es nicht lassen, ihm aus allen Kräften nachzujagen, und keine Opfer fallen ihnen da zu hart. Wie bereitwillig theilen wir euer Bekenntniß, daß ihr nur mit sehr gemischten Gefühlen auf den Erscheinungen beruhen könnet, in welchen sich diese Begeisterung häufig ihren Ausdruck schafft. Ihr möget sie nicht verachten, oder euch dazu entschließen, ihr zu wehren; jedenfalls ist sie euch lieber, als jenes ebenmäßige, aber eitle Durchleben eines schattenhaften Daseyns, wie es der Herr mit den treffenden Zügen geschildert hat: sie bauen und pflanzen, sie kaufen und verkaufen, sie freien und lassen sich freien. Ist sie doch immer ein Zeugniß von dem Adel der menschlichen Natur, — ein Zeugniß, das dem Auge wohlgefallen muß. Aber zu gleicher Zeit könnet ihr euch der tiefsten Wehmuth nicht entschlagen. Was ist es doch oft, was eine Menschenbrust begeistert, was einer Seele Schwung verleiht und Worte der Bewunderung auf manche

Lippen drängt! Das Nichtige und Bedeutungslose, die schöne Form, welche einen ungöttlichen Inhalt verbirgt, die Grasesblume, die vergeht! Und was ist es oft, wofür die Menschen sich begeistern können? Es sind Zwecke auf morgen, in deren Dienste sie die Kräfte verschwenden, und haben keinen Gewinn unter der Sonne; Zwecke, die sie selbst schnell wieder aufgeben und gleichgültig bei Seite setzen! Ach, sagt ihr, daß doch der edlen Flamme die rechte Nahrung gegeben würde! daß doch die Menschen von dem Wahrhaftigen, für das Wahrhaftige begeistert würden! Wohlan, nur bei Einer Weise und Erscheinung der Begeisterung sind wir aus der Wahrheit. Nur von Christo, von der Erscheinung seiner Majestät; nur für Christum, für sein Reich und seine Zwecke sollte man begeistert seyn. Wie es dazu kommt? Hat das große Wort des Täufers in irgend einem Falle seine unumstößliche und buchstäbliche Wahrheit, „der Mensch kann sich nichts nehmen, es sey denn, daß es ihm gegeben werde von oben", so gilt es hier. Fleischliche Erhitzung kann der Mensch sich nehmen: die Begeisterung muß ihm von oben her gegeben werden. Aber sie wird gegeben. Die wir das Pfingstfest gefeiert haben, wir wissen zu sagen, wie solches geschieht. Das ist die unmittelbarste, die nächste, die unausbleibliche Wirkung des heiligen Geistes auf das empfängliche Gemüth, und das die bleibende Pfingstwirkung, daß er uns erfüllt mit dem Feuer der Begeisterung für Jesum Christum. Eins hat der Herr von dem Tröster, welchen er senden werde vom Vater, als die wesentliche Summa seiner Wirksamkeit vorausgesagt, — „derselbe wird mich verklären." Und was liegt darin? Daß die Menschen in seinem Lichte die Herrlichkeit und Majestät Jesu erkennen, daß sie sprechen werden: wir sahen seine Herrlichkeit, als die Herrlichkeit des eingebornen Sohnes vom Vater voller Gnade und Wahrheit, daß sie rühmen und ausbrechen werden: o Herr, du bist schön und prächtig geschmückt, Licht ist dein Gewand, das du anhast; — sie werden begeistert seyn von ihm. Und Eins ist es, was der Herr am

Tage seiner Himmelfahrt als den wesentlichen Zweck der Geistessendung an die Seinen dargestellt: „ihr werdet die Kraft aus der Höhe empfangen und meine Zeugen seyn bis an das Ende der Erde"; sie werden es nicht lassen können für ihn zu wirken und in dieser Arbeit ihres Lebens Zweck und Ziel erkennen — sie werden begeistert seyn für ihn. Das also ist die Voraussetzung, auf welcher das Verbot des Apostels in unserem Abschnitt beruht. Lasset uns indeß nicht abbrechen, ohne die Richtigkeit dieser Auslegung erprobt zu haben. Zwei Aeußerungen aus demselben Munde sind euch bekannt, welche die Gewähr für sie zu leisten scheinen. Da spricht er einmal: werdet voll Geistes, und erläuternd fügt er hinzu: redet unter einander in Psalmen und Lobgesängen, singet und spielet dem Herrn in euren Herzen. Was will das sagen? Es deutet die Begeisterung von Christo durch die Kraft des heiligen Geistes! Und wiederum schreibt er: seyd nicht träge, was ihr thun sollt, seyd brünstig im Geiste, — und was ist dieß? Es ist die Begeisterung für Christum in der Kraft desselben Geistes! „Werdet voll Geistes"; „seyd brünstig im Geiste": sehet da die beiden Strahlen der Mahnung, welche der heutige Ausspruch zu der umfassenden und allgemeinen Forderung zusammenbegreift, „den Geist dämpfet nicht!"

Haben wir richtig geredet, so werdet ihr nicht den Eindruck von dem Verbote des Apostels empfangen haben, als ob dasselbe scharf und schneidend in ein sündliches Wesen hineinträte; sondern als ein Rath der Weisheit wird es euch erscheinen, auf daß wir nicht verderben, worin ein Segen ist. Es steht nicht so, als wäre sonst der ganze Bestand des christlichen Lebens gefährdet, als sänken dann die Empfänger des Geistes wieder zurück in die Natur. Höret aber, was wir thun würden, wenn wir uns unterfingen, den Geist zu dämpfen! Wir würden einerseits dem christlichen Leben den Quell seiner Freudigkeit verschließen; wir würden andererseits den Nerv seiner Kraft, wenn nicht zerschneiden, so doch lähmen. — Wir sagen zuerst:

wir würden den Quell seiner Freude verschließen. Denn den Satz machen wir mit aller Zuversicht geltend: das begeisterte Herz ist ein fröhliches Herz, in der Begeisterung nehmen wir den Aufschwung der Freude. Oder fändet ihr dabei einen Anstand? Hieße das vielleicht, das christliche Leben in eine bedenkliche Verwandtschaft setzen mit dem Wesen dieser Welt? Ihre Kinder müßten sich freilich, um einmal fröhlich zu seyn, der täglichen Plage entwinden und sie im Rausche des Genusses, im Taumel der Lust vergessen; allein der Christ sey dessen doch nicht mehr bedürftig! Allerdings, in diesem Sinne nimmermehr. Aber erwächst nicht auch ihm von einer anderen Seite her, aus dem Kampfe mit der Sünde, der eigenen wie der fremden, ein gleiches Bedürfniß? Oder schließt der Trost der Vergebung, den er besitzt, und die Hoffnung auf ihre endliche Ueberwindung, die er festhält, schließt das die Sehnsucht aus, sich diesem Drucke wenigstens zu Zeiten völlig zu entziehen und unmittelbar zur Stätte unseres Bürgerthums emporzugehen? Kraft der Begeisterung fahren wir auf mit Flügeln, wie Adler; sie giebt die Schwingen der Morgenröthe, — nicht zu entfliehen an das äußerste Meer, sondern hinzudringen zu dem Herrn der Herrlichkeit, so daß wir es empfinden, „Du salbest mein Haupt mit Oele und schenkest mir voll ein", und daß wir es tief und innig erfahren, das Reich Gottes sey Freude im heiligen Geiste! Und wenn das noch das Einzige wäre! Aber aufs Genaueste hängt das Zweite damit zusammen. Hier in der That ruht der Nerv unserer Kraft. Was die Begeisterung zu Stande bringen kann: davon haben wir gehört, wir haben es vielleicht auch erlebt. Ohne dem Vorwurfe zu verfallen, daß wir Unterschiedenes verwechseln und das Heilige mit dem Natürlichen vermischen, dürfen wir an die Schilderung erinnern, welche der Brief an die Hebräer von den wunderbaren Erfolgen des Glaubens entworfen hat, oder an den Fall, welchen Paulus gesetzt hat, „wenn ich allen Glauben hätte, also daß ich Berge versetzte." Sehen wir indeß von vereinzelten großen Thaten, welche

die Begeisterung vollenden kann, bereitwillig ab; sie sind ja von zweifelhaftem Werthe, und der Herr will Vielen, die sich ihrer rühmen, das Wort der Verwerfung entgegnen. Dagegen so viel betonen wir um so nachdrücklicher, daß eine Thätigkeit, die uns selbst zur Befriedigung gereiche, und in welcher wir uns selig fühlen mögen, ohne die Begeisterung nicht denkbar ist. Denken wir dieselbe einmal hinweg. Nun wer wollte es nicht anerkennen, daß auch dann Werke vollendet werden können, welche den Menschen nützlich und Gott wohlgefällig sind. Giebt es doch auch außer ihr noch Mächte, welche ihre Frucht nicht schuldig bleiben. Da tritt vor Allem die ehrwürdige Gestalt der Pflicht in's Mittel. Pflichtgefühl, — wie ist es so treu und so zuverlässig; wie fest kann man darauf bauen; wie erfolgreich weist es die Anwandelung der Trägheit, und wie entschieden die Versuchung zum bloßen Augendienste zurück. Und sollte dasselbe ja einer Ermunterung und Kräftigung bedürfen, es würde sie besitzen in dem Gedanken an die Rechenschaft, in der Aussicht auf die Verheißung, welche des treuen Knechtes harret, und auf die Freudenernte, welche nach der Saat mit Thränen folgen soll. Aber diese Mächte in allen Ehren: könnet ihr der Gestalt der Pflicht ihren Schatten entziehen — die Empfindung des Druckes? und dem Gedanken an die Rechenschaft seine unzertrennliche Begleiterin, — die Furcht? Druck der Pflicht, Furcht vor der Rechenschaft, das hängt so innig zusammen, daß sie nicht einmal für die Erwägung, geschweige in der Wirklichkeit des Lebens von einander lassen. Nur der begeisterte Mensch schaut hindurch in das vollkommene Gesetz der Freiheit und ist selig in seiner That; und ohne in Klagen zu ermatten oder auf die Mahlzeichen seiner heißen Mühe hinzuweisen, vollendet er mit Freuden seinen Lauf. Darum dämpfet den Geist nicht, auf daß weder die Quelle eurer Freude versiege, noch der Nerv eurer Kraft erlahme. Sehet da die Aufgabe, die der Apostel uns stellt. Ja mit Bedacht bezeichnen wir dieselbe als eine Aufgabe. Wir wollen damit deuten, daß es einer Arbeit, einer Anstrengung bedürfe, sie zu

lösen. Die bloße Geneigtheit, der gute Wille, ein stiller Seufzer: „nimm deinen heiligen Geist nicht von mir", „dein freudiger Geist enthalte mich", oder auch die dringende Bitte an diesen Tröster selbst, „du edles Licht, laß deinen Schein bei uns und in uns kräftig seyn, zu steter Freud' und Wonne", — das thut es nicht. Aber wie wird diese Aufgabe gelöst? Der Apostel scheint uns keine Weisung, nicht einmal einen Beitrag zur Beantwortung der Frage zu geben, und uns für diese zweite Seite der Betrachtung unseren eigenen Gedanken zu überlassen. Aber sehen wir das Wort genauer an: den Geist dämpfet nicht; fragen wir einfach: wie kann es geschehen, daß wir sein Feuer erlöschen lassen? so wird es sich lernen lassen, welche Pflege wir ihm widmen müssen.

Die pflegende Hand ist vor Allem eine bewahrende; so muß sie sich schützend über diese Flamme ausbreiten, auf daß keine fremde Macht sich nahe, dieselbe zu ersticken. Eine fremde Macht, — welche dürfte das doch seyn? Wir denken von selbst an die, welche auf diesem Versuche betroffen wurde, als zuerst das Feuer des Geistes entzündet war. Da hatten sie es ihren Spott, so lesen wir in der Pfingstgeschichte, und sprachen: sie sind voll süßen Weines. Giebt es doch nichts, was die Welt in dem Grade beunruhigen, verdrießen und ärgern mag, als die Begeisterung für Jesum Christum. Sie läßt sich die Verkündigung der Tugenden Gottes im christlichen Leben und Wandel gefallen: aber diesen brennenden Eifer mag sie weder dulden noch ertragen; und darum setzt sie dagegen wohl noch andere Waffen in Bewegung, als die bloße Rede des Spottes; sie möchte ihn zertreten und vernichten. Schon recht, es kann dieß keinen sonderlichen Eindruck auf uns hervorbringen. Wissen wir es, daß unsere Wege von den ihrigen geschieden sind, — „wir haben nicht empfangen den Geist der Welt, sondern den Geist aus Gott": so wundern wir uns über dieß Gehaben nicht, und darum droht uns auch von dannen keine ernstliche Gefahr. Aber um so mehr von einer anderen Seite her. Unheimlich wurde

es am Tage der Pfingsten wohl noch Anderen zu Sinne, als jenen feindseligen Spöttern; und leicht kann die Frage, welche aufgeworfen wurde, „was will das werden?" die Färbung gewinnen: geht das auch nicht zu weit? geht es nicht über die Grenze des Vernünftigen und Heilsamen hinaus? Es giebt einen Ausdruck der Schrift, welcher durchweg bei ihr in Ehren steht, und sowohl von dem Herrn selbst als von den Aposteln in dem Sinne einer hohen Tugend gebraucht wird, — der Ausdruck der Nüchternheit. Nun aber geschieht es nicht bloß, daß ein fremder Mund unser begeistertes Gemüth durch diese Mahnung wie mit einem kalten Wasserstrahle berührt, sondern in uns selbst kann die Besorgniß einer falschen Ueberschwänglichkeit erstehen, und es kommt zu einem mehr oder minder gewaltsamen Dämpfen des Geistes. Hier wird sich daher die bewahrende Hand vornehmlich zu erweisen haben. Lassen wir uns durch die Stimme einer scheinbaren Weisheit nicht täuschen. Es verhält sich mit der Nüchternheit wie etwa mit der geistlichen Armuth, oder wie mit der christlichen Einfalt. Ist das geistliche Armuth, bei der wir gar nichts inne hätten? Das wäre ja Armseligkeit; die Armuth, welche der Heiland selig preist, schließt den Besitz so wenig aus, daß wir ausdrücklich das Gelöbniß hören, der Armen sey das Himmelreich; sie sind nur arm an allem Eigenen und Nichtigen. Oder stände darin unsere Einfalt, wenn wir überhaupt nichts wissen, nichts erkennen? Wäre das nicht vielmehr Beschränktheit? Die wahrhaft Einfältigen sind zugleich die wahrhaft Weisen, sie haben die Salbung von Dem, der heilig ist, und wissen alle Dinge. Und wir wollten da von einer heiligen Nüchternheit reden, wo die Seele keinen höheren Aufschwung nehmen mag? Das wäre Dürre, Trockenheit und Leere. Die christliche Nüchternheit hält nur das falsche Feuer fern, den Taumelgeist, die Trunkenheit der Welt; und wenn der Apostel im Verlaufe unseres Abschnitts sagt: die Weissagung verachtet nicht, prüfet aber Alles und das Gute behaltet, so meint er damit eben das, was er anderweitig erläuternd begehrt: hat

Jemand Weissagung, so sey sie dem Glauben ähnlich; oder was ein anderer Apostel im Auge hat: trauet nicht einem jeglichen Geiste, sondern prüfet die Geister, ob sie aus Gott sind. Hüten wir uns vor dem unseligen Mißverständniß, als wäre die Nüchternheit eine Begrenzung der christlichen Begeisterung, als hielte sie dieselbe in gemessenen Schranken. Was aus Gott ist, das kann auf seinem Wege nie zu weit gehen, und der Einschränkung bedarf es ebenso wenig, wie sie dieselbe verträgt. Vor jedem Rausche durch Taumelwein will die Nüchternheit warnen und bewahren; aber auch nicht einen Tropfen des edlen Weins mag sie verschütten. Der Wind bläset, wo er will, und keine Willkür darf ihn hemmen; aber auch dem Feuer, das der Geist in den Herzen entzündet, bleibe die Willkür einer mißverstandenen Weisheit fern! Sehet da die Bewahrung, welche die pflegende Hand zu vollziehen hat. Und doch wäre dieß nur die nächste und unmittelbarste Pflege. Aber es giebt auf diesem Gebiete ein Dämpfen, welches von einem eigentlichen Preisgeben weit entfernt und gleichwohl nicht minder verderblich ist. Die Begeisterung gleicht nicht der Opferflamme, welche fröhlich brennt, dafern die Willkür sie nur nicht erstickt, und ihren Duft zum Himmel empor steigen läßt; sondern hier gilt das drohende Wort, welches in dem Gleichniß verlautet: nehmet ihm das Pfund und gebet es dem Andern; — die wesentliche Pflege ist der treue Gebrauch! Dazu lasset uns also einander vornehmlich erwecken. Wir haben es als die erste Seite der apostolischen Voraussetzung erkannt, daß wir begeistert seyen von Christo, von seiner Herrlichkeit und Majestät, und haben an das Wort gedacht, „werdet voll Geistes, singet und spielet dem Herrn in euren Herzen": so ermuntern wir euch denn, — gebet euch dieser erhobenen Stimmung hin, kaufet sie mit Sorgfalt aus! Das war ein weit tieferer Standort, auf welchem der Sänger sprach: „öffne mir die Augen, auf daß ich sehe die Wunder an deinem Gesetze", und darnach in das rühmende Bekenntniß ausbrach, „wunderbarlich sind deine Werke, das erkennet meine Seele wohl": und

wir, denen der Geist die Tiefen der Gottheit erschließt, sollten uns nicht weit mehr auf solchen Höhen finden, oder sollten uns von dannen herniederziehen lassen durch das, was etwa in dem äußeren Leben vorkommt? oder gar durch die Frage: was soll dieser Ueberfluß, diese Ueberschwänglichkeit? Es ist eine sehr ernste und ernstgemeinte Forderung, und keineswegs bloß ein wohlmeinender Zuspruch: freuet euch in dem Herrn allewege, und abermals sage ich, freuet euch; es ist keine bloße Thorheit, dieselbe unerfüllt zu lassen, sondern die ganz eigentliche Sünde, welche den Geist dämpft, der ein Geist der Freude ist. Wir wollen die Frage an einander stellen: geschieht es immer, geschieht es wenigstens oft, daß wir uns dieser Begeisterung von Christo, wenn sie in unserer Seele erwacht, willig hingeben? Nun es geschieht wohl noch häufiger, als ein anderes Zweites! Wir haben es nemlich als die zweite Seite der apostolischen Voraussetzung betont, daß wir begeistert seyen für Jesum Christum, und haben uns des Worts erinnert, das geschrieben steht: seyd nicht träge, was ihr thun sollt, seyd brünstig im Geiste. So gilt denn hier der Rath: gebet der Begeisterung nach, und thuet, wozu sie euch drängt. Ihr sagt es selbst, was uns dabei im Wege steht: Geist und Fleisch sind überhaupt und allewege wider einander, — hier aber widerstrebt das Fleisch wohl am beharrlichsten! Es hat auch seinen guten Grund. Denn nichts anderes reibt dasselbe in dem Grade auf, wie die Begeisterung. Der Eifer verzehrt; nicht uns, wohl aber unser Fleisch. O so dürfen wir auf diesem Gebiete dem Fleische keine Stimme verstatten, dürfen nicht dulden, daß es sich irgendwie einmische in den Rath unseres Herzens; — ein wenig Sauerteig versäuert den ganzen Teig, und leicht dürfte der Spruch an uns wahr werden: im Geiste habt ihr begonnen, im Fleische wollet ihr vollenden. Warum hat es der Apostel so betont, daß er, nachdem er den Stachel vom Herrn empfunden und die Geistestaufe empfangen hatte, nachdem er das auserwählte Rüstzeug geworden war, — daß er da nicht mit Fleisch und Blut zu Rathe

gegangen, sondern zugefahren sey? Weil Fleisch und Blut das Feuer hätten dämpfen können! Und in welchem Sinne erwiderte er bei seinem Abschiede zu Milet, als ihn reiche Thränen seiner Freunde und Mitarbeiter dazu bestimmen wollten, abzustehen von der Reise nach Jerusalem, nach diesem Jerusalem, das noch immer die Gesandten und Propheten Gottes tödtete, — in welchem Sinne hat er da gesagt, daß er gebunden sey im Geiste? Er will deuten, dieß sey sein einiges Gesetz, dem er unbedingt folge, und dieß der Trieb, den er nimmer verleugne; — und wie er nun selbst in dieser Weise den Geist gepflegt, der in ihm war: so wird das Gleiche auch gewiß der Gehalt der warnenden Berathung in dem heutigen Abschnitt seyn.

Wir sind bemüht gewesen, in den Sinn der apostolischen Worte einzudringen. Was sich uns ergeben hat, das sagen wir freilich uns Allen. Aber ganz vornehmlich kehren wir die Spitze der Ermunterung gegen Diejenigen unter uns, welche ihrer scheinbar am wenigsten, und wesentlich doch am meisten bedürftig sind. Die Jugend, insbesondere die academische Jugend, scheint die Voraussetzung, die der Apostel gemacht hat, am entschiedensten zu rechtfertigen. Begeisterung ist ja diesem Lebensalter überhaupt natürlich, und dann im höchsten Maßstabe, wenn der erwählte Beruf von selbst ein höheres Streben erweckt. Indem wir denn das theilnehmende Auge auf euch hinrichten, wollen wir die Worte unseres Abschnitts in ihrem Zusammenhange mit der unmittelbar folgenden Ermahnung beleuchten. Den Geist dämpfet nicht, — die Weissagung verachtet nicht. Das Erstere nehmen wir uns zu Herzen euch gegenüber. Nein, wir wollen den Geist in euch nicht dämpfen, wollen eure Begeisterung schonen und pflegen, selbst wo wir sie nur als eine natürliche erachten können. Nehmet aber auch ihr das Letztere von uns an, — verachtet unsere Weissagung nicht. Und dahin lautet dieselbe: die natürliche Begeisterung, die eure Brust durchgeht, wenn sie eine natürliche bleibt, so verglüht sie ohne bleibende Frucht, gleichwie die Grasesblume und alle Herrlichkeit des

Fleisches verwelkt. Denn die Knaben werden müde und matt, und die Jünglinge fallen. Nur dann, wenn sie neu ersteht durch die Kraft des heiligen Geistes, nur dann, wenn das natürliche Feuer von dem Feuer aus Gott verklärt wird: nur dann ist dem Ermüden und Ermatten, dem Verglühen und Verwelken gewehrt, und ihr werdet auffahren mit Flügeln wie Adler, und das Geheimniß der unvergänglichen Jugend wird von euch gelöst, — eure Blätter werden alt, aber niemals ungestalt, Gott giebt Glück zu euren Thaten, was ihr thut, muß wohlgerathen. Hat diese Aussicht für euch eine lockende Kraft, — o so beschließet einen guten Rath, und was ihr beschließt, Gott segne es. Amen.

Die thörichte Predigt.

Am Trinitatisfeste.

Erster Brief an die Korinther Cap. 1. V. 21.

„Denn dieweil die Welt durch ihre Weisheit Gott in seiner Weisheit nicht erkannte, gefiel es Gott wohl, durch thörichte Predigt selig zu machen die, so daran glauben."

Einen Ausspruch hat der Apostel kraft dieser Worte gethan, welcher nicht allein unsere Trinitatisfeier zu verwirren droht, sondern auch dem eigenen Ausdruck der Begeisterung zu widerstreiten scheint, in welchen derselbe Mund in unserer Festepistel ausgebrochen ist: o welch' eine Tiefe des Reichthums, beide der Weisheit und der Erkenntniß Gottes. Er nennt die Predigt, welche der Herr zum Heile der Welt verordnet hat und zu deren Rüstzeuge er selbst durch die Wahl der Gnade war ersehen worden, — er nennt sie eine thörichte Verkündigung! Es ist dieß kein Bekenntniß seiner Demuth, zu welchem ihn das Gefühl um seine persönliche Schwachheit veranlaßt hätte; — denn ob er selbst die Predigt treibe oder tüchtigere Diener, ob sie von seinem Munde komme, oder ob sie über die geweihten Lippen eines Petrus, über die beredten des Apollo gehe: er nimmt in keinem dieser Fälle das ausgesprochene Wort zurück. Aber noch weniger vernehmen wir darin eine flüchtige Bemerkung, welche, aus einem vorübergehenden sinnvollen Spiele erwachsen, im Strome der Rede wiederum verschwand: sondern der Apostel spricht dieß Urtheil mit so augenscheinlicher Betonung und mit einem solchen Nachdrucke aus, daß unser Blick durchaus darauf

beruhen muß. Ihr wisset es wohl, es ist der entgegengesetzte Anspruch, welchen er sonst für die christliche Predigt zu erheben pflegt. Hat er es rühmen dürfen von ihrem wesentlichen Gegenstande, daß Christus uns von Gott gemacht sey zur Weisheit, und daß alle Schätze der Erkenntniß in ihm verborgen liegen, so daß nun den Fürstenthümern und Herrschaften im Himmel die mannichfaltige Weisheit Gottes offenbar würde: so stand auch dem Verwalter dieser göttlichen Geheimnisse die Sprache zu, „Gott hat einen hellen Schein in unsere Herzen gegeben, auf daß durch uns entstünde die Erkenntniß von der Klarheit Gottes auf dem Angesichte Jesu Christi." Und galt es bereits von dem Dienste des ersten Testaments, von der Predigt des Gesetzes, daß sie die Augen erleuchte und die Albernen weise mache: was durften Die alsdann für sich begehren, welche sich die Umschrift geben konnten, „Gott hat uns tüchtig gemacht, zu führen das Amt des Neuen Testaments", das Amt, welches mit seiner überschwänglichen Klarheit den Glanz des überjahrten überstrahlt. Hätte sich daher ein fremder Mund zu einer solchen Anklage aufgethan: ein Paulus würde sie entschieden und entrüstet abgewiesen haben. Denn welch' einen üblen Klang die Thorheit im gemeinen Leben hat: in der Geschichte beider Testamente ist ihr Gerücht noch minder gut. Der thörichte Bauherr, die thörichten Jungfrauen, die Thoren und trägen Herzens, — sie alle haben diesem Ausdruck im Neuen Testament denselben Makel angeheftet, mit welchem der Name eines Nabal in der Schrift des Alten Bundes gebrandmarkt ist. Und wie hätte ein Apostel es vertragen mögen, daß solch' ein Flecken einer Gottesordnung angedichtet werde; wie hätte er es lassen können, den Vorwurf lediglich auf Die zurückzuschieben, welche in der Verblendung ihrer Herzen die göttliche Gabe verachteten! Aber was er nun in einem fremden Munde als eine Lästerung des Heiligen empfunden hätte, das sagt er hier so unbefangen selbst? Wie dünket euch? Es ist eine einfache und bei dem ersten Anblick ganz befriedigende Auskunft, daß er dadurch nicht seines

eignen Herzens Meinung deute, sondern daß er aus der Seele Derer rede, die wie die Griechen diesen Eindruck von der christlichen Verkündigung empfangen hatten; daß er also, wenn diese fremde Ansicht als die seinige verlaute, in einem ähnlichen Tone schreibe, wie er hernach zu der Gemeinde spricht: ihr seid schon satt, ihr seid schon reich, ihr herrschet ohne uns; ihr klug, wir Thoren, ihr stark, wir schwach. Aber lasset euer Auge wiederholt auf unseren Worten ruhen. „Dieweil die Welt durch ihre Weisheit Gott in seiner Weisheit nicht erkannte, gefiel es Gott wohl, durch thörichte Predigt selig zu machen, die daran glauben"; — nein, über diesen Worten schwebt kein Spott, sie sind vom tiefsten Ernste durchdrungen und getragen. Nicht das ist ihr Gehalt, daß des Apostels Predigt seichten, flachen, verbildeten Naturen als Thorheit und Unverstand erscheine, sondern in irgend einem Sinne läßt er diesen Schein als Wahrheit gelten. Nehmen wir daran keinen Anstoß. Fürchten wir nicht, daß die Thorheit von der Person des Apostels auf sein Amt, und von dem Amte auf den göttlichen Stifter desselben zurückfalle. Gerade aus der Erscheinung der Thorheit bricht die Tiefe der Weisheit von oben hervor; und der Preis, in welchen unsere Festepistel ausläuft, und welchen ähnlich auch der Herr geopfert hat, „Vater, so war es wohlgefällig vor dir", — er gilt dem Gotte, welcher die thörichte Predigt verordnet; durch sie hat seine Weisheit sich verklärt. Es sind allerdings umfassende Gründe, weßhalb wir eurer Trinitatis-Andacht diesen Gegenstand darbieten: aber zum großen Theile hat uns auch das Evangelium dieses Sonntags dazu bestimmt. Spricht der Herr zum Nikodemus: du hörest das Sausen des Windes und weiß'st nicht, woher er kommt und wohin er geht; und erzählt er darnach von der Schlange, welche Moses in der Wüste erhöhet habe: sehet da ein Bild der göttlichen Thorheit, um welche die tiefste Weisheit ihre Umschrift gesetzt hat! So lasset uns denn

die göttliche Thorheit der apostolischen Predigt betrachten, und zwei Fragen nach einander erwägen; die erste:

wie diese Predigt in der That die Knechtsgestalt der Thorheit an sich trage; die zweite: wie sich durch dieselbe die Weisheit Gottes in ihrer vollen Herrlichkeit entfaltet habe.

Von einer Knechtsgestalt der Predigt ist die Rede; dieß ist der Ausdruck, an welchem wir haften, und an dessen Hand wir vorwärts dringen wollen. Ihr wisset es wohl, wodurch derselbe seine Weihe und sein Recht empfangen hat. Von dem Herrn selbst schreibt der Apostel Paulus: ob er wohl in göttlicher Gestalt war, hielt er es nicht für einen Raub, Gott gleich zu seyn, sondern entäußerte sich selbst, nahm Knechtsgestalt an und ward gleich wie ein anderer Mensch. Aber soll diese Erinnerung uns zur Förderung auf unserem Wege gedeihen, so müssen wir von der richtigen Stelle den Ausgang nehmen. Wenn die Verkündigung von Jesu Christo das Bild des Herrn in seiner Knechtsgestalt zu zeichnen hatte, so durfte sie allerdings kein anderes Urtheil erwarten, als welches Er selbst in der Leibhaftigkeit seiner Erscheinung erfahren hat. Das Volk des Eigenthums empfand an Dem keinen Wohlgefallen, welcher ihm ohne Gestalt und Schöne, und darum nicht als echter Davidssohn erschienen war: so mußte es sich auch an einer Predigt ärgern, welche ohne äußere Geberde kam. Und hat der Apostel die Griechen zutreffend geschildert, wenn er sagt, daß sie nach Weisheit fragen: so hätten sie die Kunde von einem Weltweisen, der ihrem Streben zu begegnen, der ihnen neue Gesichtspunkte zu eröffnen und ihren Gesichtskreis zu erweitern versprach, mit Freuden begrüßt, und Diejenigen willig aufgenommen, die im Lichte und auf den Dächern predigten, was sie in Finsterniß und in das Ohr vernommen hatten: da aber die Apostel derartige Erwartungen entschieden täuschten, da ihr Mund von keiner solchen Weisheit überfloß und sich nie in „guten Sprüchen" dieser Art vernehmen ließ, so hatten sie über die „neue Lehre" ihren Spott. Allein nicht dieß sind die Betrachtungen, in denen wir uns heute ergehen. Die Aufnahme, welche die Predigt von Christo bei den verschiedenen Hörern, bei Juden oder Griechen, gefunden hat,

das Schicksal, das sie da erfahren, das lassen wir durchaus bei Seite; — es ist eine ganz andere Beziehung, in welcher wir das Gedächtniß an die Knechtsgestalt Jesu Christi erneuern. Ob er wohl in göttlicher Gestalt war, nahm er Knechtsgestalt an; — er nahm sie an, sie war mithin kein bloßer Schein, sondern volle, wesentliche Wahrheit: — nun wohl, auch die christliche Predigt trägt nicht etwa nur das täuschende Gewand der Knechtsgestalt, sondern in irgend einem Sinne ist sie wirklich und wahrhaftig eine thörichte Verkündigung. Und in welchem Sinne? Es ist eine zwiefache Richtung, welche unsere Andacht nehmen muß. Von der Predigt ist die Rede. Unmittelbar und zunächst denken wir an ihren Inhalt; allein sobald sie verlautet, erschallet, so gestaltet sich zugleich ein Bild vor unseren Augen, — wir sehen den Kreis, der sich um sie gesammelt hat. So lasset uns denn die göttliche Thorheit derselben zuerst in dem Gehalte ihrer Verkündigung selbst, dann aber auch in dem Spiegelbilde ihrer Hörer zu erkennen suchen.

Welches war der Inhalt der apostolischen Predigt? Was hat derjenige Apostel verkündigt, der das Urtheil unseres Abschnitts über seine Predigt fället? was namentlich da, als er über Israel den Staub von seinen Füßen geschlagen und zu den Griechen gegangen war? So selbstverständlich ist die Antwort keineswegs; denn wir haben nicht das Recht zu der Voraussetzung, als wären die Briefe des Apostels die Proben seiner öffentlichen Predigt, oder als könnten wir von den ersteren auf die letztere einen leichten Rückschluß machen. Heben wir damit an, die jüngsten festlichen Erinnerungen in uns aufzufrischen. Zwei Predigten haben die Pfingsten uns gebracht, — sie kamen beide aus dem Munde des Apostels Petrus. Da tritt er auf in dem Tempel, als der Geist seine Zunge zertheilt hatte. Was ist die Summa seiner Rede? Die unmittelbaren Zeugen haben dieselbe richtig angegeben: wir hören ihn mit unseren Zungen die großen Thaten Gottes reden! Und wiederum, wie die Epistel des zweiten Festtags es erzählt, tritt er auf in dem

Hause des Cornelius. Und ihr wisset, wie er dem Erstling aus der Heidenwelt die Botschaft von dem Christus bringt, der umhergezogen sey und habe wohlgethan und sey getödtet und auferstanden, und von Gott verordnet ein Richter der Lebendigen und der Todten. Sind das Fälle, welche uns ein allgemein zutreffendes Bild gewähren? ein Bild, das namentlich auch zu der Verkündigung des Paulus stimmt? Wir dürfen die Frage bejahen! Schreibt er doch an die Korinther: und ich, lieben Brüder, da ich zu euch kam, kam ich nicht mit hoher Rede oder Weisheit, euch zu verkündigen das Zeugniß Gottes; denn ich hielt nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch, ohne allein Jesum Christum, und zwar den Gekreuzigten. Sehet da, dieß ist die Predigt der Apostel, ihre ganze Predigt. Gleichwie der Psalm die Predigt des vorigen Testaments dahin gedeutet hat: ich will meinen Mund aufthun und alte Geschichten aussprechen, und verkündigen den Ruhm des Herrn und seine Macht und die Wunder, die er gethan hat: so gilt dasselbe von der Predigt des Neuen Testaments, — sie erzählt die großen Thaten, welche Gott vollendet hat durch Jesum Christum. Das ihr Gehalt und ihre Summa; aber eben das auch das Geheimniß der Macht, mit welcher sie gewirkt, und die Ursache des Schwunges, den ihre Rüstzeuge entfaltet haben. Nur Gottes Thaten konnten dazu drängen, auszugehen in alle Welt, einen hohen Berg zu besteigen und allen Städten Juda die tröstliche Botschaft zu bringen; nur Gottes Thaten konnten die Hirten auf der weihnachtlichen Flur bestimmen, das Wort auszubreiten, das ihnen von dem neugebornen Kinde gesagt war; nur Gottes Thaten die Apostel zu dem großen Bekenntniß treiben: wir können es ja nicht lassen, daß wir nicht zeugen sollten von dem, was wir gehört und gesehen haben; nur Gottes Thaten jenes Müssen in die Seele eines Paulus legen: ich muß ja predigen, wehe mir, wenn ich das Evangelium nicht verkündigte. Aber wenn sich denn die apostolische Predigt auf diese Mittheilungen beschränkt, wenn sie erzählt, wie ein Petrus dem Cornelius, wie

ein Paulus den Männern zu Athen und an allen Orten seines Laufes, — ist das nicht Knechtsgestalt? Wem erzählt man? Den Kindern! Und was ist die Erzählung? Es ist die Milch, welche den Kindern gegeben wird! Wir haben wohl Alle so viel Erinnerung an unsere Jugendzeit, daß wir des Eindrucks noch geständig sind, welchen die erste Mittheilung von den Thaten Gottes in Christo auf uns hervorgebracht; wie uns das Herz dabei aufging, wie eine neue Welt sich unseren Augen öffnete, und die Keime hervorgingen, welche den letzten Grund der Freudenernte in Zeit und Ewigkeit bedingen. Aber nicht wahr, das taugte nur für jene Zeit, und die Begierde nach dieser Speise ließ dann nach? Wie dünket euch? Da ermahnt der Apostel, „seyd begierig nach der lauteren Milch des Wortes", an diesem Einfachen und Heilsamen sollen sie sich genügen lassen. Aber aus dem Munde anderer Apostel vernehmen wir die Klage: „Milch habe ich euch zu trinken gegeben, und nicht Speise, denn ihr konntet noch nicht, auch könnet ihr noch jetzt nicht, dieweil ihr noch fleischlich seid"; „die ihr längst solltet Meister seyn, ihr seid wiederum geworden als die da Milch bedürfen und nicht starke Speise." Lasset uns bestimmter fragen. Haben die Apostel eben nur erzählt? Eins konnten sie nicht unterlassen, — sie mußten das Erzählte deuten. Das haben sie gethan; und diese Deutung der großen Thaten Gottes nimmt einen wesentlichen Raum in ihrer Predigt ein. Aber hören wir Proben davon. Ich erinnere euch, lieben Brüder, so schreibt unser Apostel an die Korinther, ich erinnere euch des Evangelii, das ich euch verkündigt habe, welches ihr auch angenommen habt, welcher Gestalt ich es euch verkündigt habe; — und nun fährt er fort: ich habe euch zuvörderst gegeben, daß Christus gestorben ist für unsere Sünden. Oder er lehrt: Christus ist um unserer Missethat willen dahin gegeben und um unserer Gerechtigkeit willen auferweckt. Und ein anderer Apostel spricht: er hat gelitten — und unsere Sünden selbst geopfert an seinem Leibe auf dem Holze — „durch welches Wunden ihr seid heil geworden."

In dieser Weise deuten die Apostel die Geschichte, welche sie verkündigen; — ihre Deutung geht im Tone der Behauptung! Ja so ziemt es sich für die göttliche Predigt. Sie bezeugt, sie verbürgt, — Beweise sind nicht ihre Sache. Schon recht, auch sie überführt; sie wendet sich an die Gewissen, an die Gewissen der Sünder, an das innerste Bedürfniß der Herzen, an die Regungen in den verborgensten Tiefen der Seele: aber Gründe, wie der Verstand sie gelten läßt, und wie sie vor dem Richterstuhle der Wissenschaft bestehen, — die bleibt sie ebenso beharrlich schuldig, wie sie die Antwort auf die Einwürfe versagt, die ihr von dieser Seite kommen. Und so muß sie verfahren, — der Apostel hat in den Schlußworten unseres Abschnitts den Grund davon enthüllt. „Es gefiel Gott wohl, durch thörichte Predigt selig zu machen, die da glauben." Die da glauben: — ja auf den Glauben, und auf ihn allein, ist die Predigt berechnet; sie will entweder gläubig angenommen oder aber verworfen seyn; und wie sie nicht will, daß die Menschen einen Mittelweg einschlagen, so verschmäht sie selbst jeden Umweg zu dem Ziele. Darum heißt sie auch kurzweg die Predigt vom Glauben; und wir hören es als eine Gottesordnung rühmen: so kommt nun der Glaube aus der Predigt. Aber wenn sie sich nun in diesen Schranken bewegt, ohne je die schlichte Bahn der Bezeugung zu verlassen: trägt sie darum nicht die Knechtsgestalt der Thorheit? Ziehen wir die Summa: nur erzählen, und die Deutung der Erzählung nur behaupten, — sehet da die wesentlichen Züge ihrer Knechtsgestalt!

Was uns der Blick auf ihren Inhalt ergeben hat, das lasset uns weiter in dem Spiegelbilde ihrer Hörer erproben. Allerdings sie wendet sich an alle Creatur; es ist der Wille ihres Stifters, daß ihre Schnur ausgehe in alle Lande und ihre Rede bis an der Welt Ende; ja wir machen die Wahrnehmung, daß sie auch überall, wo sie ertönt, Aufsehen und Rumor erregt, daß große Schaaren aus „allerlei Gattung" die predigenden Apostel umgeben. Da umstanden den Petrus, als er zu Jeru-

salem das pfingstliche Zeugniß ablegte, Männer aus allerlei Volk, das unter dem Himmel ist; und aus allen Schichten und Schulen hatten sie sich gesammelt um den Paulus in Athen, — die stattlichsten und die gemischtesten Kreise um den Mittelpunkt der Predigt. Sie konnten es nicht lassen, zu kommen und zu hören, gleichwie einst Jerusalem und das jüdische Land dem Zuge zu der Stimme des Predigers in der Wüste nicht zu widerstehen vermochte. Allein das bleibe jetzt auf sich beruhen. Heute fragen wir nach den wirklichen Hörern, nach den Jüngern dieser Predigt, von denen der Herr gesagt: „wenn ihr an meiner Rede bleibet, so seid ihr meine rechten Jünger", und welche auf die Frage „wollt ihr auch hinweggehen?" die entschiedene Verneinung zur Antwort geben. Das ist der Spiegel, welchen wir in's Auge fassen. Der Apostel setzt uns in den Stand, uns in dem Kreise dieser Hörer umzuthun. „Sehet an, lieben Brüder, euren Beruf." „Wo sind die Weisen? wo sind die Schriftgelehrten?" Nun sie fehlten nicht ganz. Aber „da sind nicht viele Weise nach dem Fleische; sondern was thöricht ist, das hat Gott erwählt, daß er die Weisen zu Schanden mache." Nicht viele Weise. Es wird sich bei den Griechen gerade so gestaltet haben, wie auch unter Israel. Da hieß es ausdrücklich: „glaubt auch Jemand der Obersten und Schriftgelehrten an ihn?" Irgend eine Einschränkung heißt uns allerdings die Geschichte vollziehen. „Es war aber", so beginnt das heutige Evangelium, „ein Mensch aus den Pharisäern, mit Namen Nikodemus, ein Oberster der Juden, der kam zu Jesu bei der Nacht." Und als eine andere Nacht hereingebrochen war, als die Finsterniß das Licht in ihre Schatten begraben hatte, als Gottes Lamm und Leue entschlafen und verschieden: da trat noch ein Zweiter mit dem schönen Bekenntniß hervor; aber dieß „Paar frommer Juden" war nun auch die ganze Ernte, welche die göttliche Predigt aus den Weisen in Israel gewonnen hat. Die ihr sonst zufielen, welche waren das? Unter Israel gehörten sie dem Volke an, — „diesem Volke, welches nichts vom Gesetze weiß"; und unter

den Griechen dem Kreise der Thörichten, der Schwachen, der Unedlen, der Verachteten. Ob wir nicht noch weiter gehen, ob wir nicht selbst jene seltenen Ausnahmen bestreiten müssen? Ob nicht die volle Wahrheit dahin lauten wird: lauter Thörichte, auch nicht ein einziger Weiser? Denn wenn die Weisen rechte Jünger dieser Predigt geworden sind, so haben sie gethan, was der Apostel begehrt: wer sich dünkt weise zu seyn, der werde ein Thor in dieser Welt. Sie haben ihre Weisheit daran gegeben, sie haben die Vorstellungen und Anschauungen derselben verleugnet, sie haben mit dem Alten gebrochen, und ein Neues gepflügt zur Aufnahme der neuen Saat; sie haben Alles verlassen zur Rechtfertigung des Preises Jesu Christi: Vater, du hast es verborgen den Weisen und Klugen, du hast es aber offenbaret den Unmündigen; so war es vor dir wohlgefällig; sie sind die Armen geworden, an welche das Gelöbniß ergeht, den Armen werde das Evangelium geprediget. Auf dieser Brücke sind sie zum Glauben gekommen, — darum aber erscheinen auch sie wie das thörichte Volk! Und sie behalten diese Erscheinung eben auch als Gläubige, ungeachtet alles Wachsens in christlicher Erkenntniß und Erfahrung, bei allem Reichthum ihres inneren Lebens. Denn was sie auch immer erkennen: die Thaten Gottes, welche ihnen erzählt sind, die sind und bleiben ihres Friedens wesentlicher Grund; und die Deutung derselben, die ihnen das Wort der Apostel gegeben, die ist und bleibt ihres Lebens Licht. Sie wollen darüber nicht hinaus und sie sollen es nicht; — sonst gewinnt die Besorgniß Raum, welche der Apostel der gefährdeten korinthischen Gemeinde gegenüber geäußert hat: ich fürchte, daß, wie die Schlange die Eva verführte mit ihrer Schalkheit, — die Schlange, welche sprach: ihr werdet mit nichten des Todes sterben, sondern eure Augen werden aufgethan und ihr werdet seyn wie Gott, — daß auch eure Sinne verrücket werden von der Einfältigkeit in Christo Jesu! Sehet da den Kreis, der sich um die apostolische Predigt gesammelt hat; er ist ein treuer Spiegel der Knechtsgestalt der Thorheit, die sie an

sich trägt. — Wir konnten diese Betrachtungen weder umgehen, noch auch ihren Umfang beschränken; sie sind uns unentbehrlich für den Nachweis, welchen wir im Auge haben. Aber allerdings stehen wir nach der gewonnenen Verständigung noch immer an der Schwelle unseres Abschnitts. Auf den Zweck ist es dem Apostel angekommen, zu welchem Gott diese thörichte Predigt gestiftet und verordnet habe. Er führt sie auf einen ewigen Rathschluß zurück; so habe es dem Herrn wohlgefallen, so habe er es bei sich beschlossen, und zwar beschlossen — wie wir weiterhin ausdrücklich lesen — im Rathe seiner Weisheit. Eine Thorheit ist die Predigt der Apostel, — aber eine göttliche Thorheit; und die göttliche Thorheit ist weiser, als die Menschen sind. Wie diese Gottesweisheit sich darin in ihrem höchsten Glanze verherrlicht habe: das ist das Zweite, welches wir erwägen.

Es giebt einen Weg, auf welchem wir uns leicht darüber einigen könnten; ja es dürfte scheinen, als hätten die Worte des Apostels uns denselben sehr bestimmt empfohlen. „Da gefiel es Gott wohl, durch thörichte Predigt selig zu machen, die daran glauben.“ Sie selig zu machen, das also war der Zweck des Herrn. Wir fragen: hat er denselben durch die thörichte Predigt erreicht? durch sie allein? ohne alle anderen mitwirkenden Mittel? Es giebt vielleicht nicht viele Fragen, die mit so hoher Zuversicht und auf Grund so unleugbarer geschichtlicher Thatsachen bejahet werden dürfen, wie diese. Hier abermals frischen wir die Erinnerungen der pfingstlichen Festfeier in euch auf. Daß es ein Bild selig gewordener Gemüther sey, welches die Apostelgeschichte uns von den gläubigen Hörern der Predigt des Petrus entworfen hat, und daß dieselben zu dieser Seligkeit wirklich durch seine schlichte Verkündigung geleitet worden: darüber sind wir Alle einig. Aber ihr könntet vielleicht die Eigenthümlichkeit dieses sonderlichen Falles betonen. Den Männern, deren Hände die frischen Spuren von dem vergossenen Blute des Lebensfürsten an sich trugen, habe das Wort des Vorwurfs allerdings

tief in ihre Seelen dringen müssen; und wenn nun auf die geschlagene Wunde der Balsam der zugesicherten Vergebung geträufelt ward: wer könne sich das Hochgefühl der Seligkeit befremden lassen, von welchem sie durchdrungen wurden! So lasset uns denn lieber an jene zweite Predigt desselben Apostels im Hause des Cornelius denken, an diese schlichte Darstellung der geschichtlichen Thatsachen des Evangeliums. Wie leset ihr da? „Als Petrus noch diese Worte redete, da fiel der heilige Geist auf Alle, die ihm zuhöreten", so daß sie mit Zungen redeten und als selige Gotteskinder den Vater im Himmel preiseten. Und damit wir bei unserem Apostel verweilen und uns auf die Erfolge seiner Predigt, derjenigen insonderheit beschränken, welche er recht geflissentlich als eine thörichte bezeichnet hat: — mit welcher Frage wendet er sich an deren Hörer? „Das allein will ich von euch lernen: habt ihr den Geist nicht empfangen aus der Predigt vom Glauben?" „Wie waret ihr damals so selig! so selig, daß, wenn es möglich gewesen wäre, ihr hättet eure Augen ausgerissen und mir gegeben." Auf Grund solcher Erfahrungen hat er es ausgesprochen, er schäme sich nicht der „thörichten" Predigt, denn sie sey eine Kraft Gottes, selig zu machen Alle, die daran glauben. Das also steht thatsächlich fest: die thörichte Predigt macht selig die daran glauben. Und weil die Thatsachen es bezeugen, so dürfen wir uns der Erwägung der Frage, wie solches zugehe, überheben — vorausgesetzt, daß wir im Stande wären, dieselbe zu lösen. Aber gedeihet nun die „thörichte" Predigt zu diesem Ziele: nicht wahr, so ist es bereits gerechtfertigt, daß sich die Weisheit in ihr verherrlicht hat, — denn das pflegen wir ja als die Probe der Weisheit zu achten, daß sie die vorgesetzten Zwecke zu erreichen weiß! Wie dünket euch? Wir bekennen es frei, daß diese Antwort uns bei weitem nicht genügt. Worin die Liebe oder das Erbarmen sich verklären würden: das spiegelt noch nicht die Weisheit von oben her. Wir müssen weiter dringen, und wollen den Ausgang von einer Frage

nehmen, die sich ohnehin wohl kaum umgehen läßt. Wenn nemlich zu jener Zeit die Griechen die Weisheit suchten, wenn Manche unter ihnen gewiß in einem edlen, aller Achtung würdigen Streben nach ihr rangen, ja wenn das Geschlecht dieser „Griechen“ selbst noch heute nicht ausgestorben ist, — aber wenn sie nun, anstatt „durch ihre Weisheit Gott in seiner Weisheit zu erkennen“, eitel wurden in ihrem Dichten, und anstatt die Wahrheit zu finden vielmehr Irrthümern, kräftigen, schandbaren Irrthümern zur Beute fielen: o saget, warum erbarmte sich ihrer die Gnade nicht in der Weise, daß sie ihrem Streben Folge gab? Warum hieß der Geist, welcher die Tiefen der Gottheit erforscht, der Geist, der die Apostel in alle Wahrheit leitete, warum hieß er sie nicht, den Griechen das Heil in ihrer Sprache nahe bringen? warum auch ihnen die thörichte Predigt, für die sie doch nun einmal nicht empfänglich waren? Da bekennet es Paulus: er sey den Griechen ein Grieche geworden. Er wäre der Mann gewesen, auch ihrem Trachten nach Weisheit genug zu thun, — Er, welcher Gott dankte, daß er mehr in Zungen reden könne, als Alle; Er, dem der Geist gegeben hatte, zu reden sowohl von der Weisheit wie von der Erkenntniß; Er, welcher nicht umsonst geschrieben hat, „wenn ich“ (nicht: wenn Jemand, — oder wie das Kirchenlied singt: „wenn Einer alle Kunst und alle Weisheit hätte —“) „wenn ich alle Geheimnisse und alle Erkenntniß wüßte“, — Er war sich dieses Wissens selbst bewußt. Ja er hätte es gekonnt. Aber was er konnte, das hat er nicht gewollt, er hat es nicht gesollt. Und warum nicht? Lasset uns auf diese Frage zunächst mit einer anderen Frage antworten. Wie denn? Bot der Herr kraft der thörichten Predigt den Griechen etwa nur die Seligkeit dar, und verhielt er ihnen die Wahrheit? Mußten sie auf die letztere verzichten, und sich genügen lassen an der ersteren? Wie weit entfernt! Als ob nicht der Heiland gekommen wäre, von der Wahrheit zu zeugen; als ob der Geist umsonst ein Geist der Wahrheit

hieße! Nein; sondern das ist die Sache, und dieß ist das Klarste, was wir darüber zu sagen wissen: Gott wies sie nicht an, die Wahrheit zu erstreben, zu erringen, zu finden, sondern er gab ihnen die Wahrheit, er bot sie ihnen dar als Geschenk und Gabe, er reichte sie ihnen in dem irdenen Gefäße der thörichten Predigt; — und in ihr die volle, ganze, unverkürzte Wahrheit, die Wahrheit zur Gottseligkeit. Daß wir diese Antwort mit aller Zuversicht ertheilen, das geschieht vermöge einer nahe liegenden Vergleichung, — Manchem unter euch wird sie ohne unsere Erinnerung schon in Gedanken getreten seyn. Israel suchte nicht Weisheit, sondern es suchte Gerechtigkeit. Es erstrebte dieselbe auf dem Wege des Gesetzes; — aber es fand sie nicht! Was that der Herr? Er schenkte seinem Volke die Gerechtigkeit im Glauben! Gleich also schenkte er den Griechen die Wahrheit! Wohlan jetzt können wir der Frage ernstlich nahe treten, wie sich dadurch die Weisheit Gottes in ihrer ganzen Herrlichkeit entfaltet habe.

Es ist ein zwiefacher Strahl, in welchem uns die Fülle dieser Weisheit entgegenleuchtet. Wir sind bemüht, den einen wie den anderen aufzuweisen. Nur die in der thörichten Predigt dargebotene, aus ihr dahingenommene Wahrheit ist wahrhaft unser Eigenthum; und wiederum, nur sie ist ein fruchtbarer, ein seligmachender Besitz. Also **zuerst:** nur sie haben wir wirklich, nur sie haben wir sicher. Betonen wir Beides mit gleicher Kraft. Nur sie gehört uns eigenthümlich zu. Es giebt keinen Wahn, welcher der Schriftlehre entschiedener widerstritte, als der, daß die geschenkte, die von Gott geschenkte Gabe nur in einem halben Sinne unser eigen sey, daß uns lediglich das selbst Erworbene in voller Wahrheit gehöre. Der Apostel hat es mit höchster Entschiedenheit gelehrt, und er wird nicht müde, es immer aufs Neue einzuschärfen, daß die von Gott geschenkte Gerechtigkeit eine wirkliche Gerechtigkeit sey, ja daß nur sie den Namen der Gerechtigkeit verdiene: genau dasselbe gilt von der

durch Gott geschenkten Wahrheit; sie und nur sie ist unsere Wahrheit. Was Gott mir giebt, es sey Freude oder Friede, es sey Gerechtigkeit oder Wahrheit, ist mein im strengsten, tiefsten, eigentlichsten Sinne, und mein für alle Zeit, — es ist ein sicheres Eigenthum. Allerdings kann uns der Zweifel irre machen an der Wahrheit; aber doch immer nur an der, welche wir auf eigenem Wege erworben oder aus vernünftigen Reden menschlicher Weisheit entnommen haben; nie an der, von welcher wir rühmen dürfen: „o Herr, es ist ja dein Geschenk und Gab'!" So steht es wahrlich nicht, wie man anzunehmen pflegt, als ob die sogenannten Aufschlüsse die Zweifel zerstreueten; im Gegentheil gehen die letzteren aus dem ergiebigen Schooße der ersteren hervor: — wären wir auf sie allein gewiesen, o wir würden schwerlich über die traurige Frage hinauskommen: was ist Wahrheit? Nur Eins schließt alle Zweifel und für alle Zeiten aus, — die gläubig aufgenommene, als ein Geschenk von oben her empfangene Wahrheit; und auch in diesem Sinne gilt es von dem Glauben, er sey der Sieg, welcher die Welt überwunden hat. Aber die **andere** Seite! Nur die in der thörichten Predigt dargebotene und als Geschenk dahingenommene Wahrheit ist auch ein seligmachender, ein fruchtbarer Besitz. Wir sagen, ein seligmachender. Man spricht wohl von der eigenthümlichen Befriedigung, die das Erkennen, Durchschauen, Begreifen der Wahrheit eintrage. Aber was die göttliche Wahrheit angeht, so tritt wenigstens die Erfahrung nicht als Zeugin dafür ein. Das Verstandene verliert den Werth eines Kleinods, und jene gerühmte Befriedigung schlägt leicht in eine Sattheit um; — wir zweifeln nicht daran, daß der Reichthum an aller Lehre und Erkenntniß, durch welchen sich die korinthische Gemeinde auszeichnete, ihr zu dem bedenklichen Stande gedieh, den der Apostel an ihr rügt: ihr seid schon satt, ihr seid schon reich. Vornehmlich aber sagen wir: die geschenkte Wahrheit sey ein fruchtbarer, ein heilsamer Besitz. Es giebt

ein Verstehen göttlicher Wahrheit, das in der That eine eigenthümliche Gefahr bedingt. Was man in diesem Sinne verstanden hat, das hat man gleichsam überwältigt, man steht darüber, nicht darunter; und in dem Maße, in welchem der Mensch „aufgeklärt" ist, pflegt die Wahrheit ihren Stachel für ihn zu verlieren. Dagegen die geschenkte, die wir als das Geheimniß des Glaubens im reinen Gewissen tragen, sie züchtiget uns, zu verleugnen das ungöttliche Wesen; das gottselige Geheimniß schafft auch ein gottseliges Leben. Und so ist es die Weisheit, welche die thörichte Predigt verordnet, welche sich in ihr und durch sie verherrlicht hat. Ihre Thorheit ist kein Makel, sondern ein Spiegel der göttlichen Majestät; — gleichwie die Knechtsgestalt Jesu seine Herrlichkeit nicht verhüllete, sondern die Fülle der Gnade und Wahrheit geoffenbaret hat. — Was bleibt uns übrig? Wir könnten zuletzt unser Auge auf einem zwiefachen lichten Punkte ruhen lassen. Heute, am Trinitatisfeste, läge es uns allerdings nahe, Wunsch und Bitte vor dem Herrn kund werden zu lassen, daß er uns diese thörichte Predigt fortan erhalte, daß er Viele erwecken möge, sie zu treiben im Sinne der heiligen Apostel, Viele auch aus unserer academischen Jugend, auf daß der Segen derselben die Gemeinden durchgehe und ihr Friede über viele Herzen komme. Aber zu einem Anderen drängt es uns doch noch mächtiger, — zu dem anbetenden Aufblicke zu Dem, welcher diese thörichte Predigt verordnet hat, zu dem Gotte aller Weisheit und aller Huld; daß wir vor ihm unsere Knie zu dem Bekenntniß beugen: o welch' eine Tiefe des Reichthums; groß ist der Herr von Rath und von That, alle Lande sind seiner Ehre voll. Ja lasset uns ihm danken, ihn loben und preisen, und von Herzensgrunde zu ihm sprechen: Dein Geist hängt nie an menschlichen Gesetzen, so die Vernunft und gute Meinung stellt; den Zweifelsknoten kann dein Schwert verletzen und lösen auf, nach dem es dir gefällt. Was unsre Klugheit will zusammenfügen, theilt dein Verstand in Ost und

Westen aus; was Mancher unter Joch und Last will biegen, setzt deine Hand frei an der Sternen Haus. Was Alles ist, gilt nichts in deinen Augen; was nichts ist, hast du, großer Herr, recht lieb; der Worte Ruhm und Pracht mag dir nicht taugen, du giebst die Kraft und Nachdruck durch den Trieb. O Herrscher, sey von uns gebenedeiet, der du das Licht der Wahrheit angezünd't, der du durch deinen Geist der Weisheit Schatz verleihest, — o selig, selig, wer dieß Kleinod find't. Amen.

Kunst und Natur.

Am zweiten Sonntage nach Trinitatis.

Prediger Salomo Cap. 7. V. 29.

„Siehe, dieß habe ich gefunden, daß Gott den Menschen hat aufrichtig gemacht, aber sie suchen viele Künste."

Müßten wir die vorliegenden Worte jener großen Reihe biblischer Aussprüche einfügen, welche die in der menschlichen Gemeinschaft weit verbreitete Unlauterkeit mit ihrem strafenden Lichte beleuchten, und uns theils ermahnen, den Sauerteig der Schalkheit aus dem eigenen Herzen zu entfernen, theils uns aber auch erwecken, mit der Vorsicht des Mißtrauens in dieser Welt zu wandeln: so würden sie ohne Frage hinter andere Schriftäußerungen zurücktreten, welche diese Frucht mit ungleich sichrerem Erfolge tragen dürften; und wir könnten es nicht wohl erwarten, daß die Auswahl derselben zum Mittelpunkte der heutigen Betrachtung euch zur vollen Befriedigung gereichen werde. Da geht es doch in einem höheren Chore, wenn der Psalmensänger fragt: Herr, wer wird bleiben auf deinem heiligen Berge? wer wird wohnen in deiner Hütte? und wenn er die Antwort ertheilt: wer ohne Wandel ist und die Wahrheit redet von Herzen; — wer das thut, der wird wohl bleiben. Da übt es gewiß einen mächtigeren Eindruck auf uns aus, wenn unser Herr und Heiland zu den Seinen spricht: seyd klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben. Daß wir aber den Spruch Salomonischer Erfahrung nicht in diesem sich zunächst darbietenden Verstande aufzufassen haben, dafür leistet schon der Rahme eine Bürgschaft, in welchem die Perle gefaßt

erscheint. Schaue, was ich gefunden habe: so hebt der Prediger zu reden an. Es dünkt euch vielleicht gewagt, diesen Eingang jenem „Wahrlich, wahrlich" zu vergleichen, das in dem Munde Jesu häufig wiederkehrt, oder auch nur an die Weise zu erinnern, in welcher der Apostel Paulus auf seine tieferen Mittheilungen vorbereitet, — ich will euch nicht verhalten, lieben Brüder; ich sage euch ein Geheimniß: aber nehmen sie auch nur den Rang in Anspruch, den wir den Psalmenworten zuerkennen, „mein Mund soll von Weisheit reden und mein Herz soll von Verstand sagen; wir wollen einen guten Spruch hören und ein feines Gedicht auf der Harfe spielen", — schon dann sind wir auf andere Eröffnungen gefaßt, als nur auf eine treffende Zeichnung des weltlichen Treibens. Um zu erfahren, daß die Menschen es nicht redlich mit einander meinen, darum brauchte Salomo den Thron nicht zu verlassen und einem Kaufmanne gleich auf Schätze der Erfahrung auszugehen; und dieß Erkenntniß wäre schwerlich eine Probe der Weisheit, auf deren Ruf die Königin von Mittag nach Jerusalem gekommen war. Schaue, was ich gefunden habe: — da erwarten wir die Lüftung eines Schleiers; noch mehr, wir sind eines Schlüssels gewärtig, welcher ein Geheimniß löse und uns den Einblick in ein dunkles Gebiet gewähre. Und in der That, wir werden nicht getäuscht. Lasset uns vor allen Dingen dieß Gebiet bezeichnen: es ist dasselbe, auf welchem sich das Evangelium des heutigen Sonntags bewegt. Ein Gleichniß hat der Herr darin erzählt, — es ist uns wohlbekannt von Kindesbeinen her. Aber weder diese lange Bekanntschaft noch auch der schlichte Ton der Darstellung hat es verhindern können, daß wir aufs Neue verwundert und befremdet vor dem großen Räthsel stille stehen. Das Mahl ist bereitet, die Gäste sind geladen, und — sie kommen nicht. Welches ist darin der dunkle Punkt? Nicht der Umstand, daß sie nicht kommen wollen, daß sie entschlossen sind, sich der empfangenen Ladung zu entziehen. Man kann das mit Recht als die Sache eines schmählichen Undanks oder einer maßlosen Thorheit be-

zeichnen; aber die zureichende Erklärung liegt in unmittelbarster Nähe. Der Herr selbst hat sie gegeben. Verschieden lautet die Weise, in welcher die Berufenen ihre Ablehnung begründen, aber Eins ist der gemeinsame Grund ihrer mannichfachen Entschuldigungen, — sie hatten Alle diese Welt noch lieb. Das wesentliche Räthsel befindet sich an einer anderen Stelle. Nicht darin steht dasselbe, daß die Herzensneigung dieser Gäste auf ganz andere Güter und Genüsse gerichtet ist; sondern darin, daß sie es wirklich fertig bringen, von dem großen Abendmahle hinwegzubleiben. In unserer Gegenwart tritt diese befremdende Erscheinung in ein noch grelleres Licht. Daß noch jetzt die Neigung in den Herzen wohnt, ein weltliches, in die äußeren Dinge, in die sinnlichen Genüsse aufgehendes Leben zu führen: das ist die Weise der Natur, und darum fällt es uns nicht auf. Aber daß die Menschen, obwohl das Reich Gottes gekommen, obwohl das helle Licht der Wahrheit aufgegangen ist und das Treiben dieser Welt als ein eitles, leeres, hohles, nichtiges erwiesen hat, daß sie es dennoch vermögen, es über sich gewinnen, im alten Wesen zu verharren: das ist der Punkt, welcher der Deutung bedürftig ist. Die Worte unseres Abschnitts geben den Schlüssel. Die Menschen bringen es zu Stande durch — die Kunst! Sie suchen, heißt es, viele Künste. Sie wollen nicht sagen: ich mag nicht kommen; sie scheuen sich auch, geradeaus zu erklären: ich will nicht kommen; aber sie fangen an, sich zu entschuldigen, — die Kunst ersetzt, was die Natur nicht leisten kann. Sehet da den Gegenstand, der unsere Andacht beschäftigen soll. Aber treten wir nicht herzu, ohne zuvor dem Tone, in welchem der Prediger redet, unsere Aufmerksamkeit geschenkt zu haben. Folgen wir dem nächsten Eindrucke, so verspüren wir den Hauch der Wehmuth, der Klage, welcher über der Eröffnung schwebt; — „so ist es, leider ist es so!“ Allein aus eben dieser Klage bricht alsdann ein Rath, eine Weisung, eine Warnung hervor, die dringend zum gesegneten Gebrauche empfohlen wird. Betrachten wir also

die Künste des Menschen als die Waffen seiner Sünde,

so lasset uns erstens des Predigers Klage, und zweitens des Predigers Weisung erwägen. — Herr, schlecht und recht, das behüte mich, denn ich hoffe auf dich!

Der Ton der Klage, sagten wir, sey über diese Worte ausgegossen; — so wird es darauf ankommen, die Stelle aufzufinden, von der dieselbe ihren wesentlichen Grund entnimmt. In der ersten Hälfte unseres Abschnitts suchen wir darnach umsonst. Hier fände sich eitel Ursache, die Huld und Gnade, die Macht und Weisheit des ewigen Schöpfers zu erheben. Aber auch die zweite Hälfte bietet rein für sich genommen keinen Stoff zu einer bitteren Klage dar, sondern sie gewinnt ihn erst, sofern sie auf der Unterlage jener Anfangsworte ruht. Gott hat den Menschen aufrichtig gemacht, aber sie suchen viele Künste. In diesem Aber steht der Stachel und der Nerv. Ihr kennet dasselbe wohl. Es ist das Aber, welches in dem Evangelio verlautet: die Hochzeit ist zwar bereitet, aber die Gäste waren es nicht werth. So lasset uns denn zunächst die Voraussetzung erwägen, auf welche die Klage des Predigers gegründet ist.

Gott hat den Menschen aufrichtig gemacht, — was ist damit gemeint? Müssen wir zurückgehen auf den sechsten Tag in der Schöpfungsgeschichte, da der Herr sprach: lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sey, und da er über das vollendete Ebenbild seines Wesens wie über alle Werke seiner Hände das Urtheil gab, es sey sehr gut? Müssen wir uns versenken in diese ersten Anfänge der Geschichte, und vermöge leichter, gewiß erlaubter Ergänzungen eine Vorstellung davon gestalten, wie der geschaffene Mensch gerade und bieder, offen und zutraulich mit seinem Gotte verkehrte, bis daß, nachdem er durch arge Kunst und List um seine Unschuld betrogen war, in seinem eigenen Herzen böse Ränke Wohnung machten, und er sich verbarg vor seinem Schöpfer und die Schutzwehr des Vorwandes ergriff? Wir brauchen nicht so weit zurückzugehen; ja

wir dürfen es nicht. Die Worte des Predigers weisen auf ein näher liegendes Gebiet. Schaue, was ich gefunden habe, so spricht er. Gefunden habe, — also nicht auf das heißt er achten, was er gehört und gelernt aus der Ueberlieferung der heiligen Geschichte; sondern er redet auf Grund seiner eigenen unmittelbaren Erfahrungen. Er hat die Menschen geprüft, in allen Lebensverhältnissen und in allen Lebenslagen, in allen Lebensaltern und in allen Lebensbewegungen. Er war in den Hütten, er war in den Palästen; er war im Tempel und er war auf der Gasse; er beobachtete die Jugend und das Alter, er sahe die Reichen und die Armen, die Traurigen und die Fröhlichen: und als er nun die Summa zog von Allem, was sein Auge geschaut und erspäht, da sprach er: Gott hat den Menschen aufrichtig gemacht; denn überall, wo er gewesen, wo er schärfer zugesehen, da hat er die unverkennbaren und unvertilgbaren Spuren dieser dem Menschen anerschaffenen, jedem Einzelnen mitgegebenen Aufrichtigkeit entdeckt. Er hat sie nirgends ganz vermißt. Wohl waren sie in verschiedenen Graden vorhanden, wohl ließen sie sich hier leichter, dort schwerer entdecken; hier heller und klarer, dort mehr verwischt; hier reichlicher, dort spärlicher; hier einem plötzlich aufleuchtenden, aber eben so schnell wieder verschwindenden Blitzstrahl vergleichbar, dort einem stetigen Lichtstreif ähnlich, der dunkle Wolken wohlthuend durchzieht; hier sich siegreich hervorringend aus dem traurigen Gegentheil, dort mühsam kämpfend mit einer feindlichen Macht und unvermögend, zu einer klaren Erscheinung zu gedeihen: aber nirgends hat er sie ganz vermißt, in irgend einem Grade haben sie sich überall seinem forschenden Auge dargeboten; und auf Grund dieser umfassenden Erfahrung fället er denn das Urtheil, es sey die Aufrichtigkeit ein Element der menschlichen Natur, nicht verloren in ihrem einstmaligen Falle, sondern im Wesentlichen gerettet und darum in einer jeden Menschenseele vorhanden. Bleiben wir hier stehen. Sprechen auch wir unser Urtheil. War das ein richtiger Schluß, oder hat sein Auge den

Prediger getäuscht? sein Auge, welches doch nur vom Gesetze erleuchtet und lediglich auf dem Gebiete zuverlässig war, das dieß Gesetz mit seinem Lichte bestrahlen kann? Lasset uns einen untrüglichen Maßstab anwenden; lasset uns hören, wie sich Der darüber äußert, der von sich selbst gesagt hat: siehe, hier ist mehr denn Salomo! Aber in dieser Hinsicht wird sich kaum ein Widerstreit entdecken lassen. Ihr habt Recht, es war ein seltener Anblick, welcher dem Herrn zu Theil wurde, als ein Nathanael vor seine Augen trat; und gleich als wäre er überrascht von einem Lichtblick mitten in der Finsterniß, bricht er in die Worte aus: siehe, ein rechter Israelit, in welchem kein Falsch ist. Und nicht minder habt ihr Recht, wenn ihr auf die Klage des Leidenden vor dem Richtstuhle des Pilatus hinweiset, und auf Grund derselben das Urtheil fället, daß es an dieser Aufrichtigkeit doch sehr allgemein gebrochen haben müsse; — „wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme": die große Mehrzahl hörte ja auf diese Stimme nicht! Aber wer vermag sich wiederum der Anerkennung zu entziehen, daß nicht allein jenes Lob über den Nathanael, sondern auch diese Klage über die wahrheitslose Menge auf der Voraussetzung beruht, Gott habe die Menschen aufrichtig gemacht, und ein Rest von dieser Schöpfergnade sey in einem jeden Herzen zurückgeblieben! Ja wenn der Herr ein Kind inmitten seiner Jünger stellt und von ihnen begehrt, daß sie umkehren und demselben wieder ähnlich werden: sollte nicht das Kind ein Muster der Aufrichtigkeit, und die Forderung zur Umkehr deßhalb an sie gestellt worden seyn, ja gestellt werden können, weil dieß ein Element selbst der gefallenen Natur des Menschen ist? Aber weiter! Was liegt darin: Gott hat den Menschen aufrichtig gemacht? Was wird uns dadurch zugesprochen? Denken wir nicht an die Offenheit im Verkehre der Menschen mit einander, sondern suchen wir die Antwort auf einem höheren Gebiete, suchen wir sie allein in der Beziehung des Menschen zu Dem, der ihn erschaffen hat. Was der Prediger überall gefunden hat, — das ist der Sinn

für Gottes Wahrheit, das ist der Sinn für die Rechte seiner Gerechtigkeit! Der Sinn für Gottes Stimme, so daß wir sie herauserkennen aus dem Geschwirre der Meinungen und Ansichten, und sie unmittelbar als Wahrheit empfinden. Der Sinn für Gottes Willen, so daß wir ihn herausfinden aus der Menge der Grundsätze, die geäußert und befolgt, der Beispiele, die gegeben und genommen werden, und daß wir denselben mit gleicher Unmittelbarkeit als unsere bindende Verpflichtung erkennen. „Das ist Gottes Stimme, und so ist es wahr"; „das ist Gottes Wille, und so ist es recht": sehet da die Sprache der Aufrichtigen! Wie geschrieben steht: er wecket mich alle Morgen, er wecket mir das Ohr, daß ich höre wie ein Jünger, ja das Ohr hast du mir durchgraben! Dieß ist die Beilage, die in irgend einem Grade bei uns geblieben ist, und bei uns bleiben will; eine Beilage, welche weder ein fremder Fuß so leicht zertreten, noch auch die eigene Willkür ohne Mühe von sich werfen kann. Der Herr redet —: und umsonst spricht die versuchende Stimme, „du hast dich getäuscht, es war nichts; lege dich nur wieder hin schlafen; es hat gedonnert, ein Engel hat vielleicht geredet"; — ich weiß es wohl, es war des Herrn Mund, der sich zu mir aufgethan. Der Herr gebietet —: und vergebens sagt die Schlangenzunge, „ja, sollte Gott es so verordnet haben?" sie redet mir nicht aus, was ich vernommen habe. Und weil der Herr selbst diese Schrift in mein Herz gezeichnet hat, so mag sie verwittern, aber sie wird nicht ausgetilgt; weil er selbst diesen Stachel geschärft hat, so bricht ihm Niemand seine Spitze ab. So fragen wir denn: weßhalb sprechen die Menschen nicht: siehe, hier bin ich, du hast mich gerufen; Herr, rede, denn dein Knecht höret; du hast mich geladen, und ich habe mich eingefunden; „sieh', hier bin ich, Ehrenkönig, lege mich vor deinen Thron!" Wie bringen sie es zu Stande, sich glücklich vor der Thüre zum großen Abendmahle vorbeizustehlen und in dem Eigenen zu verharren? Mit welchen Waffen führen sie den unseligen Kampf siegreich hinaus? „Sie suchen viele Künste": das sind die

Waffen ihrer Sünde. Hiermit gelangen wir zu dem Nerv unseres Abschnitts und unserer Aufgabe.

„Sie suchen viele Künste." Die Künste selbst hat der Prediger nicht genannt, auch nicht einmal ein Beispiel derselben hat er aufgewiesen. Wir müssen die Lücke ergänzen. Es ist ein unerquickliches Geschäft, die Erfindungsgabe nach dieser betrübenden Seite hin zu beleuchten; aber es ist uns heilsam, unser Angesicht in diesem Spiegel zu beschauen. Schon recht, keine Kunst würde es vermögen, diese Künste erschöpfend auszusagen und aufzuzählen: was wir indeß nicht zu zählen im Stande sind, das können wir doch übersehen, und darauf allein kommt es heute an. Zwei Klassen scheiden wir von einander, — die Künste der Trägheit und die Künste der Täuschung. Heben wir mit jenen an; — nicht deßhalb, weil sie sich dem beobachtenden Auge aufs Erste darbieten, sondern weil sie wirklich die ersten sind, auf welche der Mensch geräth, — die ersten Versuche des werdenden Künstlers, die nächste Weise, in welcher das Herz die Aufrichtigkeit verleugnet und deren gerade Straße verläßt. Die Kunst der Trägheit, — wie verfährt, wie spricht sie doch? „Ich will ja dem Rufe Gottes folgen, nur jetzt noch nicht!" Man begehrt nur Aufschub, mit dem mehr oder minder ernst gemeinten Vorbehalte, zu seiner Zeit die anerkannte Verpflichtung zu lösen. Wir schweigen gänzlich von der Thorheit, an welcher diese Kunst zu Schanden wird. Welch' eine Thorheit, sich noch irgend eine Zeit zu sichern, da man das Eitle und Nichtige genießen kann, einen Raum für Gewinn zu achten, da man sich die Entbehrung der wahren Güter auferlegt und den Stoff sammelt, anhäuft zu der Frage, mit der sich der Apostel an die römische Gemeinde gewendet hat, „als ihr der Sünde Knechte waret, da waret ihr frei von der Gerechtigkeit; was hattet ihr zu der Zeit für Frucht? deren ihr euch jetzt schämet, denn das Ende davon ist der Tod." Davon schweigen wir; wir verfolgen die Künste selbst. Sie lassen sich in Einen Ausdruck zusammenfassen, — in den Ausdruck der Zerstreuungen. Mit ihrer

Hülfe hält man den Stachel von sich fern, welchen Gottes Ruf in das Gemüth gesenkt. Aber mit einer gewissen Hast fügen wir sofort hinzu, wir meinen darunter nicht das, was man gemeinhin so zu nennen pflegt. Namentlich schließen wir die äußeren Zerstreuungen von der Betrachtung gänzlich aus; denn wie ernsten und gerechten Bedenken dieselben auch unterliegen, und wie scharf und strenge man darüber urtheilen möge, — es sind ja keine Künste; sie sind nicht berechnet, eine Absicht liegt dahinter nicht verborgen, sondern offen und rückhaltlos verfolgt man dadurch den Zweck des Genusses. Wir haben vielmehr die inneren Zerstreuungen im Auge, da man sich hier und dorthin wendet, und Alles, was uns irgendwie erreichbar wird, zum Gegenstande der Beachtung macht. Allein auch in diesem engeren Kreise müssen wir den Blick noch schärfen. Kommt ja doch aus gar manchem redlichen Munde die Klage, daß das Leben so unglaublich zusammengesetzt, daß seine Verhältnisse so gar verwickelt, daß die Anforderungen, die vornehmlich der Beruf an uns stelle, so hoch hinaufgeschroben seyen, daß also das Gemüth nicht zu sich selber komme und außer Stande sey, sich dem Einen Nothwendigen aus allen Kräften hinzugeben. Führet ihr sie etwa selbst — diese Klage, und das in wahrer Sorge und Bekümmerniß: unbedenklich würden wir sie als ein gutes Bekenntniß begrüßen; denn gerade Die, welchen diese Seufzer nicht fremd sind, erfüllen mitten unter den lästigen Zerstreuungen, und ungehindert von denselben, das Gebot, „lasset eure Lenden umgürtet seyn und eure Lichter brennen, und seyd gleich den Menschen, die auf ihren Herrn warten." Aber wie nun, wenn diese unvermeidlichen Zerstreuungen als ein willkommener Vorwand, als Raub der Ausflucht und Entschuldigung gemißbraucht werden? wenn man sich nicht darnach sehnt, aus diesem unruhigen Treiben in die Stille, in die Sammlung einzugehen, sondern sich freuet, derselben unter ihrem Schutze entfliehen zu können? Sehet da, das wären die Künste der Trägheit, die ungeachtet ihrer stattlichen Erscheinung ein Nachbild von dem schmerzlichen

Gemälde wären, welches die Schrift mit ihrem warnenden Lichte beleuchtet hat: „gehe hin auf dieß Mal, wenn ich gelegene Zeit habe, will ich dich rufen lassen. Jetzt fehlt es mir an der nöthigen Ruhe, es wird ja eine Stunde schlagen, wo ich an diese Dinge denken kann!" Ob sie wohl schlägt? In Einem Sinne allerdings. Endlich sind diese Künste einmal erschöpft, aufgebraucht, abgebraucht, und sie versagen ihren ferneren Dienst. Aber ob dann wirklich das geschieht, was man so lange aufgeschoben hatte? Ja wenn sich nur nicht zu dieser Stunde dem widerwilligen Gemüthe ein anderes Mittel zur Verfügung stellete! Wir reden weiter von den Künsten der Täuschung! Lasset uns auf ihnen vornehmlich beruhen; vielleicht hat der Prediger sie ausschließlich im Sinne. Kommt doch auch hier erst der Ausdruck zu seinem vollen Rechte; denn das und nichts anderes ist das Wesen der Kunst, daß der Schein, genauer die Erscheinung einer Wirklichkeit entstehe, an der es in der That gebricht. Also Täuschungskünste! Es sind gar manche Fragen, welche ihre Erledigung erheischen. Wen täuschen wir? Etwa die Menschen? Es mag Thoren geben, welche dieß der Mühe werth erachten; — von denen schweigen wir. Oder Gott? Wir wenigstens sind über diesen Unverstand hinaus. Nun wen? Ja Niemand anders, als uns selbst! Und wie uns selbst? Wir sprechen: was soll doch dieses Treiben und Drängen, als müßte ich erst anfangen, als müßte ich erst einen Entschluß fassen? Ich habe mich ja der Wahrheit ergeben, ich meine doch, dem ladenden Rufe gefolgt zu seyn, ich glaube doch, auf den Christennamen einen begründeten Anspruch zu haben! Also so geschieht die Täuschung, daß wir unser Angesicht in einem Spiegel beschauen, welchen wir selbst zuvor eigenhändig geschaffen haben! Und wodurch täuschen wir uns so? welche Künste bringen wir in Anwendung? Lasset uns die hauptsächlichsten nennen; in einem Dreifachen werden sie beschlossen seyn: es sind die Worte ohne Kraft; es sind die Formen ohne Wesen; es sind die Werke ohne Zucht! — Worte ohne Kraft! Lasset

uns ja nicht wähnen, als wären die Worte darauf berechnet, nur vor fremden Augen ein täuschendes Bild zu gestalten. In dem Sinne sagt der Apostel nicht, daß das Reich Gottes nicht in Worten stehe, sondern in Kraft; in dem Sinne nicht, daß wir lieben sollen nicht in Worten und mit der Zunge, sondern in der That und Wahrheit: nur allzuoft müssen die Worte vor uns selbst die Kraft ersetzen! Wie da unser Mund die Herrlichkeit des Evangeliums rühmt, daß es so tief und so hoch, daß es so süß und so lieblich sey; daß es so meisterlich beruhige, so wunderbar erhebe, die Augen erleuchte und die Herzen erfreue; wie wir es da betheuern, wir seyen tief davon ergriffen und im Innersten dadurch gerührt: — aber sey das auch nicht die Sprache ganz eigentlicher Lüge, — wie oft ist es ein leeres Wort, durch welches wir uns abfinden mit der Wahrheit und verleugnen ihre Kraft! Aber weiter. Das Christenthum hat seine Formen; ohne solche Formen — der Heiland nennt sie Schläuche für den Most — läßt sich ein frommes Leben nicht darstellen; weit entfernt, daß sie gleichgültig wären, müssen wir sie eher unentbehrlich nennen. Aber daß nur Niemand wähne, sich vermöge ihrer treulichen Beobachtung der wesentlichen Pflicht entledigt zu haben! Das wäre der Wahn, gegen welchen der Apostel Paulus vom Anfange seines Laufes bis an das Ende mit ungeschwächtem, verzehrenden Eifer gestritten hat; das wäre jene Gerechtigkeit durch die Werke des Gesetzes, die zu zerstören er als seinen besonderen, ihm von Mutterleibe her überantworteten Beruf erkannt hat; das wäre die Thorheit, gegen welche die Väter unserer Kirche die ganze Kraft ihres Lebens eingesetzt haben, „über diesem Opfer wurden sie geopfert.“ Aber hat der Geist diese Pflanze, welche der himmlische Vater nicht gepflanzt, im Ganzen und Großen ausgereutet: so taucht derselbe Wahn in der Geschichte des Einzellebens immer wieder neu hervor. Man thut, was Christenbrauch und Christensitte ist, was nach der allgemeinen, insbesondere nach der gerade herrschenden Ansicht zu der Erweisung eines Christenmenschen gehört, und fragt:

was will man mehr von mir? Allein das wahre Wesen hat dahinter gute Ruhe! Auch dieß aber ist noch nicht die letzte Täuschung. Nie werden wir über jenen Jüngling, welcher dem Heiland in den Weg trat, „guter Meister, was soll ich Gutes thun, daß ich das ewige Leben gewinne?" nie werden wir über ihn ein anderes Urtheil fällen, als daß sich in seiner Frage der ganze Adel eines Strebens gespiegelt habe, so weit dasselbe irgend in dem natürlichen Herzen erwachen kann; wir würden sonst den Blick der Liebe nicht verstehen, mit welchem Jesus auf den Bittenden herniedersahe. Und doch werden wir weder von ihm noch von seines Gleichen in der Gegenwart den Vorwurf abwehren können, daß sie die Kunst ersonnen, durch selbsterwählte Werke, Leistungen, Anstrengungen die Aufgabe zu umgehen, zu ersetzen, welche von obenher verordnet worden ist. Immer sind das doch Werke, welche nur den Schein eines gottseligen Wesens haben, aber es gebricht an der Zucht, — an der Zucht, die in der unbedingten Beugung unter den erklärten Gotteswillen steht. — Wohlan, das wären die Künste der Täuschung, an die wir bei den Worten des Predigers denken. Er sagt: die Menschen suchen diese Künste —; und wir bekennen es noch heute: ja in der That, so treibt man's mitten in der Christenheit; — treue, richtige, treffende Schilderung; unser Keinem fehlt es an Stoff, an Beispielen, welche das Urtheil bewähren. Aber trennen wir uns nicht los von den Anderen, als wären wir von diesen Künsten frei; stellen wir uns ihnen nicht gegenüber, als schiede uns eine weite Kluft. Töne uns auch hier das Wort des Apostels entgegen: so bist du denn ohne Entschuldigung, o Mensch, der du richtest; denn worin du den Anderen richtest, da verdammest du dich selbst, sintemal du dasselbe thust, was du richtest. Sind wir nicht ohne Sünde, nicht ohne Treulosigkeit, nicht ohne Bundbrüchigkeit: so sind wir auch nicht frei von jenen Künsten; denn jede Sünde eines Christen kommt allein durch Kunst zu Stande. Erkennen wir das an: so sind wir recht gestimmt, zu der zweiten Seite unserer Betrachtung herzuzutreten.

Wir denken den Hauch der Klage hinweg, welcher über den Worten des Predigers schwebt. Was bleibt übrig? Eine Unterweisung; — sie bricht nicht minder hell aus der ersten wie aus der zweiten Hälfte des Ausspruches hervor. Sie suchen viele Künste: darin liegt eine Warnung. Und doch hat Gott sie aufrichtig gemacht: darin liegt ein Rath; der Rath, wieder umzukehren zu der ursprünglichen, der eigentlichen Gottesordnung, — gedenke, wovon du gefallen bist, thue Buße, thue die ersten Werke. So lasset uns jene Warnung und diesen Rath nach einander erwägen. — Die Warnung zuerst; und hier wird es darauf ankommen, daß wir den ganzen erschütternden Ernst derselben empfinden. Bleiben wir daher nicht bei dem Ergebniß der ersten oberflächlichen Erwägung stehen. Die viele Künste suchen, die sich zerstreuen und sich täuschen wollen, sie müssen freilich, weil sie der Wahrheit im Inneren und der Weisheit im Verborgenen Gewalt anthun, der Friedelosigkeit zur Beute fallen. Aber jede Warnung weist auf einen künftigen Fluch, auf einen Fluch, an den vielleicht der Leichtsinn gar nicht denkt. Was weissaget ihr selbst als das Ende dieses Weges? Daß sie zu Schanden werden an jenem Tage, wo alles, was im Finstern verborgen ist, an das Licht tritt, wo der Rath der Herzen offenbar wird, wo aller Schein und jede Täuschung dahinfällt? Schauen wir nicht so weit hinaus; — eine entsetzliche Folge ereilt diese Thoren schon jetzt! Wer viele Künste sucht, dem wird die Kunst zur anderen Natur! Das ist keine bloß mögliche Gefahr, die sich unter gewissen Verhältnissen, bei einem unglücklichen Zusammentreffen von Umständen erfüllen mag, sondern unausbleiblich tritt sie ein. Hat man sich eine Zeitlang betrogen, so schwindet allmählig das Bewußtseyn um die Täuschung, man hat sich selbst in ihr verloren. Höret, wie es bei dem Propheten heißt. Da tritt der Herr zu seinem Volke und spricht: ist es recht, daß ein Mensch Gott täusche, wie ihr mich täuschet? Und mit aller Unbefangenheit, mit augenscheinlicher Verwunderung antworten sie: Herr, womit täuschen wir dich denn? Sie wissen

sich auf eine solche Sünde überhaupt nicht zu besinnen! Und ihr kennet die neutestamentliche Wiederholung dieser Rüge; nur daß sie der Herr für den Tag der Rechenschaft geweissagt hat: „Herr, haben wir nicht in deinem Namen große Thaten gethan!" Sie sind sich nicht bewußt, die Hauptsache versäumt zu haben. Nehmen wir die Vergleichung von dem geselligen Leben. Es wird allgemein und bereitwillig zugestanden, daß in den Formen und Sitten desselben kaum ein Senfkorn Wahrheit sey, daß Die, welche sie beobachten, selten daran denken, was sie damit sagen oder thun. Wohlan, auch auf einem höheren Gebiete kann es dahin kommen, und ein tiefer und verderblicher Abgrund thut sich darin unserem Auge auf. Ist uns hier die Kunst zur anderen Natur geworden, was ist sie anderes, als die Unnatur geworden, die Unnatur, die kaum noch vom Satanischen zu unterscheiden ist! Denn das ist ja der wesentliche Gehalt des bekannten Ausspruchs Jesu Christi, „wenn Satan die Lügen redet, so redet er von seinem Eigenen, denn er ist ein Lügner und ein Vater derselbigen", — daß ihm die Täuschung zur anderen Natur geworden sey! Findet sich aus diesem Abgrund noch ein Ausgang der Erlösung? Wir wissen von einer Erneuerung der Natur durch die Gnade; aber giebt es auch eine Umkehr von der vollendeten Unnatur? Wie spricht der Herr? Er sagt: wenn das Licht, das in dir ist, Finsterniß geworden ist, wie groß wird dann die Finsterniß selbst seyn! Das Licht in uns ist die Einfalt, — Gott hat den Menschen aufrichtig gemacht. Suchen sie viele Künste, so verderben sie das Licht. Gehen sie aber vorwärts auf dem betretenen Wege, so werden sie die Kinder der Finsterniß; denn kein Licht von außen frommt, wo die innere Sehkraft erloschen ist. Sehet da die Warnung, welche wir empfangen.

Aber aus dem Schooße derselben tritt der heilsame Rath von selbst hervor. Die sich kraft der Künste, die sie suchen, auf dem Wege zur Unnatur bewegen, sie erfahren den Ruf: zurück zur Natur, Gott hat den Menschen aufrichtig gemacht! Sage

Niemand, dieser Rath sey undurchführbar. Mit der Einfalt stehet es nicht, wie mit der Unschuld. Ist diese Blüthe geknickt, so ist sie nimmer zu erneuern, keine Macht der Gnade kann sie wiederschenken. Aber Künste, die nur gesucht, nur angelernt sind, — mit denen kann man brechen, man kann sie abthun, man kann sie wieder verlernen; in dieser Hinsicht ist man im Stande, ein Neues zu pflügen, ohne wieder unter die Dornen zu säen; man kann ausscheiden den Sauerteig der Schalkheit, und zum Süßteig der Lauterkeit und Wahrheit zurückkehren. Wie wir unseren heutigen Ausspruch überhaupt nicht anders verstehen können, als von der Hauptbeziehung unseres Lebens, von unserem Verhältniß zu dem Herrn: so bleiben wir dieser Auffassung auch hinsichtlich unserer schließlichen Erweckung und Berathung treu. Wir ermuntern uns mithin: überall, wo wir dem Herrn nahe treten und wo der Herr uns nahe tritt; wo er unsere Herzen aufthut und wir den Zug des Vaters zu dem Sohne verspüren, — hinweg mit allen Künsten, vor allen Dingen Einfalt und Wahrheit! Darauf schaue zuerst und zuletzt. Der Prediger spricht anderweitig: bewahre deinen Fuß, wenn du zum Hause Gottes eingehst und stelle dich nicht gleich den Thoren, die nicht wissen, wo sie Arges thun. Der Apostel gebietet: der Mensch prüfe sich selbst, und also esse er von diesem Brote und trinke von diesem Kelche, auf daß er nicht esse und trinke ihm selbst ein Gericht. Der Heiland ermahnt: wenn du betest, so bete im Verborgenen zu Dem, der in das Verborgene sieht. Das Alles sind Beispiele Einer großen und umfassenden Erweckung; ihre Summa ist diese: bei jedem Werke, welches wir als einen Gottesdienst erachten, sey das die Frage und die Sorge, ob wir es auch treu und redlich damit meinen; auf daß wir die Verheißung davontragen, „den Aufrichtigen läßt es der Herr gelingen", und einen Hauch der Seligkeit erfahren, die das Gemüth des Sängers bei dem Worte durchzitterte, „siehe, du hast Lust an der Wahrheit, welche im Verborgenen ist." Das also ist unser Rath. Und was hätten wir sonst noch zu

sagen? Als Moses, der Knecht Gottes, auf der Höhe des Nebo stand, und das Land der endlich erfüllten Verheißung, in welches er selbst nicht einzugehen berufen war, aus der Ferne erblickte: da lag es ihm nahe, von der übersichtlichen Höhe rückwärts zu schauen auf das, was dahinten lag. Vierzig Jahre hatte die Pilgerreise gewährt; und welche Wege, welchen Kreislauf, welche ganz eigentliche Irrfahrten hatte er mit seinem Volke gemacht! Ja das Volk hatte viele Künste gesucht, und davon waren alle diese Umwege der Ausdruck und die Folge. Auch wir, wenn wir auf die zurückgelegte Strecke unseres Lebens hinschauen, selbst unsere Jugend mit ihrer kurzen Vergangenheit nicht ausgenommen, wenn wir erwägen, wie wir von Kindesbeinen an geladen sind, wie uns öfter als jährlich an diesem zweiten Sonntage nach Trinitatis der Ruf entboten worden, „kommet, denn es ist alles bereit", und wie wir nun viele Künste suchten, bald vorwendend, jetzt könnten wir noch nicht, bald uns davon überredend, es sey ja geschehen: o so weigern wir uns schwerlich des Geständnisses, daß Verwirrungen und Verwickelungen des inneren, ja selbst des äußeren Lebens von hier aus ihren Ursprung genommen haben. Nun, endlich kam das Volk der göttlichen Wahl dennoch in das ihm zugesagte Land; und auch wir getrösten uns der Hoffnung, daß die Gnade Gottes, die überschwänglich thun kann über unser Bitten und Verstehen, uns aus allen Irrgängen zu dem großen Abendmahle in der Herrlichkeit geleiten werde. Soll diese Hoffnung sich erfüllen, so will der Rath befolgt seyn, den wir zwischen den Zeilen des Predigers gelesen haben, und der unverhüllt und laut von Bergeshöhe herab durch Zion, die Predigerin des Herrn, mit Macht verkündigt wird: machet auf dem Gefilde eine ebene Bahn unserem Gotte; alles, was höckricht ist, muß schlicht, was krumm ist, muß gerade, was uneben ist, muß eben werden, auf daß die Herrlichkeit Gottes offenbar werde. Amen.

Die Freude in der Höhe.

Am dritten Sonntage nach Trinitatis.

Evangelium Lucä Cap. 17. V. 7.

„Ich sage euch: Also wird auch Freude im Himmel seyn über Einen Sünder, der Buße thut, vor neun und neunzig Gerechten, die der Buße nicht bedürfen."

Welch' ein unermeßlich weiter Abstand zwischen dem Urtheilen und Empfinden in einer höheren Welt und zwischen dem den Menschen gewohnten und geläufigen thut sich im Lichte der vorliegenden Worte vor unseren Augen auf! Zwar hat der Herr dieselben in der Anwendung eines Gleichnisses ausgesprochen, zu welchem eine vielfach erprobte Erfahrung den Stoff geliefert hat: aber was er auf Grund derselben lehrt, eröffnet und versichert, — das mahnt uns weit mehr an den Spruch, „der Himmel ist hoch und die Erde ist tief", als daß wir auch in diesem Falle rühmen könnten, „wie im Himmel also auch auf Erden." In der Höhe ist Freude über Einen Sünder, welcher gerettet wird: — auf Erden achtet man selten auf den Einzelnen, er steht in gar geringem Preise, und nur auf dem Allgemeinen, auf dem Ganzen pflegt das menschliche Auge zu beruhen. Im Himmel entsteht ein Jubel, so oft ein Sünder Buße thut, — aber wie ganz andere Bedingungen müssen sich auf Erden erfüllen, wenn hier eine Feier allgemeinen Anklang finden, wenn die Aufforderung zur Freude auf eine willige Aufnahme rechnen soll! Aber ist es der Zweck unserer andächtigen Gemeinschaft, einen Standort in dem oberen Heiligthume zu

gewinnen; und ist es unser Trost unter allem Drucke dieser Erde, daß in der Höhe eine bessere Ordnung ihren unerschütterten Bestand behält: so werden wir einen Abschnitt willkommen heißen, welcher den Abstand zwischen Himmel und Erde in seiner ganzen Schärfe beleuchtet und uns die schöne Aufgabe stellt, zu dem fröhlichen Bekenntniß hindurchzudringen: ja, Vater, also ist es vor dir wohlgefällig! Aber es will Etwas sagen, in dem gegenwärtigen Falle dieß Ziel zu erreichen. Wie wohlthuend uns die vernommenen Worte auch entgegentönen, so müssen sie uns bei der weiteren Erwägung unausbleiblich befremden, und die gewöhnlichen Erläuterungen heben unsere Bedenken nicht. Freude ist im Himmel über Einen Sünder, der Buße thut, vor neun und neunzig Gerechten, die der Buße nicht bedürfen. Man pflegt diese Versicherung aus einer Regel zu erklären, die sich allerdings sehr allgemein vor uns bewährt. War uns ein liebgewordener Besitz entrissen worden und gab ein günstiges Geschick uns das vielleicht schon aufgegebene Gut zurück: so nahm dasselbe in unserem Herzen die erste Stelle ein, der Schmerz des Verlustes und der längeren Entbehrung wurde Grund und Stoff zu erhöheter Freude; ja es geschah, daß das Auge dann ausschließlich auf dem neugeschenkten Eigenthume ruhete und es über seinen wahren Werth erhob. Aber eine dauernde Befriedigung trägt uns diese für den Augenblick bestechende Deutung doch nicht ein. Denn mag auch bei uns das berauschende Gefühl die Klarheit und Nüchternheit der Beurtheilung beschränken, — dort, wohin die Worte unseres Abschnitts weisen, entspricht das Maß der Freude lediglich dem wahren Werthe. Zwar man könnte uns durch die weitere Erinnerung zufriedenstellen, daß der bußfertig wiederkehrende Sünder in Einer Hinsicht in der That den Treugebliebenen an Werth übertreffe, weil nemlich er, der den Fluch der Sünde durchkostet und sich mit Abscheu von ihr abgewendet habe, die Bürgschaft einer unverbrüchlicheren Treue gewähre: aber mit gutem Rechte behauptet sich dagegen der Einwand, daß man auf Diejenigen mit größerer Zuversicht baue,

welche nie der Versuchung unterlagen, sondern die Anfechtung allezeit siegreich bestanden haben, — gleichwie die Gesundheit uns fester dünkt, die nie gewankt, als die, welche nur die Folge der Genesung ist. So werden wir denn andere Anstrengungen machen müssen, um unsere Gedanken mit dem Worte des Herrn zu einigen. Ehe wir indeß zu diesem Versuche herzutreten, lasset uns eine zwiefache Frage erledigen. Im Himmel ist jene Freude: — also nur die Stätte wird genannt, wo die Aeußerungen derselben verlauten, und nicht die Herzen, welche sie durchgeht. Aber ihr ergänzet die Lücke leicht. In einem verwandten Gleichniß sagt der Herr, es werde Freude seyn vor den Engeln Gottes. Wollet ihr den Kreis der Fröhlichen noch erweitern, in der Berufung auf die Prophetenworte des Sehers, „freue dich, du Himmel, freuet euch, alle Heiligen, freuet euch, ihr Apostel und Propheten", wollet ihr alle Verklärten und Vollendeten in denselben beschließen: wir haben nichts dawider zu erinnern. In diesem Himmel also wird die Freude laut; — wir fragen, welche Freude? Im Allgemeinen offenbar die Freude der Theilnahme. An wem nimmt aber diese Freude Theil? Zunächst freilich an dem Sünder, welcher Buße thut; doch aber nicht an ihm allein, sondern ebenso gewiß an Dem, der ihn gewonnen hat, dem Herrn, dem Hirten seiner Schafe selbst! Wenn wir mithin

die Buße des Sünders als die Freude in der Höhe

betrachten, so suchen wir dieselbe erstens als den gerechten Grund zur frohlockenden Theilnahme; zweitens aber als den mächtigen Trieb zur anbetenden Feier zu erkennen.

Haben wir es als einen Zweck unserer heutigen Betrachtung bezeichnet, uns in dieser Zeit allgemeiner Bangigkeit und Gedrücktheit über die Erde und die irdischen Dinge emporzuschwingen und in einer höheren Welt unseren Standort zu nehmen: so wird das in der That auch die Bedingung seyn, unter der wir jene Freude in der Höhe verstehen können. Mit irdischen,

wenn auch immer in gewissem Sinne und Grade erleuchteten Augen würden wir ihren gerechten Grund nicht ermessen. Es ist ja nicht eine Untugend oder eine Beschränktheit der Welt, wenn sie den Werth eines Menschen nach dem Maße würdiget, in welchem er, wie man zu sagen pflegt, ein brauchbares Mitglied der Gesellschaft ist, sich fügend in ihre Ordnungen, ihren Gesetzen sich unterwerfend, ihre Zwecke fördernd, recht und schlecht in ihrer Mitte wandelnd: denn selbst der Christ vermag sich dieser Schätzungsweise nicht zu entschlagen. So lange sich das Reich Gottes innerhalb dieser Welt entfaltet, so lange wird auch die Gerechtigkeit des Lebens die Haupterweisung eines Frommen seyn; und so ermahnt das göttliche Wort selbst die Pilgrimme und Fremdlinge, daß sie einen guten Wandel führen, unterthan seyen aller menschlichen Ordnung, Jedem die Ehre geben und Alles, was ehrbar, gerecht und lieblich ist, erstreben, „ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dem denket nach." Aus dem gesammten Kreise dieser Gedanken müssen wir heraustreten und uns dahin versetzen, wohin wir ausdrücklich entsendet werden; dahin, wo alle Verflochtenheit des Himmelreichs in die irdischen Verhältnisse dahingefallen, wo also auch die Rücksicht auf den Werth eines Menschen für die irdische Gemeinschaft ausgeschlossen ist, und wo nun eine reine Freude daran möglich ist, daß eine Seele in das Reich des Sohnes aufgenommen wird. Denn das und nichts anderes ist die theilnehmende Freude des Himmels, daß sich das Wort des Apostels erfüllt: ihr seid gekommen zu der Gemeinde der Erstgeborenen, deren Namen im Himmel geschrieben sind. Und so wird es unsere Aufgabe seyn, zu der Ueberzeugung zu führen, wie nur durch die Buße, durch sie aber unausbleiblich, eine wirkliche Gemeinschaft mit dem Himmel hergestellt, und wie mit diesem Anfange ein herrlicher Ausgang verbürgt sey. Zu ihrer Lösung treten wir herzu.

Wenn unser Herr und Heiland so Großes von der Buße aussagt, so muß er bei dem Ausdruck etwas Anderes im Sinne haben, als was die gewohnte Sprechweise darunter zu verstehen

pflegt. Zwar darüber sind wir einig, das bloße Bewegen reuiger Gedanken und schmerzlicher Gefühle verdient den Namen nicht, — die Buße ist vor Allem eine kräftige innere That. Selbst darüber ist die Verständigung leicht, an welche innere That wir denken müssen, — es ist die wesentliche Umkehr unseres Sinnes, die durchweg neue Lebensrichtung. Aber eben hier hebt unsere eigentliche Frage an. Wer umkehrt, hat ein Ziel im Auge; und welches wäre dieses Ziel? Zwei Stimmen verlauten in der Geschichte des Neuen Testaments, die beide ihre Predigt mit der Forderung begonnen haben: thut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen. In diesem Tone verlautete die Stimme des Predigers in der Wüste, aber genau in demselben auch die Stimme des Bräutigams selbst. Was Beide gesagt, mag es auch immer in völlig gleichen Worten gehen, — es kann unmöglich einen und denselben Gehalt beschlossen haben; sondern so weit muß das Eine von dem Anderen entlegen seyn, wie Johannes selbst das Maß des Abstandes gedeutet hat: wer von der Erde ist, der redet von der Erde; der vom Himmel kommt, der ist über Alle. Thut Buße, so gebot die Stimme in der Wüste, thut rechtschaffene Früchte der Buße: sie verlangte die Umkehr von der breiten Lasterstraße auf den Weg der Gerechtigkeit. Wir müssen es gestehen, daß ein solches Verständniß des Ausdrucks noch heute unter uns verbreitet ist. Aber wir dürfen es uns auch nicht verhehlen, daß bei dieser Auffassung desselben die Worte des heutigen Abschnitts ein unauflösliches Räthsel darbieten würden. Lasset uns zunächst die Thatsache betonen, daß der Herr nie, auch nicht Ein Mal, die Buße, welche Er begehrt, auf solche Weise beschrieben, nie, auch nicht Ein Mal, ein so verstandenes Verlangen an eine Seele gerichtet hat; — er hätte es nicht gekonnt, ohne die Stimme des Bräutigams zu verleugnen, ohne selbst ein Prediger in der Wüste zu werden. Wir verharren innerhalb der Geschichte unseres Abschnitts. Da waren die Zöllner und Sünder zu Jesu herzugetreten, und es entstand ein Murren, „Dieser nimmt die Sünder

an und isset mit ihnen." Der Herr breitet seine schirmenden Hände aus, und er rechtfertigt sich selbst wie auch sie, indem er sie als Bußfertige bezeichnet. Weßhalb nennt er sie so? Was haben sie geleistet, diesen Namen zu verdienen? Haben sie sich einem Zachäus gleich reumüthig von jedem ungerechten Gute geschieden, und sich entschlossen, fortan mit reinen Händen ihres Amtes zu warten? O deßhalb hätte sich der Heiland des geschmäheten Kreises schwerlich angenommen, Er, welcher schweigend und mit unverkennbarer Kälte über die Anerbietungen und Gelübde des Zachäus hinweggeht. Was sie gethan, — — wir wissen gar nichts weiter, als das Eine: sie haben sich dem Herrn genahet! Er erzählt weiterhin die Geschichte des verlorenen Sohnes. Er legt dem Reuigen die Worte in den Mund: ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen. Das ist die Buße, wie Er sie versteht, — nicht die Umkehr von der Sünde zur Gerechtigkeit, sondern die Umkehr von der Sünde zum Herrn! Es heißt: kommet her zu mir, Mühselige und Beladene. Wie nennet ihr den Ruf? Es ist ein Ruf zur Buße! Und wenn eine Seele sich nicht bloß nach Ihm gesehnt, hinstrebend zu dem Lichte, da er wohnt, sondern wenn sie Ihn erreicht, wenn sie in die Gemeinschaft mit ihm eingetreten ist: dann hat sie Buße gethan im Sinne seines Worts. Bleiben wir vor der Hand hierauf beruhen, und richten wir von hier aus unseren Blick auf Die, von welchen die Bußfertigen unterschieden, mit denen sie verglichen werden. Lauten nicht die Worte beinahe, als sollte ihnen die Gemeinschaft mit dem Himmel abgesprochen werden? Und doch wiederum — wenn sie der Buße nicht „bedürfen": kommt es nicht daher, weil die nie versuchte Entfernung eine Nöthigung zur Umkehr nicht bedingt? Ihr mögt es als einen Uebergriff erachten, wenn jener ältere Sohn sich in dem Selbstruhme ergeht: mein Vater, ich diene dir so viele Jahre und habe dein Gebot noch nie übertreten; aber das müßt ihr doch stehen lassen, was der Vater selbst bezeugt: mein Sohn, du bist allezeit bei mir und alles, was mein

ist, das ist dein. Lasset uns nicht unwahr werden. Wir wollen es nicht allein einräumen, sondern betonend festhalten: irgend eine Gemeinschaft mit Gott muß das Thun und Vollbringen des gesetzlich geoffenbarten Willens, mag es in einem höheren oder geringeren Grade gelingen, ohne alle Frage eintragen. Zerreißt die Uebertretung der Gebote das Band mit dem Herrn, so muß das treue Streben nach ihrer Erfüllung zu einer Befestigung desselben gedeihen. Aber setzen wir den besten Fall, die äußerste Treue, das redlichste Streben, und das nicht allein in der Vermeidung der Uebertretung — „ich habe dein Gebot noch nie verletzt" —, sondern ebenso in dem Vollbringen des Gebotenen, wie jener Jüngling von sich sagt, „das habe ich Alles gehalten von meiner Jugend an": immer läge doch nur ein Hinstreben zum Herrn vor Augen, aber kein Hintreten zu Ihm; wer in dem Kreise bleibt, in welchem der Heilige ist, der ist noch nicht zu seiner eigenen Person gekommen; selbst das erfreulichste Gelingen auf dem Wege des gesetzlichen Gehorsams wird also zu der Frage eines mehr oder minder klar bewußten Mangels drängen, „was fehlt mir noch?" und für die neue, noch unvollzogene Forderung „komm' und folge mir nach" verbleibt ein freier Raum. Aber was vollendet diesen schöneren Lauf? Nichts anderes, als die Buße! Suchen wir es zu erkennen. Die Buße setzt voraus, daß sich der Mensch von dem Herrn entfernt und daß er seine eigenen Wege in einem fremden Lande gewandelt habe. Und darin besteht sie, daß der Verirrte zu dem verlassenen Herrn zurückkehre. Erwägen wir die Frage, ob er unbefangen in die alte Stellung wieder eintreten könne, so daß ihm die Sprache zustände, „es war ein böser, böser Traum, aber ich bin erwacht, es ist jetzt wieder, wie es vor dem Taumelleben war"? In einem lebendigen, persönlichen Verhältniß erscheint dieß geradezu unmöglich. Eine Gemeinschaft, die eine Zeit lang bestanden hatte und dann abgebrochen war, kann nie in ihrer früheren Weise wiederkehren; sondern die Wiederherstellung des zerrissenen Bandes muß schlechterdings ein

Neues zur Erscheinung bringen. Wir hätten das volle Recht, uns einfach auf das Gleichniß des Herrn zu berufen. Nicht entfernt kam dem verlorenen Kinde der Gedanke, aufs Neue als Sohn im Vaterhause aufzutreten; „mache mich als einen deiner Tagelöhner": mit dieser Bitte kommt er heim. Ebenso wenig setzt ihn der Vater einfach in die ehemals besessenen Rechte ein, so daß er mit dem älteren Bruder wieder auf der gleichen Stufe stand, — sondern mit augenscheinlicher Absicht hat der Heiland ein ganz anderes Bild entworfen. Aber wir suchen bestimmter zu antworten; wir bitten euch, eurer eigenen Erfahrungen auf diesem Gebiete eingedenk zu seyn. Es ist vielleicht Mancher unter uns — es sey mit einem Freunde oder Mitarbeiter, wir schließen selbst das eheliche Verhältniß nicht aus, in Zwietracht, ja in eine völlige Entfremdung gerathen. Es handelt sich nicht um vorübergehende Mißverständnisse, die sich von selbst und ohne sonderliches Zuthun lösen, sondern um einen ernstlichen Unfrieden, der mehr oder weniger zu einer ausgesprochenen Feindschaft gediehen war. Wir setzen nun den Fall, es trete die Versöhnung ein. Was stellet ihr der wiederangeknüpften Gemeinschaft in Aussicht? Sie kann unmöglich wieder ganz die alte werden, so daß die Zeit der Entfremdung vergessen und völlig aus der Erinnerung ausgelöscht wäre, — es sind das Dinge, die sich nicht vergessen lassen. Sondern nur der zwiefache Fall ist möglich: entweder gestaltet sich ein eigenthümlich gezwungenes peinliches Verhältniß, wo beide Theile die ängstlichste Sorgfalt anwenden, jede Veranlassung zum erneuerten Zwiste zu vermeiden, — man begegnet sich mit einer gewissen Kälte, in abgemessenen Formen; oder wenn das nicht, nun so wird die Gemeinschaft eine ungleich herzlichere und innigere, als sie je zuvor gewesen war; — daß wir ein Beispiel anführen, sie verhält sich zu dem Alten, wie das Band, welches der Apostel Paulus zwischen dem Philemon und dem Knecht Onesimus befestigt, da der Herr den Knecht aufnehmen soll als einen lieben Bruder, ja als den Apostel selbst, — sich zu dem rechtlichen Ver-

hältniß zwischen Herr und Knecht verhielt. Wenden wir das auf die Frage an, welche uns beschäftigt. Wenn ein Mensch kraft der Buße zu dem Herrn zurückkehrt, so kehrt er nicht heim in den Kreis des väterlichen Hauses mit dem festen Entschluß, die Gebote des Vaters treulicher zu erfüllen, sondern unmittelbar dringt er zu dem weiten großen Herzen des Erbarmers und wird ein rechtes Gnadenkind. Sehet da die Freude über Einen Sünder, der Buße thut, vor ganzen Schaaren von Gerechten!

Aber was wir erkannt haben, das droht ein unmittelbar sich aufdrängendes Bedenken uns wieder zu erschüttern. Ist lediglich die Buße Grund und Gegenstand der Freude im Himmel, so will es scheinen, daß das Thun des Guten, das Vollbringen des wohlgefälligen Gotteswillens vom Auge der Verklärten übersehen, daß also der Bitte, „dein Wille geschehe wie im Himmel, also auch auf Erden", irgend Etwas von ihrem umfassenden Sinne entzogen werde, und die Vorbildlichkeit des Ausspruchs Jesu über sich selbst, „der Vater läßt mich nicht allein, denn ich halte seine Gebote und thue, was vor ihm gefällig ist", ihren Stachel für uns verlieren müsse. Lasset uns jedoch Eins nicht übersehen. Die Freude, die im Himmel über die Buße des Sünders erwacht, ruht nicht allein auf dem gefaßten oder ausgeführten Entschlusse, sondern ebenso auch auf den Folgen, welche er verbürgt. Und er verbürgt eine höhere und bessere Gerechtigkeit, als welche die Neun und neunzig im besten Falle darstellen können. Das ist der Ruhm der Buße, daß sie die Verletzung göttlicher Gebote nicht bloß meiden, daß sie den Buchstaben derselben nicht bloß halten lehrt, sondern daß auf ihrem Grunde alles Meiden, alles Halten in einem Sinne, der dem Herrn gefällig ist, geschieht. Wir könnten einfach fragen, ob der Gehorsam, welcher von der Gemeinschaft mit Gott ausgeht, nicht besser sey, als der, welcher zu derselben hinstrebt; wir könnten daran erinnern, daß der, welcher kraft der Buße zum Herrn gekommen ist, den erkannten Gotteswillen aus jener Liebe vollbringen werde, davon Johannes schreibt,

„das ist die Liebe zu Gott, daß wir seine Gebote halten und seine Gebote sind nicht schwer.“ Aber wir ziehen es vor, noch einmal eine frühere Betrachtung wieder aufzunehmen. Davon haben wir uns überzeugt, daß wir in die alte Stellung zum Herrn, wenn sie einmal verloren war, nie wiederum zurücktreten können, sondern daß dieselbe neu begonnen eine innigere werden müsse: werden wir uns nun der Anerkennung weigern dürfen, daß wir ebenso wenig den alten Gehorsam zu erneuern vermögen, nachdem wir den Bund desselben gebrochen hatten? daß dieser Gehorsam, aufs Neue gelobt, aufs Neue aufgerichtet, nothwendig ein anderer, und — wie wir hinzufügen dürfen — ein besserer werden müsse? Nie läßt sich die frühere, die verlorene Gerechtigkeit — wenn wir dieselbe anders bei diesem Namen nennen dürfen — nie läßt sie sich zurückerobern; — sie liegt dahinten, und ist unwiederbringlich dahin. Aber mit verzehrender Wehmuth an diesen Verlust gedenken: das würde heißen, sich einer weltlichen Traurigkeit hingeben und die göttliche Betrübniß verleugnen. Durch die Gnade ist uns eine bessere Gerechtigkeit erreichbar geworden. Von der Buße geht sie aus, mit der Buße hebt sie an, durch die Buße ist sie aufgeschlossen und verbürgt: darum ist die Buße des Sünders die Freude in der Höhe! — Aber wir könnten selbst dann, wenn der Versuch der Deutung, den wir angestellt haben, euch irgend ein Genüge gewährt hätte, unmöglich schon mit wirklicher Befriedigung von unserem Abschnitt scheiden. Nach zwiefacher Seite tritt ein weiteres Bedürfniß hervor; — sowohl wenn wir an Diejenigen denken, welchen die Freude gilt, als auch wenn wir auf Die unser Auge richten, deren Herzen sie durchgeht. Wir haben uns bisher auf den bloßen Ausdruck der Buße beschränkt, ohne noch darnach zu fragen, wie es bei der Verwirklichung desselben zugehe. Wenn wir gegenwärtig diese zweite Seite zu beleuchten suchen, so wird es von selbst geschehen, daß auch die Freude im Himmel in einem neuen Lichte erscheine. Gleichwie die eigene Freude Jesu Christi über die Frucht der Gnade an den Un-

mündigen in jenen Preis der Anbetung auslief, „ich preise dich, Vater, Herr Himmels und der Erde": so gedeiht alle Freude der Vollendeten zur Feier des verklärten, erhöheten Heilandes selbst! Die Buße des Sünders ist zweitens der mächtige Trieb zur anbetenden Feier!

Im Allgemeinen lasset ihr es gelten, wenn wir die Buße des Sünders als eine Erweisung der Herrlichkeit Jesu Christi bezeichnen. Sie ist es in den Augen aller Derer, welche geistliche Dinge geistlich zu richten im Stande sind. Hat doch der Herr selbst in den Tagen seiner Auferstehung eben dieß das wesentliche Zeugniß seiner Majestät genannt. „Christus mußte leiden und eingehen in seine Herrlichkeit" — und „predigen lassen in seinem Namen die Predigt der Buße." Ist die Predigt der Buße der Ausfluß seiner Herrlichkeit, so muß ihr wirksamer Erfolg seinen Namen mit dem Glanze der Verklärung umgeben. Aber es gilt, dem Zusammenhange genauer nachgehen. Lasset uns einerseits den Reichthum der Macht und Gnade ermessen, der sich in einem jeden solchen Einzelfalle offenbart; dann aber auch den lichten Strahl erfassen, der überhaupt von hier aus auf die Krone Jesu Christi fällt.

Achten wir auf den einzelnen Fall, da sich ein Sünder zu dem Herrn bekehrt, so stellt sich uns die Frage zur Erwägung, wie geht es zu, daß der Verirrte und Verlorene Buße thut? Daß ihn die Wehmuth bei dem Rückblick in die Vergangenheit, daß ihn die Sehnsucht nach der Wiederkehr des Alten überkommt, daß er Versuche anstellt, sich den traurigen Banden zu entreißen und wieder in die alten Bahnen einzulenken: das lasset uns ihm willig zuerkennen; hier aber ist nun auch die Grenze seines ganzen Vermögens. Den Schritt wirklich zu vollenden, also nicht bloß den Fuß zum Versuche zu heben, sondern rücksichtslos und mit Erfolg zum Vater zu dringen: dazu gebricht es ihm an Kraft. Wir wissen es wohl, es steht geschrieben in dem Gleichniß: ich will mich aufmachen und zu meinem Vater

gehen; und das nicht allein, wir lesen sogar: und er machte sich auf und kam zu seinem Vater. Aber glaubet ihr, daß sich das Gleichnißbild, wie es der Herr vor unser Auge stellt, auch nur ein einziges Mal verwirklicht habe? Ja es hat sich verwirklicht, tausende von Malen, genau so oft, als im Himmel eine festliche Freude gefeiert ward, genau so viele Male, als selige Häupter in der Stadt des lebendigen Gottes sind: aber nie hat es sich erfüllt so schlicht, so einfach, wie es hier verlautet. Hier sehen wir nur zwei Gestalten, — den Vater voller Huld und Erbarmen, dem sein Herz bricht, also daß er sich des Nahenden erbarmen muß, und das verlorene, reuig wiederkehrende Kind. Aber soll der bildliche Vorgang in der Wirklichkeit des Lebens erscheinen, so bedarf es des Hinzutritts einer dritten. Im Grunde bricht sie aus den Zeilen des Gleichnisses selbst hervor; — nicht, daß sie irgendwo ausdrücklich angedeutet wäre; aber sie wird ersichtlich, wenn wir nach dem Erzähler fragen, wenn wir erwägen, daß derselbe sich durch diese Geschichte selbst gerechtfertigt hat. Nur um seinetwillen, nur durch Ihn ist eine Buße, welche wirklich zu dem Vater führt, vollziehbar. Aus der Sünde zum Vater gehen, das wäre nicht so schwer, dazu reichen die Kräfte schon aus; aber ungeachtet der Sünde zu ihm treten, das liegt über alle Menschenmacht hinaus. Hier zeigt es sich, in welchem Umfange das Wort seine Wahrheit habe: ich bin der Weg. Kein Entschluß, keine Erwägung, keine Erinnerung an Gottes Vatergüte bricht die ebene Bahn, sondern es bedarf des lebendigen Mittlers selbst. Wir reden nicht von der Furcht, die uns abhalten, nicht von der Scham, die unseren Fuß lähmen würde; sondern nicht einmal der Gedanke dieser Buße könnte uns aufgehen, wenn wir Den nicht kenneten, welcher erklärt hat, „wer mich sieht, der sieht den Vater", wenn wir nicht Zeugen davon wären, wie er die Sünder thatsächlich angenommen, wie er sie aufgesucht und zu sich kommen lassen, wie er sich ihnen zugeneigt in zuvorkommender Huld. Aber wenn es

denn also zugeht bei der Buße des Sünders, wenn sie nur so vollziehbar wird: wovon ist jeder Fall dieser Art ein leuchtender Beweis? wessen ist die Ehre? wem verbleibt der Ruhm? Wahrlich, da löst sich die theilnehmende Freude an Denen, welchen das Heil widerfahren ist, unausbleiblich auf in die Anbetung Dessen, der dieses Heil ermöglicht hat, — „deinem Namen, o Herr, gieb Preis und Ehre um deiner Gnade und Wahrheit willen"; da bedarf es keiner Aufforderung, „bringet her dem Herrn die Ehre seines Namens, betet ihn an in heiligem Schmucke": von selbst beugen sich ihm die Knie, Ihm, welcher herrlich ist unter seinem Volke. Allein dieß wäre nur das Nächste. Erweitern wir jetzt unseren Gesichtskreis. Sehen wir von dem einzelnen Falle ab, der allerdings in den Worten unseres Abschnitts mit sonderlicher Kraft betont erscheint, und achten wir auf die allgemeine Wahrheit, die sich in allen diesen Einzelfällen spiegelt: — so werden wir die Krone Jesu Christi in einem neuen Glanze erscheinen sehen.

Hier ist es nemlich sichtbarlich zu schauen, auf welche Art das Reich des Herrn erwachsen ist, aus welchem Stoffe er dasselbe bauen, aus welchen Bausteinen er seinen Tempel schaffen mußte. Auf Sünder fand er sich beschränkt, als er zur Aufrichtung seines Reichs erschienen war. Die Anderen haben ihn theils verworfen und verachtet, theils sind sie ihm ausgewichen und vorübergegangen, oder haben sich bald wieder von ihm getrennt. Die Meisten in kaltem Hochmuth, in beschränkter Selbstgerechtigkeit, die Uebrigen unter Schmerz und Thränen. Er sahe sich auf Die gewiesen, von denen er sagt: ich bin gekommen ein Arzt für die Kranken und nicht für die Gesunden. Wenn es also ein Himmelreich auf Erden giebt, so ist dasselbe gesammelt aus Verlorenen und Sündern; und sind ja später auch Gerechte eingegangen, — sie haben es den Sündern nachgethan (Matth. 21, 32). So schreibt der Apostel Paulus: ihr seid erbauet auf den Grund der Apostel und Propheten, da Jesus

Christus der Eckstein ist. Ob wir nicht in einem ähnlichen Sinne sagen dürften: der Grund des Himmelreichs, der auf den Eckstein erbaut worden ist, genauer, die erste Grundlage, kraft deren es in Erscheinung trat, Wirklichkeit gewann und sie allein gewinnen konnte, — es waren die verlorenen Kinder, die verirrten Schafe? Wir haben unser volles Recht, in dieser Thatsache die überschwängliche Huld sich spiegeln zu sehen, und die unermeßliche Tiefe der herablassenden Gnade zu ahnen: aber lasset uns darüber ein Wichtigeres nicht versäumen. Welch' ein eigenthümlich helles Licht umstrahlt die Krone Jesu Christi, sobald wir dieses Kreises gedenken, aus welchem er die Glieder seines Reiches gewinnen mußte! Er konnte nicht auftreten und das Scepter über ein Volk ergreifen, das sein gewärtig war, bereit, ihm zu huldigen und das Bürgerthum von ihm zu empfangen; sondern jeden Einzelnen hat er erst erwerben und gewinnen, herbeirufen und überwinden müssen. Er konnte nicht auftreten still harrend, wie Viele sich in Sehnsucht nach dem rechten Könige zu dem eröffneten und aufgeschlagenen Throne drängen würden; sondern ganz eigentlich hat er sich die Unterthanen geschaffen, Er, als der Ewigvater eines neuen seligen Geschlechts, Er, als der Weinstock, welcher selbst die Reben treibt. Diesen Wunderglanz seiner Krone läßt jeder Einzelfall erkennen, in welchem ein bußfertiger Sünder eingeht in das Reich; jedem sehenden Auge blitzt derselbe entgegen, und für Alle, die dem Himmelreich schon angehören, gedeiht er zu einer Ursache anbetenden Preises. Sehet da die Freude im Himmel, von welcher geschrieben steht.

Wir sind bemüht gewesen, den heutigen Ausspruch des Herrn aus dem Zusammenhange seiner Rede und aus der Natur des Gegenstandes zu verstehen. Aber wenigstens eine Probe für die buchstäbliche Wahrheit desselben lasset uns noch aus einem anderen Gebiete zu gewinnen suchen. Wir nehmen nicht zurück, was wir zu Anfang mit aller Schärfe betont haben, daß wir

uns heute aus dem gewohnten Kreise unserer Vorstellungen in einen höheren versetzen müssen, wo das im Lichte erscheint, was wir hier im Spiegel des Gleichnisses erkennen. Allein wir haben ja doch unser Bürgerthum im Himmel, wir sind ja doch nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Hausgenossen mit allen Heiligen. So folgt, daß die Freude, welche im Himmel empfunden und gefeiert wird, wenigstens in vorübergehender, in annähernder Weise auch in unsere Herzen kommen müsse. Aber eilig fügen wir hinzu, — wir meinen nicht das, was euch zunächst in Gedanken kommt; — daß also auch wir — in scharfer Unterscheidung von den Pharisäern und von jenem falschen Bruder — uns die Buße eines Sünders zum Frohlocken müßten gereichen lassen. Hiervon schweigen wir; denn diese Buße ist meistens ein heimliches Werk, das sich dem beobachtenden Auge zu entziehen pflegt. Sondern wir verharren innerhalb des Bereiches unseres eigenen Lebens. Und hier ist es eine einfache Frage, die wir euch vorlegen. O saget, wann fühlet ihr euch freudig und festlich bewegt und gestimmt? Wann ist euch zum Frohlocken zu Sinne? Wann drängt es euch zur Anbetung, weil ihr die Krone Jesu Christi unmittelbar in ihrem Glanze schauet? Solltet ihr nicht unbedenklich diese Antwort geben, — nicht dann, wenn euch Etwas gelungen war, nicht dann, wenn ihr eine Versuchung siegreich überwunden hattet, sondern in den Stunden, in der Stimmung wahrer Herzensbuße?! In der That, wird es uns je auf Erden von Herzen wohl, so geschieht es dann; die göttliche Traurigkeit wirket unmittelbar zur Seligkeit und erschließt die Freude im Herrn. Und wir sollten es nicht verstehen, daß Freude sey im Himmel, wenn auf Erden ein Sünder Buße thut? Wir kehren zu unserem Ausgangspunkte zurück. Wir sagten wohl, das sey der nächste Eindruck, welchen der Ausspruch des Herrn auf uns hervorbringe, — welch' ein Abstand zwischen Himmel und Erde, zwischen irdischem und himmlischen Urtheilen, Empfinden! Wohlan, in unserem

eigenen Herzen, wenn dasselbe anders aus Erfahrung von der Buße weiß, ist dieser Abstand ausgeglichen. Hier ist ein Wiederschein der Freude in der Höhe. Und gilt sonst nirgends die Sprache, „frohlocket ihr Himmel, freue dich Erde", — „Ehre in der Höhe, Friede auf Erden": in uns hätte sie ihre Wahrheit! O so lasset uns, die einst verlorenen, aber wieder gewonnenen Kinder, immer wieder bußfertig zum Vater zurückkehren; — sey dann nirgends auf Erden Friede und Freude, — in unserem Herzen haben und behalten wir den Gruß: Friede und Freude sey mit euch. Amen.

Das Beharren in der Liebe.

Am vierten Sonntage nach Trinitatis.

Brief an die Hebräer Cap. 13. V. 1—2.

„Bleibet fest in der brüderlichen Liebe. Gastfrei zu seyn vergesset nicht, denn durch dasselbe haben Etliche, ohne ihr Wissen, Engel beherberget. Gedenket der Gebundenen, als die Mitgebundenen, und Derer, die Trübsal leiden, als die ihr auch noch im Leibe lebet."

Die vorliegenden Worte sind der evangelischen Lection des heutigen Sonntags aufs Allernächste verwandt; und eben diese Verwandtschaft hat uns dazu bewogen, sie eurer gegenwärtigen Andacht darzubieten. In beiden Abschnitten ist wesentlich derselbe Inhalt verfaßt, denn hier wie dort tritt das Gesetz der Liebe in seinem königlichen Glanze hervor; und ebenso ist ein und derselbe Geist über beide ausgegossen, denn hier wie dort erhebt der gleiche unnachsichtlich strenge Ernst sein Haupt. Gleichwohl weht es uns anders an aus jenem Unterrichte des Herrn, und wieder anders aus dieser innigen Ermahnung unseres Apostels; in beiden Fällen sind wir eines sehr verschiedenen Eindrucks geständig. Wenn der Heiland in die Worte ausbricht, „darum seyd barmherzig, richtet nicht, verdammet nicht, gebet, vergebet": so erscheint er als ein Baumeister, welcher den gediegenen Grund des Hauses legt und kraft der Grundgesetze, die in diesem Hause gelten sollen, die Dauerhaftigkeit des Baues erzielt. Ertönt dagegen in dem gegenwärtigen Abschnitte die Forderung, „beharret in der brüderlichen Liebe": so ist es hier

die Absicht, ein bereits Bestehendes zu wahren, die Wankenden zu stützen, die Flüchtigen zu halten, die schon Enteilenden zur Umkehr zu bestimmen. Ihr kennet die Lage der Gemeinde, an welche der Apostel sich in dieser Schrift gewendet hat. Sie waren im Begriff, den Glauben zu verleugnen und nach Egypten in das Joch der überwundenen Knechtschaft zurückzukehren: eben deßhalb aber standen sie auch in Gefahr, die Liebe zu verlassen, und nicht allein die erste Innigkeit derselben zu einer Lauheit zu verkehren, sondern überhaupt dem Bruderbunde Valet zu geben und wiederum der Selbstsucht der Natur anheimzufallen. Wir begreifen es, daß der drohende Abfall vornehmlich in dieser letzteren Gestalt den Diener Christi mit der tiefsten Herzensbangigkeit erfüllen mußte; denn von der Liebe weichen hieß, das ewig Währende verlassen, das was bestehen bleibt, wenn selbst das Edelste und Beste untergeht; ja, von der Liebe weichen hieß, das Band der göttlichen Gemeinschaft überhaupt zerreißen, weil nur „wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm." Und so verstehen wir es auch, daß der Apostel die höchsten Anstrengungen macht, daß er die Tiefen seiner Weisheit erschöpft, um Mittel zu finden, Wege zu erspähen, durch welche die Gefahr vielleicht noch abzuwenden sey. Hat er sich früher gegen die Gemeinde dahin ausgesprochen, daß er ihr gegenüber darauf verzichten müsse, aufs Neue den Grund zu legen und die Lehre vom Anfange christlichen Lebens zu treiben, daß er vielmehr zur Vollkommenheit fahren müsse, um sie in ihrem verderblichen Laufe aufzuhalten: so befremdet es uns nicht, daß wir in unserem Abschnitt alles das vermissen, was man gewöhnlich als Bestimmungsgründe zu der Bruderliebe in Bewegung setzt. Er schweigt davon, daß in ihr die Summa des Gesetzes Jesu Christi stehe, daß der Herr an ihrer Uebung seine rechten Jünger erkennen und nach diesem Maßstabe über ihr ewiges Schicksal entscheiden wolle; selbst das übergeht er, daß sich durch sie die Dankbarkeit des Herzens zu erweisen habe, daß, weil Gott uns also geliebt habe, auch wir einander lieben müssen.

Dagegen sind wir darauf gefaßt, daß er auch in diesem Falle eine stärkere, auf geübtere Sinne berechnete Speise darbieten werde, — und die Erwartung täuscht uns nicht. Aber haben wir es uns je gewünscht, euch ein Schriftwort in seinem vollen Gehalte aufweisen und zum Genusse darbieten zu können, so ist vornehmlich Angesichts des vorliegenden Abschnitts dieser Wunsch in uns lebendig; denn hier gilt es sonderlich, den Geist, der über diesen Worten schwebt, aus ihrem Buchstaben zu erkennen oder doch zu ahnen. Nun, der Brunnen ist tief und wir fühlen es wohl, daß wir nur von der Oberfläche haben schöpfen können. Allein selbst um das Wenige, das wir gefunden haben, richtig darzustellen, müssen wir zunächst bemüht seyn, die Weisheit der apostolischen Unterweisung in ihren allgemeinen Umrissen zu zeichnen. Es ist ein täuschender Eindruck, welchen der erste Blick ergiebt, als würden zwei einzelne Lebensäußerungen der Liebe aus der Fülle ihrer mancherlei Erweisungen herausgegriffen, sey es, daß sie zu jener Zeit in sonderlichem Preise standen, sey es, daß es gerade an ihnen bei dieser Gemeinde gebrochen habe. Es sind vielmehr die beiden wesentlichen Formen genannt, in welchen jedwede Bewegung der Liebe beschlossen ist. Denn alles, was der Herr in jenem letzten prophetischen Gleichniß aufzählt, daß die Einen es gethan, daß die Andern es versäumt hätten, läuft auf das Zwiefache hinaus: ich bin ein Gast gewesen und ihr habt mich beherbergt, ich bin gefangen gewesen und ihr habt mich besucht. Der Apostel weiß, daß gar Manches vorhanden kommt, was die Geneigtheit des Gemüths zu diesen Liebeswerken unterdrückt; und so stellt er neue, kräftige Bestimmungsgründe auf, die zu dem schönen Kampfe wider jene Hindernisse erwecken und in demselben beharren lehren: und diese müssen wir zuerst erkennen. Aber wir haben uns nicht davon überzeugen können, daß dieß den Gehalt des Abschnitts vollkommen erschöpfe. Zu ihrer Ruhe gelangt die Erwägung der Worte erst durch die Anerkennung, daß uns zugleich ein Ziel gewiesen werde, welches diesem Liebesleben erreichbar sey;

ein Ziel, das nicht allein zu einer allgemeinen Willigkeit erwecken kann, sondern auch im Stande ist, die Seele zur höchsten Begeisterung zu stimmen. Nach diesen beiden Seiten lasset uns die Weisheit des Apostels zu rechtfertigen suchen. Machen wir also

die Beharrlichkeit in der Bruderliebe

zum Gegenstande unserer Betrachtung, so fassen wir erstens die Schönheit ihres Kampfes, und zweitens die Hoheit ihres Zieles in's Auge.

Bleibet fest in der brüderlichen Liebe, so spricht der Apostel; und er hebt mit derjenigen Erweisung derselben an, welche überall da, wo die Liebe wirklich im Gemüthe Wohnung hat, die nächste, die unmittelbarste, ja eine unverleugbare ist. Seyd gastfrei, herberget gerne, das heißt — damit wir sogleich den vollen Umfang dieser Forderung bezeichnen — seyd zugänglich für die Bittenden, aufgeschlossen für die Schutzlosen und Bedürftigen. Wohlan, es ist die Rede von der Schönheit eines Kampfes. Das setzt von der einen Seite Schwierigkeiten und Hindernisse voraus, die es zu überwältigen gilt; aber wiederum beleuchtet es den Streit mit einem Lichte, welches uns bestimmen kann, ihn unverdrossen zu vollenden. Hindernisse, Schwierigkeiten, — welche wären es? Allerdings, es giebt eine natürliche Unlust, deren wir Alle geständig sind; eine Mauer zieht die Selbstsucht um das Eigene, durch welche sie dem Fremdling den Zutritt verwehrt. Aber wenn der Apostel von einem Beharren in der Liebe spricht: so kann er nicht die selbstsüchtige Natur überhaupt im Auge haben, sondern nur Umstände, Verhältnisse, welche dieselbe nähren und pflegen, die ihr zur Uebermacht verhelfen. Ach und diese — sollten wir sie nicht aus eigener Erfahrung kennen? oder wenn nicht, sollte nicht schon der einfache Name der Beharrlichkeit sie aufweisen? Wer da beharret, nicht wahr, der wird nicht müde? Aber in der That, eben hier tritt uns die Versuchung, zu ermatten und nachzulassen, in eigenthümlicher Stärke entgegen. Einmal und wieder einmal ist man

schon bereit, dem Fremdling die Thür zu öffnen, „komm' herein, warum willst du draußen stehen?" aber den wiederholten Ansprüchen mit immer gleicher Willigkeit zu genügen, und sollte das Haus gleichsam zu einer Herberge werden, sich also nie auf einem Murren, einem Unmuth betreffen zu lassen: das ist der Kampf, den es gilt. „Mache mir keine Mühe", so spricht in jenem Gleichniß der zur mitternächtlichen Stunde angegangene Freund; aber auch ein Paulus hat in einem Anfluge von Ermüdung klagend begehrt: hinfort mache mir Niemand weiter Mühe, denn ich trage die Mahlzeichen des Herrn Jesu an meinem Leibe. Darüber äußert sich Petrus betroffen, als der Herr gelehrt hatte, daß man zur erneuerten Vergebung gegen den Beleidiger bereit seyn müsse; und er naht sich Christo mit der Frage: also wiederholentlich? wie oft? wohl siebenmal? Und wie ist er erschüttert, als ihm entgegnet wird: nicht siebenmal, sondern siebenzig mal siebenmal! er kann es nicht fassen, aber er bewahrt das Wort als Samenkorn für eine spätere Ernte. Und doch, wie schwer es auch sey, unermüdete, unerschöpfliche Geduld im Vergeben zu beweisen, — es will noch mehr sagen, dieselbe Geduld im Geben zu entfalten. „Gott hat Geduld über unseren Bitten": so hat der Herr ausdrücklich gelehrt; dadurch hat er den eigentlichen Zauber der Schönheit auf dem Liebesantlitz Gottes aufgedeckt; aber auch zum Vorbild ist es uns gesagt, „so seyd nun Gottes Nachahmer als die lieben Kinder und wandelt in der Liebe —" (Ephes. 5, 1). Das also ist die Schwierigkeit. Und sie steigt noch. Wenn sie nur darnach wären, die an unsere Pforte klopfen; wenn man sich irgend einer Freude von ihrer Gemeinschaft, irgend eines Segens von ihrer Aufnahme versehen könnte. „Etliche", so schreibt der Apostel zwar, „haben ohne es zu wissen Engel beherbergt." Ja „Etliche", nur Etliche. Aber wie oft denn gewinnen wir den Eindruck, ihr Angesicht sey anzusehen, wie eines Engels Angesicht? Die Meisten tragen ein ganz anderes Zeichen an der Stirn! Wir möchten sie anreden, wie Joseph seine Brüder, nur nicht gleich

ihm in bloß verstelltem Zorne, sondern in ernstlichem Unmuthe: ihr seid nicht gekommen, Speise zu nehmen, sondern als Kundschafter, um zu sehen, wo das Land offen ist; wir möchten sie nicht bloß von unserer Thüre hinwegweisen, „verkehrte Art, wie lange soll ich euch tragen", sondern sie überhaupt hinwegwünschen aus der Gemeinschaft, weil sie das Möglichste leisten zur Erfüllung des Wortes, „wenn die Ungerechtigkeit wird überhand nehmen, wird die Liebe in Vielen erkalten." Tritt denn nun dieß dem Beharren in der Liebe hindernd entgegen, so daß wir Herz und Hand verschließen möchten: so lasset es uns verfolgen, wie der Apostel uns zum Siege in dem unvermeidlichen Kampfe verhilft. Wir erwägen zunächst, was die Worte unmittelbar wie sie lauten gewähren. Gastfrei zu seyn, vergesset nicht. „Vergesset es nicht": — sinnvoller Ausdruck! Richtig verstanden ist er schon an sich selbst geschickt, die Ungeduld über die wiederholten Ansprüche aus ihren Angeln zu heben. Vergesset es nicht; — das soll uns nicht einer Wahrheit eingedenk machen, die wir früher erkannt, auf daß sie wieder frisch und lebendig vor unseren Augen stehe, sondern genau so will es verstanden seyn, wie wenn die Schrift anderweitig mahnt: halt' im Gedächtniß Jesum Christum, der auferstanden ist von den Todten. Es ist die Zurückweisung nicht auf eine empfangene Lehre, oder auf eine übernommene Verpflichtung, sondern die Erinnerung an unseren Beruf. Vergesset es nicht, gastfrei zu seyn, — das heißt: sehet an, lieben Brüder, euren Beruf! Dazu seid ihr da, dazu seid ihr gesetzt; — nehmet euch unter einander auf, gleichwie Christus euch aufgenommen hat, Gott zur Ehre und zum Lobe. Es ist eure Bestimmung, eine lebendige Quelle zu seyn für Andere, euch von Anderen benutzen zu lassen. Was ihr seid, was ihr habt: das seid ihr geworden, das habt ihr empfangen, — nicht um euch selbst zu leben, sondern lediglich für eure Brüder. Wer das begriffen hat, der kann nicht ungeduldig werden. Ungeduld ist möglich gegenüber den Ansprüchen und Anforderungen der menschlichen Willkür; aber sie ist aus-

geschlossen gegenüber einer göttlichen Ordnung und dem göttlich überkommenen Berufe. Da könnte man wohl seufzen über die Lasten und Selbstverleugnungen, die er auflegt; aber man muß sich in denselben fügen und vermag nicht auszuschlagen gegen seinen Stachel. Schon recht, das ist noch keine wahre Willigkeit; denn was unter Seufzen geschieht, das thut man nicht gern. Nun aber schauet, wie der Apostel auch diesem Seufzen seinen Grund entzieht. Etliche, so spricht er, haben Engel beherbergt. Ihr wisset, woran wir zu denken haben. Als Abraham im Haine Mamre an der Thür seiner Hütte saß, da der Tag am heißesten war, da hob er seine Augen auf und drei Männer standen vor ihm. Und er lief ihnen entgegen und sprach: Herr, habe ich Gnade gefunden vor deinen Augen, so gehe nicht vor deinem Knechte über. Er freilich war bevorzugt vor Vielen; aber was für ihn eine Auszeichnung war, das ist in einem anderen, in einem höheren Sinne eine allgemeine Verheißung geworden. Ist es doch unser Apostel in diesem wunderbaren Briefe selbst, welcher nicht müde wird, die theure Wahrheit zu verkündigen, daß Der, welcher sich gesetzt hat zur Rechten der Majestät in der Höhe, soviel besser geworden sey, denn die Engel und so gar viel einen höheren Namen vor ihnen ererbet habe; daß alle Klarheit der Engel vor seiner Herrlichkeit verschwinde; daß alle ihre Gaben für nichts zu achten seyen gegen die überschwängliche Gabe Dessen, dem der Vater alle Dinge unterthänig gemacht habe. Daß wir aber, wenn wir auch nur den Geringsten von allen Geringen in Seinem Namen aufnehmen, — daß wir dann Ihn selbst, und in Ihm Den aufnehmen, welcher ihn gesandt hat: das hat Er mit einem Ernste verbürgt, der jeden Zweifel ausschließt. Wohlan, diese zwiefache Ermunterung und in ihr eine zweischneidige Waffe gegen die widerwillige Neigung liegt offen in den Worten des Apostels vor Augen. Aber es bricht wohl noch ein anderer Strahl aus denselben hervor. Er wird uns entgegenleuchten, wenn wir sinnend auf dem Ausdruck der Gastfreiheit beruhen. Beherbergen,

Schutz und Schirm wider das Grauen der Nacht, wider die Pfeile die des Tages fliegen gewähren, Hülfe und Rettung vor dem Verschmachten und Verderben darreichen: o giebt es ein Handeln, welches im höchsten Maßstabe als ein göttliches bezeichnet werden kann, — dieß ist es und kein anderes! Was sind denn wir? Wir sind Gottes Gäste; Gott herbergt uns. So spricht der Herr bei der ersten Bundesstiftung: das Land ist mein und ihr seid Gäste und Fremdlinge bei mir. Und dahin lautet der Widerhall dieser göttlichen Erklärung bei dem Bau des ersten Tempels: ja Herr, Fremdlinge und Gäste sind wir vor dir, wie unsere Väter alle waren. Wir sind in seinem Schutz und Schirm, wir wohnen in seinem Hause und unter seinem Dache, und seinen Tisch hat er für uns gedeckt, auf daß wir als Gäste an seiner gastfreien Tafel erscheinen. Und wir? Nun, wenn wir selbst gastfrei sind, o dann erscheinen wir als Gottes rechtes Ebenbild; — und vor diesem erhebenden Gedanken sollte nicht aller Unmuth verschwinden?

Aber der Kampf, welchen die beharrliche Bruderliebe bestehen muß, hat doch noch mehr als bloß die eigene Unlust zu besiegen; es finden sich andere und bedenklichere Hindernisse; — sie treten gerade da hervor, wo unsere Liebe ihre wesentlichen Wege wallen will. Gastfrei zu seyn, ist schön und voller Verheißung; aber strenge geprüft ist die gastfreie Liebe doch immer nur eine duldende. Die Liebe will und soll auch ausgehen. Nicht allein Forderungen, welche an sie gerichtet werden, muß sie erfüllen, sondern — so spricht der Herr: ich bin gefangen gewesen und ihr habt mich besucht, ihr seid zu mir gekommen; und in dem gleichen Tone redet der Apostel von Gebundenen, von Solchen, die Trübsal leiden. Lasset uns hier die volle Willigkeit der Liebe voraussetzen; — kann sie in diesen Fällen, wenn sie noch so ernstlich will? Die Gebundenen sind ihr entrückt, sie vermag dieselben nicht zu erreichen; und damit wir den Ausdruck weiter und freier fassen, — die Betrübten haben sich selbst abgeschlossen, haben sich unzugänglich gemacht für unsere

Theilnahme und unseren tröstenden Zuspruch, überhaupt für Alles, was die brüderliche Gemeinschaft an Erquickung und Aufrichtung darbieten mag. Wenn wir denn da außer Stande sind, es jenen Juden gleich zu thun, welche der hinwegeilenden Maria nachgingen, „sie geht zum Grabe, daß sie daselbst weine", um sie durch Gegenwart und Wort vor dem überwältigenden, vielleicht tödtenden Schmerze zu bewahren: sind wir dann überhaupt zur Unthätigkeit gezwungen? Nicht also! sondern gerade hier wird der Kampf der beharrenden Liebe in seiner ganzen Schönheit offenbar! Lasset uns nur hören, wie der Apostel uns beräth. Eins weiß er zu nennen, was wir auch dann noch vermögen, und dasselbe dünkt ihn eine reiche Segensquelle: — „gedenket der Gebundenen und Derer, die Trübsal leiden." Oder wie? sähe sich die Liebe durch diese Weisung auf ein schmerzlich geringes Maß von Macht beschränkt, auf eine Aeußerung, welche ihr unmöglich zur Befriedigung gereichen kann? Daß wir nur dieß „Gedenken" vor allen Dingen richtig verstehen! Scheiden wir es mit Ernst von jenem werthlosen Träumen der Phantasie, auf dem so Mancher sich betreffen läßt. Wer sich gefällt in der oft verlautenden Sprache, — „o wie Viele mögen die Mauern unserer Stadt umschließen, welche ihr Bett mit Thränen schwemmen und ihr Brot mit Thränen essen; wie viel mag in der jüngstverflossenen Nacht geweint und geklagt worden seyn, wie manches Herz ist vielleicht vor Kummer und Sorge schier gebrochen" —: daß er nur nicht wähne, durch dieß eitle Spiel der Empfindsamkeit das Gebot des Apostels zu erfüllen! Jene zahllosen Schmerzen und Klagen sollen wir dem Gotte überlassen, dessen Augen und Ohren darauf achten, und der es sich vorbehalten hat, die Thränen nicht allein zu zählen, sondern auch zu trocknen — sey es schon hier, oder erst dort, wo er verheißen hat, sie alle von den Augen abzuwischen. Das Gedenken, wovon hier die Rede ist, geschieht vermöge einer kräftigen That; — und steht dieselbe nicht in dem Hineilen des Fußes, in dem Oeffnen der Hand, in dem vernehmlichen

Zuspruch des Mundes, so ist sie dennoch eine wirkliche Hinbewegung zu Denen, von deren Banden wir wissen und deren Trübsal wir kennen. Verachten wir dieselbe nicht. Sie ist nicht so leicht und so wohlfeil, wie es den Anschein hat. Bei den Kindern dieser Welt mag es eine bloße Phrase seyn, wenn sie sagen: „gedenke mein, wenn es dir wohlgeht"; aber dasselbe Wort kann Wahrheit, Kraft und Wesen gewinnen. Ihr kennet die sinnvoll zusammengefügten Ergüsse eines Paulus: „mein Gruß an euch, — gedenket meiner Bande, — die Gnade sey mit euch!" Ihr kennet die Bitte Josephs an seinen Mitgefangenen: gedenke meiner bei dir, wenn dir's wohlgeht und thue Barmherzigkeit an mir. Noch besser. Ihr kennet den Ruf des Schächers am Kreuze: Herr, gedenke an mich, wenn du in dein Reich kommst. Und vor Allem kennet ihr das wiederholte Psalmengebet: der Herr gedenke an uns, und segne uns! Liegt das in demselben, daß das Gedenken Gottes eine Bürgschaft seines Segens sey, wohlan, so ist auch mein Gedächtniß der Gebundenen mein Segen über sie! Sehet denn da den Rath, kraft dessen wir beharren können in der Liebe, kraft dessen sich die Liebe unter allen Umständen zu bethätigen vermag; sehet aber auch in diesem Spiegel die Schönheit des Kampfes, welcher ihr verordnet ist. Was die Schrift von dem siegreichen Streite des Glaubens erzählt, daß derselbe schaffen könne, was über das natürliche Vermögen hinausgeht, daß ihm alle Dinge möglich seyen, „durch den Glauben gingen sie durch's Meer, durch den Glauben fielen die Mauern dahin": das gilt nicht minder von der Liebe. Durch ihr Gedächtniß an die Gebundenen und Betrübten umzieht auch sie Land und Meer, und dringt hindurch durch Mauern, Schloß und Riegel. Der Apostel schreibt: ich bin gebunden, aber Gottes Wort ist nicht gebunden; so kann auch uns die Hand oder der Fuß gebunden seyn: von unserer Liebe aber gilt das Wort, „ihr Werk kann Niemand hindern, ihre Arbeit darf nicht ruh'n."

Keiner unter uns wird die Hülfe gering anschlagen, welche

der Apostel der wankenden Liebe durch seine Darstellung geleistet hat. Die Willigkeit des Gemüths hat er dadurch ohne Frage gestärkt und erhöhet. Daß diese Willigkeit aber in Kraft seiner Ermunterungen zu einer wirklichen Begeisterung für die gestellte Aufgabe gediehen sey: das ist ein Eingeständniß, welches wir vor der Hand noch versagen. Denn das, was uns vornehmlich auf dem Wege der Liebe träge macht, das haben die Worte, so weit wir sie bis jetzt durchschaut, noch keineswegs hinweggeräumt. Bei den Erweisungen der Liebe fragt man nemlich vor allem nach der Frucht. Was wird damit erreicht, geleistet, gefrommt? Und fassen wir nun, sey es die gastfreie Aufnahme der Bedürftigen oder das liebreiche Gedenken an die Gebundenen in's Auge: nicht wahr, ihren wirklichen Erfolg schlagen wir so hoch nicht an? Eine augenblickliche Erquickung und Beschirmung, welche keine dauerhafte Hülfe schafft, und vollends ein bloßes Gedenken, welches weder die bedrängte Lage hebt, noch auch nur der Schwermuth wirksam steuern kann, — ist es nicht zuletzt „eitel und ohne Gewinn unter der Sonne?" ist etwas Sonderliches verloren, wenn es unterbleibt? Wir hätten wenig hiergegen zu sagen, wenn wir die Worte des Apostels durch die bisherige Auslegung erschöpft erachteten; denn an dem Steine des Anstoßes, den sie in diesem Falle würden bestehen lassen, müßte in der That die Begeisterung erlahmen. Aber wir haben es bereits ausgesprochen, es giebt ein höheres Ziel, welches wir, ganz abgesehen von dem unmittelbaren Erfolge, bei diesen Erweisungen erstreben sollen; und wie nun der Hinblick auf dieß Ziel im höchsten Maßstabe die Beharrlichkeit der Bruderliebe bedinge: das ist das Zweite, welches wir erwägen.

Mit ausdrücklichen Worten hat der Apostel allerdings solch' einen höheren Zweck der Liebesthaten, welche er geboten, nicht genannt. Lasset uns aber zuvor auf einem anderen Wege die Erkenntniß desselben zu erreichen suchen: so wird sich das Gefundene auch an dem Buchstaben unseres Abschnitts bewähren.

Wir nehmen den Ausgang von der Frage: wo würde das, was hier als Pflichtgebot erscheint, natürlich, selbstverständlich, unausbleiblich seyn? Eine Gemeinschaft ist uns bekannt, wo die Gastfreiheit von der einen und die Theilnahme von der anderen Seite gleich einer unversieglichen Quelle strömt, — nur daß wir denselben nicht gerade diese Namen geben; — es ist die Gemeinschaft der Familie, der Kreis des Hauses. Der Heiland konnte fragen: welcher Mensch ist unter euch, so arg er auch sey, der dem bittenden Sohne Brot und Fisch versage? — der Vater ist gastfrei gegen sein Kind! Und der Prophet durfte fragen im Namen des Herrn: kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes? — die Mutter hat Theilnahme für die Schmerzen ihres Sohnes! Wir dürfen das Gleiche, wenn immer in eingeschränkter Weise, wohl auch aussagen von Brüdern und Schwestern. Aber erweitern wir den Kreis über den Bereich der Natur: wann würden diese Liebeserweisungen in christlicher Gemeinschaft natürlich und selbstverständlich seyn? Nicht wahr, da überall, wo die Einzelnen gleich Gliedern zu Einem Leibe verbunden wären, wo es deßhalb also stände: so Ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit; und so Ein Glied wird herrlich gehalten, so freuen sich alle Glieder mit. In solcher Gemeinschaft kann es Niemand vergessen, gastfrei zu seyn, — „vergäße ich dieß, so werde vergessen meiner Rechten." Und hier kann es nicht fehlen an dem Gedächtniß der Gebundenen und Betrübten, — oder *alle* Gedanken müßten uns ausgehen! Da würde es Jedem zu Sinne seyn wie dem fragenden Apostel: wer ist schwach und ich werde nicht schwach? wer wird geärgert und ich brenne nicht? Nun aber merket: dasselbe, was die natürliche Folge solch' einer gliedlichen Vereinigung, ihre Frucht und ihre unmittelbare Lebensäußerung ist, dasselbe ist auch das rechte Mittel, um das Band der heiligen Gemeinschaft in Christo Jesu zu pflegen und zu befestigen. Sehet da das Ziel, welches wir durch die Erfüllung der apostolischen Gebote verfolgen sollen; das Ziel, daß

mehr und mehr eine Gemeinde erscheine, welche, wie geschrieben steht, zusammenhange durch alle Gelenke, auf daß der Leib zu seiner Selbsterbauung wachse. Aber wir haben gesagt, dieß und nichts anderes sey auch der wahre Sinn der heutigen Worte unseres Apostels selbst. Es rechtfertigt sich diese Voraussetzung schon vermöge des Ausdrucks, welchen er an die Spitze derselben gestellt hat. Bleibet fest in der brüderlichen Liebe. Brüderliche Liebe, — das ist doch keine bloße Nächstenliebe. Zwar nicht das kann die Absicht seyn, die letztere gegen jene herabzusetzen. Wollten wir die Beiden ihrem Werthe nach mit einander vergleichen, so dürfte sich die Wagschale leicht zu Gunsten der Nächstenliebe neigen, schon darum, weil ihr Kreis ein weiterer, weil also nur ein weites, großes Herz derselben fähig ist. Hier gilt es lediglich, sie von einander zu unterscheiden; dieser Unterschied aber ist kein anderer, als daß die Nächstenliebe das unmittelbare Bedürfniß im Auge hat, (daher denn die Wohlthätigkeit immer ihre wesentliche Lebensäußerung bleiben wird), während die Bruderliebe andere, höhere Zwecke verfolgt, — den Zweck, den Bruderbund zu stärken! Höret ihr aber den Apostel seine Ermahnungen dadurch begründen, daß er sagt, gedenket der Gebundenen, „als die Mitgebundenen", und Derer, die Trübsal leiden, „als die ihr auch noch im Leibe seid", die ihr also Fremdlinge, Pilgrimme seid in der Zerstreuung: o so läßt sich das nicht anders deuten, als daß sie fleißig seyn sollen, durch das Band der Liebe die Gemeinschaft zu pflegen, auf daß Ein Leib und Ein Geist auf Grund derselben Einen Hoffnung des Berufs erscheine. Das aber ist ein Gedanke, der mehr als bloß die allgemeine Willigkeit, der eine wirkliche Begeisterung erwecken kann.

Fühlen auch wir uns durch denselben wie von einem solchen Hauche angeweht? Ist es uns zu Sinne, in der Macht der Begeisterung die Adlerflügel zu regen? Oder empfinden wir alsbald eine Lähmung oder Erkältung? Daß der Gedanke damals eines mächtigen Eindrucks gewiß war: wir begreifen es

wohl. Da glich die Gemeinde noch einem Leibe oder einem Gebäude; sie war noch von der Welt geschieden, sie litt noch unter ihrem Drucke und unter ihren Verfolgungen. Wurde nun der Zusammenhang zwischen den Gliedern lockerer und loser, oder drohete das Gebäude zu verfallen, weil die einzelnen Bausteine nicht mehr fest aneinander hingen, — ja da mußte die Mahnung tief einschneiden: lasset einen Bau nicht verfallen, dessen Baumeister und Schöpfer der Vater, und dessen Eckstein der Sohn ist; und mit Freuden wurde ein Rath, eine Unterweisung begrüßt, die nach dieser Seite hülfreich war. Aber jetzt, — o kann man sich gegenwärtig überhaupt dieß Ziel nur setzen? jetzt, wo man einen Leib, wenn auch einen kranken, und ein Gebäude, wenn auch ein verfallenes, kaum noch sieht? Was ist denn unter uns in dieser Hinsicht sichtbarlich vorhanden? Wollen wir unsere kirchlichen Gemeinschaften geltend machen, unter besonderer Betonung der Feier, da sie Alle von Einem Brote essen und aus Einem Kelche trinken? Ja wenn sich nur nicht ein reicher Stoff für jene Rüge fände: „wenn ihr nun zusammenkommet, so heißt das nicht des Herrn Abendmahl essen; denn ein Jeglicher nimmt sein eigenes Abendmahl vorhin"; — es ist ein Jeder fromm auf seine Hand! Oder wollen wir uns auf die außerkirchliche Pflege der brüderlichen Gemeinschaft verweisen? Wenn sie nur mehr wäre, als eine bloße Geselligkeit, welche lediglich die christliche Färbung, genauer, die christliche Tünche trägt! Wie mag man sich da ein solches Ziel noch stecken? Wäre das nicht ein eitler Traum, und wären die Versuche seiner Verwirklichung nicht bloße Streiche in die Luft? Aber wir lassen uns durch diese Bedenken nicht irren! Eins steht uns doch fest; — daß dereinst die heilige Gemeinde des Herrn in Herrlichkeit erscheinen wird als eine ausgebaute, vollendete Hütte Gottes bei den Menschen. Wird sie alsdann offenbar werden: nun so muß sie auch schon vorhanden seyn und der vollendeten Erscheinung entgegengehen; und ohne daß wir sie sehen, muß es uns möglich seyn, zu ihrer Erbauung, zu

dem Bande ihrer Gemeinschaft beizutragen. Nur für Den stumpft sich die Spitze der Ermahnung ab, der allein auf das sieht, das vor Augen ist — wer aber glaubet an die Gemeinschaft der Heiligen, der säet die Saat, die der Apostel geboten hat, in Aussicht auf die sichere Freudenernte. — Und nun kehren wir nochmals zu der Erinnerung zurück, die wir am Anfange unserer Betrachtung in uns aufgefrischt. Wir baten euch, daran zu gedenken, wie auf das Zwiefache, was uns der heutige Abschnitt entbietet, alles das hinauslaufe, was der Herr in jenem entscheidenden Gleichniß bekennt: ich bin ein Gast gewesen, und ihr habt mich beherbergt; ich bin gefangen gewesen und ihr habt mich besucht. Was ist sein Lohn? „Kommet und ererbet das Reich." Und sie sind verwundert, weil sie sich nicht bewußt sind, gethan zu haben, was zu ihrem Ruhme verkündiget wird. Ja sehet, sie haben bauen helfen die Gemeinde, welche sie nicht sahen; darum kommen sie zu den Geistern der vollendeten Gerechten. In diesem Sinne und zu diesem Zwecke lasset denn auch uns „beharren in der brüderlichen Liebe." So übrigt zuletzt die ausdrückliche Frage, die wir aneinander zu richten haben, die Frage, welche jeder Laut unseres Abschnitts an uns stellt: ihr Kinder des Höchsten, wie steht's um die Liebe? wie folgt man dem wahren Vereinigungstriebe? bleibt ihr auch im Bunde der Einigkeit steh'n? ist keine Zertrennung der Geister gescheh'n? Und vermögen wir diese Frage nur kleinlaut zu beantworten, begeben sich die Besten unter uns einer zuversichtlichen Bejahung, mit einem Petrus sich bescheidend, „o Herr, du weiß'st alle Dinge", — nun, so wollen wir bitten: laß uns so vereinigt werden, wie Du mit dem Vater bist, — bis daß auf der ganzen Erde kein getrenntes Glied mehr ist. Amen.

Salz und Friede.

Am sechsten Sonntage nach Trinitatis 1861, nach dem Attentate auf König Wilhelm von Preußen.

Evangelium Marci Cap. 9. V. 49. 50.

„Es muß Alles mit Feuer gesalzen werden, und alles Opfer wird mit Salz gesalzen. Das Salz ist gut; so aber das Salz dumm wird, womit wird man würzen? Habet Salz bei euch, und habet Frieden unter einander."

Wenn ihr die Worte einer mehr verständigen Erwägung unterwerfet, so dürfte euch die Behauptung, welche wir an die Spitze stellen, leicht als eine gewagte und zweifelhafte erscheinen, daß nemlich ihre wesentliche Absicht in dem letzten Laute zu suchen sey, und daß die gesammte Rede in dem Schlußgebote zu ihrer Ruhe komme, „habet Frieden unter einander!" Wir könnten euch zwar bitten, des geschichtlichen Zusammenhanges zu gedenken und das gefällte Urtheil in dem Lichte der umfassenden Erzählung zu prüfen, welcher unser Abschnitt angehört. Als nemlich der Herr seine Jünger zu diesem Unterrichte um sich her versammelte, da hatten sie im Laufe des Tages, mit ihm wandelnd, jenen Streit unter einander gehabt, wer unter ihnen doch der Größere sey; und wollte nun seine Weisheit diesem Keime der Zwietracht wehren, der bald zu einer bitteren Wurzel erwachsen konnte, so mußte die Ermahnung zur brüderlichen Eintracht die Summa seiner Unterweisung seyn. Allein wir wagen nicht darauf zu hoffen, daß dieser Umstand hinreichen werde, eure Theilnahme für den unscheinbarsten Theil unseres Abschnittes zu gewinnen. Derselbe enthält so vieles Neue und Räthselhafte, daß

die allbekannte Aufforderung zur Friedfertigkeit darüber übersehen wird, und, weit entfernt, sich die andächtige Theilnahme zu erzwingen, vielmehr in leisen Schwingungen für das Ohr verhallet; — leider ist es nicht die Weise der Menschen, überall das schöne Wort des Apostels zu rechtfertigen, daß „die Glieder, welche uns dünken die schwächsten zu seyn, die nöthigsten, mithin des größten Schmuckes, der höchsten Ehre würdig sind." Gestattet ihr dagegen dem Gemüthe, mit seinem Auge auf dem Abschnitte zu beruhen, so sind wir ebenso gewiß, daß dasselbe vornehmlich, ja ausschließlich an dem schlichten Schlußworte haften werde, so daß ihm alle Pracht der hohen Anfangsworte in dessen höherem Glanze verschwindet. Wir singen es dem Psalme nach: „siehe, wie fein und lieblich ist es, daß Brüder einträchtig bei einander wohnen; wie der köstliche Balsam, der von dem Haupte Aarons herabfließt in seinen Bart und sein Kleid, und wie der Thau, der vom Hermon herniederfällt auf die Berge Zions; denn daselbst verheißt der Herr Leben und Segen immer und ewiglich." Und was der Herr bei der Verkündigung einer nahen Gnadenzeit seinem Volke gelobet hat, „ich will Frieden geben an diesem Orte", oder was der Apostel einer Gemeinde anwünscht, „der Gott des Friedens sey mit euch": das ist eine Zusage und ein Segen, der so recht unserer Herzensbitte entgegenkommt, „Gott, gieb Frieden in deinem Lande, Glück und Heil zu allem Stande." Und heute insonderheit sind wir nicht nur geneigt, sondern es ist die unabweisliche Forderung des tiefinnersten Bedürfnisses, dem Worte vom Frieden nachzusinnen. Das erschütternde Ereigniß, welches in den letztvergangenen Tagen alle Herzen in unserem Lande erregt und in Aufruhr gesetzt hat, — o von welchem Standorte man es auch beurtheilen möge, und wie viele Tröstungen sich uns immer ungesucht und unmittelbar darbieten mögen: davon ist es doch ein schmerzliches Zeichen, daß nicht Diejenigen im Rechte sind, welche sprechen, „es ist Friede, es hat keine Gefahr", sondern daß die Wahrheit auf Seiten Derer ist, die gleich dem Propheten den drohenden,

warnenden Finger erheben, „sie sagen: Friede, Friede! und ist doch nicht Friede"; ja dafür ist es ein Beweis, wie hochnöthig es sey, daß ein Jeder nach dem Maße seiner Kraft und Gabe, in dem Kreise und mit den Mitteln seines Berufes der offenbar gewordenen Gefahr begegne. Sammeln wir daher unsere Andacht mit sonderlicher Innigkeit um das Wort vom Frieden, so kann es freilich scheinen, als ob die gesuchte Frucht sich gerade von diesem Baume schwerlich dürfte brechen lassen. Habet Frieden unter einander: so spricht der Herr. Aber schauen wir rückwärts in die ganze Geschichte der christlichen Vergangenheit, so vermissen wir selbst in der Zeit der höchsten Blüthe den völligen Gehorsam gegen dieses Reichsgesetz. Wenn wir von jenem Augenblicke absehen — es war im Grunde eben nur ein Augenblick —, wo wirklich Alle Ein Herz und Eine Seele waren, so haben die Apostel keinen Brief an die verschiedenen Gemeinden erlassen, in welchem nicht nach dieser Seite mehr oder minder bittere Klagen verlauteten; ja selbst die Christen zu Philippi, die Paulus seine Freude und seine Krone, seine lieben und gewünschten Brüder nennt, — Eins fehlte ihnen noch, und „ist bei euch Trost der Liebe", so bittet und ermahnt er sie, „so erfüllet meine Freude, daß ihr Eines Sinnes, einmüthig und einhellig seyet": und gegen diese Christen — wer sind wir? Habet Frieden unter einander: so spricht der Herr. Ja wenn das dieselbe Ermahnung wäre, die der Apostel einmal ertheilt hat, „ist es möglich, so viel an euch ist, so habet mit allen Menschen Frieden", oder wie sie seiner eigenen Seligpreisung entsprechen würde, „selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen": wohl, so könnten wir es uns vorsetzen, mit aller Sanftmuth und Demuth, mit herzlicher Nachgiebigkeit zu wandeln in dieser Welt, und den Erfolg der segnenden Gnade anheimzustellen. Nun aber macht uns das gebietende Wort „habet Frieden unter einander" für die wirkliche Erreichung eines Zieles verantwortlich, zu welchem alle unsere Mittel unzureichend scheinen, und welches — so weit wir sehen können —

nur durch ein wahres Gotteswunder zu seinem Stand und Wesen kommen könnte. Aber wie nun, wenn vielleicht die Anfangsworte unseres Abschnitts den sicheren Weg zu diesem wunderbaren Ziele beleuchten, und wenn sie eben deßhalb so dunkel, so räthselhaft lauten, weil das Ziel, zu welchem sie geleiten wollen, selbst ein so geheimnißvolles ist? In der That ist dieß der Eindruck, welchen wir von der gesammten Rede Jesu Christi hinweggenommen haben. Habet Frieden unter einander: das ist das Ziel, welches erreicht werden soll, und keineswegs die Ermahnung, die an uns ergeht. Die Ermahnung ist beschlossen in dem früheren Worte, „habet Salz bei euch", und dieselbe kann ertheilt, sie kann von uns vollzogen werden, weil eben die Gnadenthat an uns vollendet ist, davon der Anfang unseres Abschnitts Zeugniß giebt. So lasset uns denn niedersitzen zu den Füßen dieser Unterweisung. Möge es uns gegeben werden, daß durch die Betrachtung derselben die Wogen unserer erregten Herzen sich legen; möge aber auch der Gott, der gut zu machen gedenkt, was die Menschen böse zu machen gedenken, durch unseren Dienst unser Aller Füße auf den Weg des Friedens richten!

Das Geheimniß der Eintracht

sey der Gegenstand unserer Andacht. Betrachten wir zuerst das Räthsel, zum Anderen die Lösung.

Eine Ermahnung ist es noch nicht, wenn der Herr seine Stimme zu den Worten erhebt, „es muß Alles mit Feuer gesalzen werden", sondern kraft derselben legt er erst den Grund, auf welchem sich später die Ermahnung erbauen will. „Es muß", „es wird": das deutet einen Gottesrath, das weissagt eine Gottesthat, nicht aber einen Willen, der durch menschlichen Gehorsam soll vollzogen werden. Hier würde ein Rennen und Laufen, ein Suchen und Trachten auch nicht frommen, denn dieses Salz und dieses Feuer — es findet sich kein Krämer auf der weiten Erde, bei dem die edlen Güter feil gehalten würden. Was ist das Feuer? und was ist das Salz? und wie verhält sich das Eine zum Anderen? „Der Herr hat

zu Zion sein Feuer und zu Jerusalem seinen Heerd": so steht geschrieben. Und so oft sich die Schrift dieses Bildes bedient, überall bezeichnet sie damit die Hinbewegung Gottes zu den Menschen, die Weihe, welche dieselben kraft dieser göttlichen Berührung erfahren. Ihr gedenket von selbst an die zahlreichen Fälle in der Geschichte des Alten Bundes, wo das Feuer von oben herniederfuhr und die Herrlichkeit des Herrn die Stätte erfüllete, so daß das Volk frohlockend sprach: der Herr ist Gott, der Herr ist Gott. Vornehmlich aber gedenket ihr an jene Umschrift, die der vom Vater ausgegangene, vom Himmel auf die Erde gekommene Heiland mit eigener Hand um sein Haupt gesetzt hat: ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden. Und das Salz? Ja unterscheiden müssen wir dasselbe von dem Feuer; aber versäumen wir nicht, die enge Verwandtschaft, genauer, den innigen Zusammenhang zwischen Beidem zu betonen, einen Zusammenhang, den der Herr so bestimmt, wie es mit menschlichen Worten möglich war, gedeutet hat, indem er sagt: es muß Alles mit Feuer *gesalzen* werden. Wo also das Feuer herniederfährt, da kann es an dem Salze nicht fehlen, denn mit dem Feuer wird *gesalzen*. Von dem Herrn kommt das Feuer: das ist die Berührung durch Ihn; eben davon aber bleibt das Salz als Frucht und Folge, als Gottes Gabe in der Hand und im Besitze des Menschen. Uebersetzen wir das Bild in die Sache. Es ließe sich nichts dawider einwenden, wenn die Vermuthung verlautete, es sey das *Gotteswort* gemeint; denn in der That, in dem Munde *Gottes* ist sein Wort wie Feuer, und im Besitze des Menschen ist es wie ein Salz; und wenn *wir* reden, *was* wir reden als Gottes Wort, dann eben wird unsere Rede mit Salz gewürzet seyn. Gleichwohl wird es euch zutreffender erscheinen, wenn wir die Worte lieber von dem *Geiste* Gottes deuten. So hatte schon der Täufer gesprochen: ich taufe mit Wasser, aber der nach mir kommt, wird mit dem heiligen Geiste und mit Feuer taufen. Und der Herr selbst weissagt am Tage seiner Himmelfahrt: ihr werdet mit dem heiligen Geiste getauft

werden nicht lange nach diesen Tagen. Und als nun der Tag der Pfingsten erfüllet war, da wurden die Jünger sichtbarlich mit Feuer getauft; und als sie ihren Mund aufthaten, mit neuen Zungen die großen Thaten Gottes zu verkündigen, da erwiesen sie sich als das Salz der Erde, wie sie denn von Anfang an dazu erkoren waren. Wohlan, das wäre denn die Voraussetzung, auf welcher die Ermahnung des Herrn beruht; und so lauten die Worte, in welchen dieselbe uns entboten wird: habet Salz bei euch! Was hat es auf sich mit diesem räthselhaften „Habet"? Da wir das Salz nicht erkaufen und erwerben, sondern es nur als die Frucht der erfahrenen Weihe von oben her empfangen können: in welchem Sinne sollen wir es haben? Ihr sagt, das bezeichne die Verpflichtung, die Gabe nicht als einen todten Schatz zu bewahren, sondern sie mit Treue zu verwenden, zu gebrauchen. Gewiß; lasset es uns aber nicht übersehen, daß dieser Aufgabe die andere vorausgeht, die empfangene Gabe zu bewahren! Sie bewahren, — und in welchem Sinne? Achtet ihr mit geschärftem Auge auf die Worte, wie sie lauten, „habet Salz bei euch", genauer, „in euch", „behütet es in euch, haltet darüber eine treue Wacht": so fühlet ihr wohl, es befaßt das mehr als bloß die Sorge, daß das Empfangene unseren Händen nicht entgleite oder denselben von einer fremden Macht entwunden werde. Sondern das ist die Forderung, daß wir das Salz als ein gesondertes, für sich bestehendes erhalten, eben damit aber auch behalten. Wie wir uns dessen bewußt sind, daß wir dasselbe von oben her empfangen haben, nicht durch uns selbst, als die Frucht unserer eigenen Entwickelung, auch nicht von Menschen und durch die menschliche Gemeinschaft, sondern als eine unmittelbare Gottesgabe: so sollen wir dasselbe unvermischt mit dem Eigenen, dem Menschlichen erhalten, als unseren theuersten, heiligsten, verborgensten Schatz, auf den wir uns besinnen und in den wir greifen können. Sey es so, daß der Christ allmählig immer mehr vom Lichte durchleuchtet werden muß, bis daß kein Stück von Finsterniß

mehr in ihm ist, daß das Göttliche alles Natürliche in ihm durchdringen und verklären soll: die Forderung bleibt gleichwohl unbedingt bestehen. Wie denn? Hätte die Kirche geirrt, wenn sie gelehrt, daß die enge und unzertrennliche Vereinigung des Göttlichen und Menschlichen in Christo Jesu nichts weniger sey, als eine Vermischung von Beidem? Oder dürften wir mit dem großen Ausspruche des Herrn keinen vollen Ernst machen, „ich bin nicht gekommen, meinen Willen zu thun, sondern den Willen Deß, der mich gesandt hat"? Aber bleiben wir bei uns selbst. Wie redet doch die Schrift von dem Geiste, der in uns sey, den wir empfangen hätten, mit welchem wir versiegelt worden seyen? Oft allerdings, als müßte dieser Geist ganz unser eigener werden, — wie wenn wir in der heutigen Epistel lesen, „ihr habt nicht einen knechtlichen Geist empfangen, daß ihr euch abermals fürchten müßtet, sondern einen kindlichen Geist, durch welchen wir rufen, Abba, lieber Vater"; oder wiederum: „Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft, der Liebe und der Zucht." Aber nicht minder häufig äußert sie sich dahin, daß Gottes Geist eine selbständige Stellung in unserem inneren Leben einnehme, von dem unsrigen verschieden, ihm gegenüberstehend; wie wenn geschrieben steht: „betrübet nicht den heiligen Geist Gottes, der in euch ist"; und ebenso, „nicht ihr seid es, die ihr redet, sondern es ist eures Vaters Geist, der durch euch redet"; oder wie es in dem schon berührten epistolischen Abschnitte heißt: der Geist giebt Zeugniß unserem Geiste, daß wir Gottes Kinder sind. Ihr kennet jene Reihe von Gleichnissen, durch welche der Herr das Himmelreich deutet, in das wir eingehen, und welches in uns eingehen solle: wenn er da redet von einem Schatze, der in dem Acker sey, mit dem Acker gekauft werde und an dieser Stätte sein Bleiben behalte, — ist derselbe nicht eine gesonderte gute Beilage, die als solche bewahrt seyn will? Lasset uns nur auf die Gefahren achten, die ohne die so verstandene Bewahrung nach dem ausdrücklichen Zeugniß des Heilandes drohen! Das Salz ist

gut, so sagt er; und er fährt fort: wenn es aber dumm wird, womit soll man es würzen? Aber wie geht es zu, daß es dumm wird? Ja doch nur so, daß es in dem Natürlichen verdirbt, darin aufgeht, untergeht, und daß es, anstatt demselben seine würzende Kraft mitzutheilen, sie hier vielmehr verliert! Wohl hat die Sprache einen blendenden Schein und einen stattlichen Klang, daß sich das Göttliche nie von dem Natürlichen könne ersticken lassen —: nun aber hat der Herr selbst von seinem, von dem göttlichen Samen erzählt, wie ihn die wuchernden Dornen verdorben haben! Das also ist die erste Sorge, die es gilt; so sollen wir das empfangene Salz bewahren. Wahrlich nicht zu dem Zwecke, ein verdeutlichendes Beispiel zu geben, noch viel weniger im Sinne einer beiläufigen Bemerkung, sondern weil dieß der Gedanke ist, der uns von Anfang an bestimmend geleitet hat, weisen wir euch jetzt auf das Band zwischen Fürst und Volk; und Angesichts desselben rufen wir euch zu: habet Salz bei euch! Und was heißt das in dieser besonderen Beziehung? Es heißt: vergesset die Weihe nicht, welche dieses Band von oben her empfangen hat, vergesset es nicht, daß es von Seiten des Herrn gewoben und in seinem Namen um uns geschlungen worden ist; lasset das Salz nicht dadurch verdumpfen, daß sich an die Stelle der heilsamen Wahrheit eine Fabel drängt, — die Fabel, als läge darin nur die Folge der geschichtlichen Entwickelung, oder gar eines neueren gegenseitigen Uebereinkommens vor Augen, als wäre die Urkunde dieses Verhältnisses erst vor wenigen Jahrhunderten verfaßt, oder als schriebe sie sich gar von gestern her! Lasset uns bleiben bei der apostolischen Verkündigung: wo Obrigkeit ist, die ist von Gott geordnet; lasset uns nicht dulden, daß sie in den Staub der Meinungen gezogen werde und durch diese Vermischung das göttliche Salz verliere. In uns wenigstens wollen wir dieß Salz mit unverbrüchlicher Treue hüten.

Aber es ist dieß allerdings erst die Vorstufe und Vorbereitung des eigentlichen Gebots. Was wir in dieser Weise in uns

bewahren, rein erhalten vom Natürlichen, das soll gebraucht, verwendet werden, — alles Opfer wird mit Salz gesalzen. Nicht allein unserer ganzen Erscheinung soll man es ansehen, daß wir die Weihe vom Herrn empfangen haben, wie man es abnahm an dem glänzenden Antlitz des Moses, daß er mit Gott geredet haben müsse; sondern offenbar soll es werden an allen unseren Erweisungen. Zu Allem, was durch uns geschieht, was aus unseren Händen und aus unseren Lippen geht, sollen wir das Salz hinzuthun, und jede unserer Lebensäußerungen durch dasselbe adeln. Was uns kraft dieser Ermahnung verboten werde, darüber sind wir von vornab einig. Es ist jene Unbefangenheit des Redens und Handelns, jene Unmittelbarkeit in unserem Auftreten, da wir uns geben, wie wir gerade gestimmt sind. Der demüthige Christ behält es wohl, daß er nicht in dem Sinne eine lebendige Quelle sey, in welchem es der Heiland war, in welchem auch die Apostel also heißen konnten; so daß, wo sich dieselbe immer erschloß, nichts anderes hervorquoll als Heil und als Segen. Allein welches ist der Gehalt des Gebots? Wie geschieht es, daß wir zu allen unseren Erweisungen das Salz hinzuthun? Es giebt eine Erscheinung im Leben, die irgend ein Licht über diese Frage verbreiten kann. Solche sind euch nicht selten begegnet, welche in allem ihren Handeln und Reden eine auffallende Gehaltenheit beobachten, von denen ihr urtheilt, aus ihren Händen, aus ihrem Munde komme nichts so recht natürlich hervor, es sey alles gemacht, gekünstelt, geschraubt, überall eine gewisse Manier, man merke es wohl, sie haben auf jedes Wort studirt. Lasset uns über diese Erscheinung selbst kein Urtheil fällen; wir beabsichtigen nur, sie zum Verständniß der Forderung des Herrn zu benutzen. Nein, Etwas unnatürliches und gemachtes soll an dem Christen nie gefunden werden; wohl aber soll das Natürliche allezeit durch das Salz von obenher geweihet seyn. Und da ist es ein Dreifaches, auf das wir hinzuweisen wünschen. Zuerst. So lauten freilich die Worte, als ob das Salz erst dann hinzugefügt würde, wenn das Opfer

bereits vorhanden, mindestens schon vorbereitet sey. Allein nur an dem Bilde haftet dieser täuschende Schein: sobald wir die Sache selbst in's Auge fassen, so läßt sich die Forderung gar nicht anders erfüllen, als wenn schon bei der Geburt der That das Salz seine Stelle empfängt. Es muß hinzukommen zu ihren Bestimmungsgründen, sie reinigend und weihend. Treibt den Einen die unmittelbare Neigung, den Andern die Gewohnheit und des Lebens gewohnte Ordnung, den Dritten die Pflicht und das Pflichtgefühl: Eins darf nicht fehlen, das Salz muß überall zu Händen seyn. Was ich rede, was ich thue: warum soll ich es thun? Um des Herrn willen, — sehet da das Salz des rechten Antriebs. Lasset euch auch hier die Anwendung auf das Gebiet gefallen, von welchem heute die Gedanken unserer bewegten Herzen nicht weichen wollen. „Seyd unterthan dem Könige als dem Obersten um des Herrn willen": so gebietet der Apostel; alle Unterthanentreue soll aus diesem einigen Bestimmungsgrunde kommen, — nicht aus persönlicher Neigung zu dem gerechten huldvollen Fürsten, nicht aus angestammter Gewöhnung, nicht aus Bürgertugend; nur dann steht sie dem Christen wohl an und gedeiht ihm zu einer Frucht der Gerechtigkeit. Aber zum Anderen. Noch nie hat Jemand die Weise für gleichgültig oder auch nur für unwesentlich erachtet, wie Etwas geschieht, wie es gethan oder geredet wird; wir wissen es Alle, von welcher Bedeutung die Formen des Lebens für das Gedeihen der Gemeinschaft sind. Darum darf man sie weder dem Zufalle, noch der natürlichen Eigenthümlichkeit anheimgeben; aber man darf sie auch nicht von einer vorangehenden Ueberlegung irdischer Klugheit abhängen lassen. Das Salz herzu: das weihet, aber es würzet auch; dadurch wird schmackhaft, was wir darbieten; was mit Salz gewürzet ist, das ist lieblich und wohllautend. So spricht der Apostel: „so gebet nun Jedermann, was ihr schuldig seid; Schoß, dem der Schoß gebührt; Zoll, dem der Zoll gebührt; Furcht, dem die Furcht gebührt; Ehre, dem die Ehre gebührt." Wir zweifeln nicht, er hat dabei noch

immer die Gewaltigen, die Gottes Diener sind, im Auge; und begehrt er von den Christen, ihnen die gebührende Ehrfurcht zu geben, nun, so soll dieselbe in die Augen fallen, in die Erscheinung treten, gleichwie ein dargebrachtes Opfer sichtbar wird. Schmeichlerische Reden, hohle Worte und nichtige Bezeigungen stehen bei uns gewiß in keinem Preise, denn eben darin vermissen wir das Salz. Aber die unehrerbietige Rohheit, die zur Schau getragene Gleichgültigkeit, o sie verleugnen eben so das Opfer wie das Salz. Und endlich zum Dritten. Ist es Thatsache, daß die Schrift, so oft sie von dem Salze redet, allezeit das Verhältniß im Auge hat, in welchem der Christ zu den Brüdern steht, sey es die heilsame Einwirkung, die er ausüben soll auf die Bedürftigen — wie wenn die Jünger das Salz der Erde heißen —, oder sey es die wohlthuende erbauende Kraft, die überhaupt von ihm ausgehen soll, so daß Alles, was er darbietet, lieblich sey und holdselig zu hören: so liegt in der Forderung, habet Salz bei euch, zuletzt auch die stetige Absicht gedeutet, welche jede unserer Lebensäußerungen verfolgen soll; daß wir also niemals „Gefallen haben an uns selbst, sondern uns also stellen, daß wir dem Nächsten gefallen zum Guten, zur Erbauung, gleichwie auch Christus nicht Gefallen hatte an ihm selbst" (Röm. 15, 1—3). Dem Nächsten gefallen, — nun nicht wahr, vornehmlich doch auch dem Könige gefallen; nicht mit Augendienst und Schaugepränge, sondern mit dem wahren Schmucke der Liebe, damit derselbe wohlthue seinen Augen, seinem Herzen, und damit er sein Amt mit Freuden führe und nicht mit Seufzen, denn Solches wäre uns nicht gut. Summa: alles, was wir thun, es sey in Worten oder in Werken, soll seinem Grunde, seiner Erscheinung, seinem Zwecke nach den Eindruck gewähren, ja sich ihn erzwingen, daß nur Eine Bezeichnung darauf passe, diese Eine sich aber auch wirklich gebühre, — nicht, es sey eine gute, eine edle That, oder es sey ein treffendes Wort, gleich einem güldenen Apfel in silberner Schale, — sondern es sey ein christliches Werk, ein christliches Wort, der Geist von

oben habe seinen Theil daran. So viel dürfen wir vielleicht für uns in Anspruch nehmen, daß der Baum unseres Lebens einzelne Früchte dieser Art getragen habe. Stunden haben wohl geschlagen, wo Worte voll Salbung aus unserem Munde, wo Werke höherer Weihe von unseren Händen kamen, — oder sollte es wirklich ganz daran fehlen, sollte allewege die bloße Natur in uns gewirkt haben, aus uns hervorgebrochen seyn? sollte nicht in diesen letzten Tagen in unserer Beziehung zu unserem Könige und Herrn dieß göttliche Salz wirksam bei uns geworden seyn? Aber sey dem so: Eins haben wir jedenfalls aus dem vorangehenden Ausspruch, daß alles Opfer mit Salz gesalzen werde, zu ergänzen; und anders will der Herr seine Forderung nicht verstanden wissen, als dahin: habet „allezeit" Salz bei euch! Darum gilt es: zu jeder Stunde besinne dich darauf, wer du bist und was du hast; ehe du redest, ehe du handelst, gedenke an das empfangene Salz; laß nicht außer Acht die Gabe, welche dir verliehen ist; betrübe nicht den heiligen Geist Gottes, mit welchem du versiegelt bist; — sehet da den vollen Gehalt der Forderung, habet Salz bei euch! Aber hier ist nun der Ort, wo wir unser Auge wiederum auf den Zusammenhang der ganzen Rede erheben müssen. „Habet Salz bei euch und Frieden unter einander." Befremden sollte es uns nicht, so Jemand durch den Vollklang des Ausspruchs an eine Regel erinnert würde, die im gewöhnlichen Verkehre sehr häufig verlautet und dahin ausgesprochen wird: sey strenge gegen dich selbst und milde gegen Andere! Aber ohne diese Regel gegenwärtig ihrem Werthe und ihrem biblischen Grunde nach beleuchten zu wollen, müssen wir es doch entschieden leugnen, daß der Herr sie in dem heutigen Abschnitt gemeint habe. Wir wiederholen es, daß die Schrift, so oft sie von dem Salze spricht, allezeit unser Verhältniß zum Nächsten im Auge hat. Wenn wir mithin lesen, habet Salz in euch und Frieden unter einander, so ist der Sinn der Worte der, das Erste sey das Mittel zu dem Zweiten, die erfüllte Ermahnung, Salz bei sich zu haben, öffne die Pforte zur brüder-

lichen Eintracht. Ja dieß ist der Weg; mit einer Unmittelbarkeit, die kein weiteres Harren, mit einer Sicherheit, die nie eine Täuschung ergiebt, wird so das hohe Ziel erreicht. Erscheint es räthselhaft, daß das also bewahrte und also verwendete Salz eine so unwiderstehlich vereinigende Kraft entfalte: so lasset uns jetzt zweitens die Lösung dieses Räthsels versuchen.

Nach Einer Seite heget ihr zu der Verheißung, welche in den Worten liegt, ein gutes Vertrauen. Haben wir nemlich in dem aufgewiesenen Sinne allezeit Salz in uns: o wie Vieles fällt dann hinweg, was laut der Erfahrung und nach dem allgemeinsten Eingeständniß den brüderlichen Frieden stört. Das Alles, was der Apostel Jakobus auf seine bekannte Frage, „woher kommt Streit und Krieg unter euch?" als selbsteigene Antwort folgen läßt: das ist in diesem Falle zurückgedrängt, unwirksam geworden, ausgeschieden, mithin ist die ergiebigste Quelle des Unfriedens versiegt, — und namentlich auch auf dem Gebiete, an welches wir bei jedem Schritte der heutigen Betrachtung gedenken; denn sobald die Pflanzen, die der himmlische Vater nicht gepflanzt hat, ausgereutet sind, die leidenschaftliche Ehrsucht, der rechthaberische Eigensinn, der böse Argwohn, so sind die bitteren Wurzeln verschwunden, aus denen das verderbliche Parteiwesen und alles Unheil, welches es in seiner Folge hat, erwächst. Aber indem jene Quelle verschlossen ist, wird nicht unmittelbar eine andere erschlossen? hat nicht das Salz selbst eine friedenstörende Kraft? Dazu besaß der Prophet ein gutes Recht, dem gottlosen Könige auf dessen vorwurfsvolle Frage „bist du der Mann, der das Volk verwirret?" die Antwort zu ertheilen: nicht ich verwirre Israel, sondern du und und deines Vaters Haus, darum daß ihr den lebendigen Gott verlassen habt und wandelt Baalim nach. Hätte der Heiland, wenn eine ähnliche Anklage gegen ihn erhoben worden wäre, nicht das gleiche Recht gehabt, die Verantwortung von sich abzuweisen und die ganze Last der ungetheilten Schuld auf die Schultern Derer zu legen, von welchen sie ausging? Aber er

macht von diesem Rechte keinen Gebrauch; er scheint es ausdrücklich einzuräumen, dem sey also. Schon einmal haben wir uns heute an sein Wort erinnert: ich bin gekommen, ein Feuer auf Erden anzuzünden, und was wollte ich lieber, als es brennete schon. Jetzt lasset uns auch den Fortgang desselben vernehmen. Ich bin gekommen, so spricht er weiter, das Schwerdt der Zwietracht zu bringen, und die Menschen, selbst die Hausgenossen, wider einander zu erregen. Und was er gesagt hat, das steht nicht bloß geschrieben auf den Blättern der Schrift, sondern auch auf den Tafeln der Geschichte, und vielleicht noch jetzt für Manchen unter uns in dem Buche der selbsteigenen Erfahrung. Und das Salz, das wir von Ihm haben und das wir als die Seinen verwenden, sollte das Band des Friedens befestigen? Man pflegt sich auf die Auskunft zurückzuziehen, daß die Zwietracht, welche Christus bringe, nicht seine eigentliche und letzte, sondern nur die nächste Absicht sey, die einem höheren Ziele als Mittel und Vorstufe diene; eben diese Zwietracht, die einem falschen Frieden ein Ende mache, bahne den Weg zur wahren Eintracht. Aber wir können befriedigender antworten. Lasset uns nur ein genaueres Augenmerk auf den strengen Wortlaut richten. Habet Frieden *unter einander*, so spricht der Herr. Das sagt er zunächst den Jüngern, die an diesem Tage den bekannten Zwist gehabt hatten; dann aber auch allen Denen, über die er betete: ich bitte nicht allein für sie, sondern für Alle, die durch ihr Wort an mich glauben werden. Also nicht in die Welt ruft er den Spruch hinein, sondern in den Kreis der Seinen. Wo Er erscheint, wo sein Wort erschallt, da allerdings gestalten sich Parteien, die Einen für ihn, die Anderen wider ihn. Sie *können* sich unter einander nicht vereinigen; und die *für ihn* sind, die stimmen dann wohl die Psalmenklage an: „wehe uns, daß wir Fremdlinge sind unter Mesech, und wohnen müssen unter den Hütten Kedar! Es wird unserer Seele lange zu wohnen bei Denen, die den Frieden hassen.“ Aber sie *unter einander*, — o wenn sie nur allezeit Salz bei sich haben,

wie sollte eine bittere Wurzel des Unfriedens erwachsen! Wenn sie es einander anmerken, abfühlen, daß nicht die Laune und Leidenschaft, überhaupt nichts Natürliches sie treibt zu Wort und zu Werk, sondern lediglich das, was Alle als ihr gemeinsames Gesetz anerkennen; wenn sie es mit Augen sehen, daß ein Jeder nicht das Seine suche, sondern das des Nächsten ist: was könnte sie scheiden? Oder wie wäre es möglich, daß sie dann bloß in jener allgemeinen Verträglichkeit erfunden würden, der das Wort gebührt, „Friede, Friede, und ist doch kein Friede"! Wie ist es vielmehr unausbleiblich, daß sie alsdann zusammenhangen durch alle Gelenke, wachsend zu einem heiligen Tempel im Herrn! Fehlt unter Christen diese Eintracht, so ist nur der doppelte Fall möglich: entweder daß das Salz in ihren Händen dumm geworden ist, daß sie es also in Wahrheit nicht mehr besitzen; oder der, daß sie es zwar haben, aber träge sind, es zu gebrauchen und jedes Opfer mit demselben zu versehen. Ist das Salz dumm geworden, so kann es freilich nicht mehr vereinigen, sondern dann muß es gerade trennen. In der Welt ist kein Friede: aber viel vollständiger gebricht es an demselben unter halben, trägen, lauen Christen. Habt ihr das oft ausgesprochene Geständniß vernommen, daß man sich viel eher mit den Kindern der Welt vereinigen könne, und viel lieber mit ihnen in Berührung kommen wolle, als mit einer gewissen Klasse von Christen? Dasselbe hat nur allzuguten Grund! Halbe Christen sind am allerungeschicktesten zum brüderlichen Frieden, sie sind die alleruntauglichsten Bausteine zum Tempel des Herrn. Allein auch da kommt es zu keinem Frieden, wo wir zwar das Salz in uns haben, aber lässig und langsam sind, Werk und Wort damit zu würzen. Es giebt eine unglückselige Neigung, das, was von Heiligem und Göttlichen in uns ist, eher zu verbergen, als herauszustellen, das Salz mehr zurückzuhalten, als darzureichen. Sie hat gewiß sehr mannichfache Gründe, zum Theil vielleicht ganz ehrenwerthe; sollten wir aber die Besorgniß hegen, daß wir durch den unbefangenen rücksichtslosen Gebrauch

des Salzes das gute Einvernehmen unter einander stören dürften: o so lasset uns Glauben haben an des Herrn Wort, daß der entgegengesetzte Erfolg eintreten, daß uns die Brüder dafür einen stillen Herzensdank sagen, sich enger an uns anschließen werden; ja lasset uns sogar so viel Vertrauen zu den Menschen hegen, daß sie das würzende Salz willig vertragen. Eins steht fest: nur auf diesem Wege kommt die brüderliche Eintracht zu Stande.

Haben wir uns bisher nur auf dem allgemeinen Gebiete bewegt, so lasset uns jetzt den anwendenden Blick auf die engeren Kreise der menschlichen Gemeinschaft hinrichten, in welchen wir Alle stehen. Lasset uns dessen geständig werden, daß innerhalb derselben der Rath des Herrn nicht allein unmittelbar befolgt werden kann, sondern daß uns seine Verheißung hier in ihrer lockendsten Gestalt entgegentritt, daß diese natürlich gesetzten Bande, die leider so vielfach durch Unfrieden gelockert werden, nicht allein eine Dauerhaftigkeit, sondern auch eine Schönheit und Lieblichkeit empfangen, wie sie kein anderes Mittel bewirken kann. Redeten wir heute unter gewöhnlichen Umständen, so würde sich die Betrachtung wohl auf dasjenige Verhältniß beschränken, welches uns in unserer academischen Gemeinschaft am nächsten liegt; wir würden darauf aufmerksam machen, welch' einen hohen Gewinn der Verkehr zwischen Lehrenden und Lernenden durch den treuen Gehorsam gegen die Weisung Jesu Christi davontragen müßte; wir würden uns Lehrer an die Verpflichtung mahnen, die Lehre zu würzen — nicht mit heidnischem Salze — das wäre vielmehr Sauerteig —, sondern mit dem Salze von oben her; wir würden unsere Jugend erwecken, wie der Apostel Paulus die Christen zu Thessalonich ermahnt, „seyd friedsam mit euren Lehrern", fliehet die Lüste der Jugend, die jugendliche Leidenschaftlichkeit, und jaget nach dem Frieden mit Allen, welche den Herrn anrufen aus reinem Herzen. Wir würden etwa eurer Andacht noch die Richtung auf die häusliche Gemeinschaft geben und euch fragen, ob nicht ein ganz anderer

Friede in ihrem Kreise walten müßte, wenn jedes Opfer, das der Gatte, oder welches Vater und Mutter bringen, mit Salz gesalzen wäre. Nun aber drängt uns die erschütternde Begebenheit, welche im Laufe der jüngstverflossenen Woche unser Aller Gemüther erfüllt hat, von jeder anderen Anwendung abzusehen und ausschließlich auf einem sehr bestimmten Gebiete unseres gemeinsamen Lebens zu beruhen. Was da geschehen ist und ein schwarzes Blatt in die Geschichte unseres Vaterlandes gefügt hat, das hat sicher nicht bloß so im Allgemeinen das Band zwischen Fürst und Volk neu belebt und fester zusammengezogen, sondern es sind doch wohl tiefere Empfindungen, in welchen die treuen Unterthanen sich unter einander begegnen, worin sie innig einig sind; das ist einerseits der gemeinsame Abscheu gegen den begangenen Frevel, andererseits der gemeinsame Herzensdank gegen den allmächtigen und barmherzigen Gott. Aber Das haben wir uns nun auf Grund des heutigen Herrnworts einander zuzurufen: habet Salz bei euch! Ach überhaupt Abscheu empfinden gegen die verübte That, die Steine der schwersten Vorwürfe gegen den verirrten, verblendeten, tief gefallenen Thäter aufzuheben: das ist wohlfeil, das erwächst schon auf dem Boden der Natur. Wenigstens Spuren eines göttlichen Salzes würde dagegen das Geständniß verrathen: was muß es für ein Boden seyn — diese unsere gegenwärtige bürgerliche Gemeinschaft, daß solche Früchte auf demselben erwachsen können! Aber doch eben nur Spuren. O weisen wir das bittere Salz der Wahrheit nicht von uns, daß auch hier der Spruch seine Geltung habe, „wähnet nicht, daß Dieser ein Sünder sey vor allen Andern“, „es ist hier kein Unterschied“: — Abscheu gegen die Sünde, welche in uns Allen ist, das wäre die Empfindung, die der Forderung des Herrn entsprechen, und welche uns wahrhaft mit einander vereinigen würde. Und wiederum: überhaupt Dankgefühle gegen Gott zu hegen, das will in diesem Falle wenig sagen. Wer erschrickt nicht vor dem Bilde aller der Verwirrungen, welche der gelungene Streich

würde zur Folge gehabt haben; wer erbebt nicht vor der Schmach, die alsdann auf das ganze Land gefallen wäre; und wer ermißt den Schmerz, wenn kaum geknüpfte Bande wieder zerrissen worden wären, wenn Ein Jahr zwei königliche Häupter, man könnte zweifelhaft seyn, welches von Beiden auf beugendere Weise, von uns hinweggerissen hätte! Aber „alles Opfer wird mit Salz gesalzen." Und wann würde die Würze unserem Dankopfer nicht fehlen? Wenn es dafür emporsteigt, daß der Herr nicht in's Gericht gegangen ist mit seinen Knechten, daß er uns wohl den Abgrund gewiesen, aber die Hand seines Erbarmens ausgestreckt hat zur gnädigen Bewahrung! Dann, wenn der Geist so gebrochen und das Herz so zerschlagen, und dadurch selbst zum Opferheerde geworden ist, „dann", spricht der Sänger, „werden dir gefallen die Brandopfer und die ganzen Opfer, dann wird man Farren auf deinem Altare opfern." Ja dann wird noch in einem anderen schönen Sinne von einem Feuer bei dem Opfer die Rede seyn. Als Moses und Aaron nach der Aufrichtung der Hütte des Stifts zum ersten Male das Sündopfer, Brandopfer und Dankopfer dargebracht und heraustretend aus der Hütte das Volk gesegnet hatten: da erschien die Herrlichkeit des Herrn und sein Feuer verzehrete die Opfer auf dem Altare. Und als der Prophet Elias den zerbrochenen Altar des Herrn wieder geheilt und das Opfer auf demselben dargebracht und seine betende Stimme zu dem Gotte der Väter erhoben hatte, daß er das Herz des schwankenden Volkes wiederum zurückwendete: da fiel das Feuer des Herrn herab und verzehrte Opfer und Altar. Und das Volk frohlockete, fiel auf das Angesicht und sprach: der Herr ist Gott! Es war das Feuer des göttlichen Wohlgefallens, welches das Opfer in Gnaden annahm. Damit wir dieser Huld theilhaftig werden, lasset auch uns unseren Dank mit Salz gewürzet opfern. O Herr, wir gehen ein zu deinen Thoren mit Danken und zu deinen Vorhöfen mit Loben; wir kommen vor dein Angesicht mit Frohlocken und freuen uns mit Zittern. Denn wir erkennen, daß

du Gott bist. O Herr, Herr, allmächtig und barmherzig, von großer Kraft und Treue, der du Bogen zerbrichst und Spieße zerschlägst und steuerst den gottlosen Leuten, die im Finstern Böses thun: laß dir wohlgefallen die Rede unseres Mundes und das Gespräch unserer Herzen, vor dir, Herr, unser Hort und unser Erlöser. Es ist recht und würdig und wahrhaft heilbringend, es ist ein köstlich' Ding, dir danksagen und lobsingen deinem heiligen Namen. Nun merken wir, daß du deinem Gesalbten hilfst und erhörest ihn in deinem heiligen Himmel; nun merken wir, daß deine Gnade noch nicht von uns gewichen ist, du hilfst uns frühe. Gelobet seyst du, du Gott, der du Wunder thust und deine Macht den Völkern offenbarest. Ehre sey dir in Ewigkeit. Amen.

Das erste und das zweite Gebot.

Am vierundzwanzigsten Sonntage nach Trinitatis.

Evangelium Marci Cap. 12. V. 28—31.

„Und es trat zu Jesu der Schriftgelehrten Einer, der ihnen zugehört hatte, wie sie sich mit einander befrageten, und sahe, daß er ihnen fein geantwortet hatte, und fragte ihn: Welches ist das vornehmste Gebot vor allen? Jesus aber antwortete ihm: Das erste Gebot von allen Geboten ist das: Höre, Israel, der Herr unser Gott ist ein einiger Gott, und du sollst Gott deinen Herrn lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüthe und von allen deinen Kräften. Dieß ist das erste Gebot. Und das zweite ist ihm gleich: du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst. Größer als diese ist kein anderes Gebot."

Befremden würde es uns nicht, wenn ihr mit einem gewissen Unmuth, wenigstens nicht ohne ein lebhaftes Bedauern die Vertauschung des gewaltigen Evangeliums dieses Sonntages (Matth. 9, 18—26) mit dem unscheinbaren Abschnitt empfunden hättet, welcher unsere gegenwärtige Andacht beschäftigen soll. Dort leuchtet uns die volle Majestät des Herrn in ihrem ungebrochenen Glanze entgegen; wir sehen eine Macht, die Leben aus dem Tode schafft, und eine Huld, die Trost und Frieden in das Haus der Trauer und der Klage zurückbringt: hier aber ist es eben nur der Lehrer, zu dessen Füßen wir uns niedersetzen sollen; und was wir eingeladen werden zu vernehmen, das dünkt uns weder eigenthümlich lieblich und holdselig, noch auch zeugt es sonderlich von jenem göttlichen Vermögen, welches kurz zuvor das Netz der Pharisäerschalkheit zerrissen und den Unverstand der sadduzäischen Beschränktheit beschämt und gestraft hatte;

sondern dem Anscheine nach ist es den allerersten Elementen christlicher Erkenntniß zugehörig. Aber schon dann muß der Werth der Erzählung in unseren Augen mächtig steigen und es wird uns eine Ahnung ihrer Tiefe überkommen, wenn wir den Eindruck prüfen, welchen der Fragende von der Antwort des Herrn davongetragen hat. Zwar läßt es sich nicht entscheiden, in welchem Sinne derselbe dem Heiland nahe getreten sey; ob ihn der Wissensdurst, oder gar die Heilsbegierde, oder ob auch ihn die arge Absicht des Versuchers angetrieben habe: das aber lehrt der Augenschein, — ein Anderer kam, ein Anderer ging, und diese Unterweisung Jesu Christi bedingte einen Abschnitt, einen Wendepunkt in seinem Leben. Dort in dem Hause des Jairus fand der Wunderspruch der Gnade, „das Mägdlein ist nicht todt, sondern es schläft", den Widerhall des Gelächters und Spottes: hier unser Schriftgelehrter sagt, „ja, Meister, du hast wahrlich recht geredet!" Die tiefe Rührung, welche wir zwischen diesen Zeilen lesen, noch mehr das Urtheil, welches der Herzenskündiger ausdrücklich gefällt hat, — du bist nicht fern vom Reiche Gottes, verbürgt es uns: der Mann hat einen tiefen Zug aus einem Segensquell gethan, es müssen also diese Worte Jesu Christi ein Gottesbrünnlein voller köstlicher Verheißung seyn. Sie waren es nicht bloß, als bei dem Aufgange aus der Höhe das helle Licht der Wahrheit alle schattenhaften Satzungen aufhob; sie waren es nicht bloß, sofern sie das Bekenntniß eines David wirken konnten: Opfer und Brandopfer gefallen dir nicht, — schaffe in mir ein reines Herz, gieb mir einen neuen gewissen Geist; sie sind es unter wesentlich veränderten Verhältnissen noch jetzt, — ein solches Wasser kann nie abgestanden werden. Aber nicht einmal andeuten können wir den eigenthümlichen Segen, der auch uns in ihnen aufbehalten ist, ohne vor der Hand in bloß behauptenden Worten zu reden. Das sagen wir zuerst: es ist der volle reine Ton des Neuen Testamentes, der uns aus diesem Unterrichte entgegenschallt. Wohl ist der Wortlaut der Gebote alt; aber neu ist die Art, wie sie

der Herr zusammenstellt; neu ist die Weise, wie er sie zählt — das ist das erste, und das ist das zweite; und neu das wunderbare Urtheil, das zweite sey dem ersten gleich; ja neu insonderheit die eigenthümliche Betonung, die augenscheinlich auf dem zweiten ruht. Und wiederum sagen wir: kraft eben dieser neuen Elemente hat der Herr uns einen Trieb, einen Stachel, ja eine Macht zur Nächstenliebe dargereicht, wie schlechterdings nichts anderes sie gewähren kann. Nicht jenes Loblied, welches Paulus auf die Liebe singt, nicht die allerhöchsten Ehrennamen, mit denen die Apostel sie geschmückt, — daß sie ein königliches Gesetz, oder daß sie das Band der Vollkommenheit sey; nicht die Verheißungen, die ihr gegeben werden, nicht die Drohungen, unter welchen sie geboten wird, — nichts von dem Allen wirkt mit solcher Sicherheit das Eingeständniß: ja, Herr, du hast wahrlich Recht, ich soll und muß, ich will und kann nach diesem deinen Willen thun! Aber ist dem so: dann in der That befinden wir uns hier an einer Segensquelle, die Jeder unter uns als solche anerkennt. In bloßen Klagen darüber, daß die Selbstsucht in erschreckender Weise zunehme, daß sie die Liebe gar aus dieser Welt zu verdrängen drohe, — in solchen matten Klagen wollen wir uns nicht ergehen, wie wohlbegründet sie auch sind. Aber der Gefahr müssen wir gedenken, welche **uns selbst** in einer solchen Luft und unter dieser Umgebung drohet. Wie spricht der Herr in seinen letzten prophetischen Reden, an die uns ohnehin der Schluß des Kirchenjahres erinnert? Er sagt: wenn die Ungerechtigkeit wird überhand nehmen, so wird die Liebe in Vielen erkalten. Und das ist die Meinung der weissagenden Worte, daß, wenn uns nichts als lauter Eigennutz umgiebt, wenn wir gar nichts Anderes wahrnehmen und erfahren, als dessen Berechnungen und Kämpfe, dessen Worte und Werke, dessen Klagen und Triumphe, daß da die Liebe in unseren eigenen Herzen zu einem Dochte werden könne, der so eben nur noch glimmt, ohne ein kräftiges Aufflammen zu gewinnen. In dem Maße, als wir dieß erleben und erfahren,

werden wir den Werth einer Stärkung von oben her, eben damit aber auch den Werth des heutigen Abschnitts ermessen. Es wird die Aufgabe unserer Betrachtung seyn, den hohen Anspruch zu rechtfertigen, den wir hierdurch für denselben erheben. Wir sind bemüht, sie zu lösen, wenn wir

die Schätzung der Nächstenliebe im Gesetz Jesu Christi

zum Gegenstande der Erwägung machen. Lasset uns erstens sehen, wie die Nächstenliebe aufgeht in die Gleichheit mit dem Hauptgebote der Gottesliebe; und sodann, wie sie neben diesem Hauptgebote als eine zweite Forderung bestehen bleibt.

Treten wir mit der erneuerten Behauptung in die Betrachtung ein, daß uns die volle und reine Sprache des Neuen Testaments aus diesem Worte des Herrn entgegentöne. Wohl sind die beiden Gebote der Gottesliebe und der Nächstenliebe bereits durch Mosis Mund dem auserwählten Volke als Gottes heilige Rechte vorgelegt; aber was der treue Knecht an weit von einander entlegenen Orten und in einem sehr verschiedenen Zusammenhange ausspricht, nur das Erste stark und innig betonend, während das Zweite wie verschwindend und verloren gleich einem ungefaßten Edelsteine erscheint: das hat der Herr in Einem Rahmen eingefaßt. So sagt der Mittler des ersten Testaments: höre, Israel, der Herr unser Gott ist ein einiger Gott; den sollst du lieben; und dieß Gebot sollst du einschärfen deinen Kindern, und davon reden in deinem Hause und außer demselben, und es setzen als ein Zeichen auf deine Hand und als Binde zwischen deine Augen, und es schreiben an die Pfosten deines Hauses. Aber also spricht unser Heiland: höret mir Alle zu und vernehmet es, wer Ohren hat zu hören, der höre; lernet von mir, denn das ist mein Joch und meine Last, — ihr sollt auch euren Nächsten lieben als euch selbst; — das ist desgleichen ein höchstes Gebot. Das Eine sollt ihr thun und das Andere nicht schuldig bleiben; Niemand lasse sich genügen an Einem und wähne gerechtfertigt zu werden durch Eines. Also Die

bestehen nicht vor Ihm, welche den Mangel der Gottesliebe durch ihre Nächstenliebe verdecken wollen, und eine Religion der Liebe in einem segenslosen Sinne verkündigen; aber ebenso wenig auch Die, welche den Mangel der Nächstenliebe hinter ihrer Gottesliebe verbergen; auf *sie* wäre das laute Wehe über Diejenigen berechnet, die lange Gebete vorwenden und verzehren der Wittwen Häuser; und *sie* würden der rügenden Folgerung aus der apostolischen Weisung verfallen: das sey der wohlgefällige Gottesdienst, Wittwen und Waisen in ihrer Trübsal zu besuchen. Aber wäre das Alles, daß der Herr beide Gebote *zusammenstellt*, daß er ihnen gleichen Werth, gleiche Bedeutung, dieselbe Verbindlichkeit zuspricht: so wäre diese bloße *Verbindung* eine Quelle der Verwirrung im Leben, ja selbst der Verlegenheit für die Erwägung. So *neben* einander wollen sie sich nicht zusammenreimen, ja nicht einmal mit einander vertragen. Auf *diesen* Fall läßt sich nemlich der Grundsatz nicht anwenden, welchen der Herr unlängst vorher in dem Zwiegespräche mit den Pharisäern geltend macht, „gebet Jedem das Seine, dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist." Man kann es nicht aussprechen, geschweige denn in Klarheit erfassen, „gebet Gotte, was Gottes ist, und dem Nächsten, was des Nächsten ist"; man kann es am wenigsten, wenn es die Liebe ist, die geben und sich selbst verschenken soll. Wird mir geboten, „du sollst Gott deinen Herrn lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüthe und aus allen Kräften"; und ist dieser Gott ein eifriger Gott, der Niemand neben sich duldet, der mit keinem getheilten Herzen, mit keiner unvollständigen Liebe umfaßt seyn will, der die halbe und laue Liebe mit höchster Entschiedenheit verschmäht: wo bliebe da wohl noch ein Raum, auf welchem sich die Nächstenliebe ausbreiten darf! Aber wohlan, der Herr hat beide Gebote nicht mit einander *verbunden*, sondern er hat sie *vereiniget*, — eng und innig, wie die Gotteshand das kann. Das einigende Band aber steht in dem Urtheil: *das zweite ist dem ersten*

gleich! Großes, tiefes, sinnvolles Wort! Suchen wir dasselbe zu verstehen! Aber erleichtern wir uns die Aufgabe nicht nach Art einer falsch berühmten Kunst. Man sagt, das seyen überhaupt nicht zwei Gebote, sondern beide seyen wesentlich dasselbe; das Eine verschwinde in dem Anderen und löse sich in das Andere auf. Ueberzeuget euch davon, wie sich die Worte gegen eine solche Gewaltthat sträuben. Versuchet es nur, von dem Einen auszusagen, was dem Anderen zugesprochen wird; ihr werdet es alsbald inne, das sey ein irriger Weg. So Jemand spräche, ich muß meinen Nächsten lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüthe und aus allen Kräften: ihr würdet den Widerspruch erheben, „das wäre viel zu viel verlangt." Oder wenn ein Anderer urtheilte, ich muß Gott meinen Herrn lieben als mich selbst: ihr würdet sofort entgegnen, „das wäre viel zu wenig." Vermischen dürfen wir sie also mit einander nicht. Aber was will es dann sagen: das zweite ist dem ersten gleich? Nächstenliebe, — schon der Ausdruck öffnet der Erwägung eine zwiefache Bahn. Wir können den Ausgang von dem Gedanken des Nächsten, aber ebenso auch von dem Begriffe der Liebe nehmen. Lasset uns beide Wege nach einander betreten. Wir sprechen das Ergebniß an der Schwelle aus. Es ist einerseits Eine und dieselbe Bewegung des Lebens, kraft deren wir die Gottesliebe und die Nächstenliebe vollziehen; und es ist andererseits Ein und dasselbe Bedürfniß des Herzens, welches in beiden zusammen seine Befriedigung hat. Oder klarer und bestimmter: die Liebe kann einmal den Nächsten nicht umgehen, um ihren höchsten Gegenstand im Himmel zu erreichen, zu erfassen; aber weiter, die Liebe kann auch des Nächsten nicht entbehren, um ihren Sabbath vor dem Herrn zu halten.

Eine und dieselbe Lebensbewegung, so sagten wir, werde in der Gottes- und der Nächstenliebe offenbar. Nicht hier zur Rechten, da zur Linken; oder hier in die Höhe, dort in die Breite; sondern Eine ebene Straße, die der Herr bereitet hat.

Heben wir denn an mit der Frage nach dem Nächsten. In der That es ist kein Grund vorhanden, vor derselben zurückzuschrecken. Ich weiß, es haftet ihr ein Makel an; denn als sie dem Herrn von jenem Pharisäer vorgelegt wurde, da gedieh sie ihm zum Unwillen, und in seiner Antwort läßt sich die Rüge nicht verkennen. Aber kommt sie nur nicht aus einem unlauteren Herzen, wird sie nur nicht aufgeworfen im Sinne und in der Absicht der Selbstrechtfertigung, ist nur überhaupt ihr Wortlaut nicht der, „wer ist mein Nächster, und wer also ist es nicht": so hat sie ein Recht zu verlauten und einen gegründeten Anspruch auf Erledigung. Was also ist der Inhalt dieses Titels, bei dem der Mensch den Anderen nennen soll? Daß der Andere neben mir steht, ein Mensch wie ich, mit gleichen Rechten und Ansprüchen, neben mir, so daß ich schlechterdings in ein Verhältniß zu ihm treten muß: das ist doch nur die allgemeine Unterlage, aber nicht der wirkliche Gehalt. Nehmen wir es einmal genau mit dem Worte, mit diesem deutschen Worte, bei dem sich's wieder einmal zeigt, wie unsere deutsche Sprache der bildsamste gefügigste Stoff zur Deutung göttlicher Gedanken ist. Gerade in diesem Falle gehen wir auf dem richtigen Wege vor. Der Nächste steht mir näher, als alles Andere. Was ist das Andere, das dem Nächsten weichen muß? Doch nicht Gott? Behüte; denn ihn zu lieben ist ja das vornehmste und erste Gebot. Also irgend ein anderer Mensch? Auch das nicht, denn ich darf ja keine Unterschiede machen, ein jeder Andere ist mein Nächster. So bleibt nur Eine Auskunft übrig: der, welcher dem Nächsten weichen soll, — ich bin es selbst! Die Natur spricht: Jeder ist sich selbst der Nächste. Aber der Herr lehrt: der Andere steht dir näher, soll dir näher stehen, als du dir selbst! Wir müßten uns beugen unter dieß Gebot, wenn es auch nur in dem Tone des Befehles verlautete. Aber daß wir das Recht desselben willig anerkennen und ihm von Herzen Folge geben, das ist nicht die Frucht eines Machtgebots, sondern es kann allein durch eine offenbare Gottesthat zu Stande kommen.

Diese Gottesthat aber ist die, daß der Herr unsere Nächsten in seine unmittelbare Nähe gerückt, daß er sich zu ihrem Vater gegeben, sich ihnen als Kindern entboten, und sie dadurch also zwischen sich und uns gestellt hat. Versuche es, sie von ihm zu trennen, — du vermagst es nicht; versuche es, ihm liebend zu nahen und sie zu umgehen, — es gelingt dir nicht. Liebst du sie nicht, so stehen sie dir im Wege bei deiner Bewegung zum Herrn, und du kommst nicht an das Ziel. Den Vater von den Kindern trennen wollen, das würde heißen, sich vom Vater trennen! Darum sagt der Apostel: wer Den liebt, der ihn geboren hat, der liebt auch Die, welche von ihm geboren worden sind; und wiederum: das ist das Gebot, welches wir von ihm gehört haben, daß wer Gott liebt, daß der auch seinen Bruder liebe. Wir reden von einer Lebensbewegung, in welcher wir uns kraft der Liebe befinden. Wie heißt sie doch? Gott lieben von ganzem Herzen, also Gott das Herz übergeben, — das ist nichts Anderes, als Selbstverleugnung. Aber den Nächsten lieben als sich selbst: wird nicht auch das schon durch den unmittelbaren Wortlaut als die Sache der Selbstverleugnung dargestellt? Und ich sollte das Eine thun und dabei das Andere lassen können? sollte Selbstverleugnung und Selbstsucht in Einem Herzen hegen, und beide zugleich gegenüber so nahe verbundenen Gegenständen pflegen können? Ich kann es nicht; und darum hat es seine buchstäbliche Wahrheit: das zweite ist dem ersten gleich! Aber kehren wir jetzt zu unserem Ausgangspunkte zurück. Nächstenliebe, — an der Hand dieser zweiten Hälfte des großen Namens legen wir nochmals denselben Weg zurück. Was ist die Liebe? Wir forschen nicht nach ihrem Wesen; in diese Tiefen wollen wir uns heute nicht verlieren; sondern darauf beschränken wir die Frage: welche Herzensbedürfnisse werden bei ihr wach und begehren die Befriedigung? Wir dürfen auf dem Wortlaute des ersten Gebots beruhen. Von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüthe, — und aus allen Kräften! Die Liebe ist Empfindung, aber sie ist auch That. Beides will

sie seyn, nur durch Beides gelangt sie zu ihrer Ruhe. Aber überzeugen wir uns davon, wie die Liebe nie zu diesem Sabbath kommen möge, dafern sie nicht neben dem Herrn auch die Nächsten umfaßt. Gerade nach dieser Seite hin kann sie des Nächsten nicht entbehren. In Einer Beziehung ist die Sache unmittelbar einleuchtend. Gott lieben mit der That, — das könnten wir doch nur vermöge der That des Gehorsams, wie denn dahin auch die Lehre des Apostels geht, das sey die Liebe zu Gott, daß wir seine Gebote halten und seine Gebote seyen nicht schwer. Aber welches Gebot hätte Gott uns dringender eingeschärft, als das der Nächstenliebe? An diesen Nächsten, die wir sehen, sollen wir die Liebe zu dem unsichtbaren Gotte kraft der That erweisen, — gleichwie der Heiland selbst gesagt: was ihr ihnen gethan, das habt ihr mir gethan. Aber auch in der anderen Beziehung ist der Nachweis leicht. Allerdings wir können die Empfindung der Liebe gegen Gott in aller Unmittelbarkeit hegen, nähren, pflegen und auch ausdrücken; wir können unsere ganze Seele in diese Empfindung legen, können unsere Lust haben an Gott und in dem Vollgefühle der Dankbarkeit an seinem großen Herzen ruhen. Allein es giebt doch auch Empfindungen — und sie sind tief in dem Wesen der Liebe gegründet, sie selbst kann sie sich nicht erlassen, ja vermag sie zu ihrem eigenen Frieden nicht zu entbehren, — welche nur dem Nächsten, nicht dem Vater gegenüber wirklich werden mögen. Liebe ist doch auch Erbarmen, Mitleid, Theilnahme; aber nie kann der Herr, sondern immer nur der bedürftige Nächste der Gegenstand der so empfundenen Liebe seyn. Und kann daher die Liebe nur vermöge der Zuneigung zu den Brüdern ihren Sabbath vor Gott halten: nun so behält es dabei sein Bewenden, „das zweite ist dem ersten gleich"! Wir verstehen aber jetzt auch wohl die auffällige Betonung, die augenscheinlich auf dem zweiten ruht, und vermögen uns den Umstand zu erklären, daß die Schrift, welche zwar nie und nirgends das Gebot der Gottesliebe abgesagt, dasselbe doch so selten mit ausdrücklichen

Worten ertheilt. Es heißt wohl einmal: lasset uns ihn lieben, denn er hat uns zuerst geliebet; und auch sonst verlautet hier und dort eine ähnliche Sprache. Aber wie verschwinden diese spärlichen Erinnerungen gegen die Unermüdlichkeit und gegen den Ernst, mit welchem die Nächstenliebe eingeschärft wird, — sie, der ein Paulus ihr Lob mit Menschen- und mit Engelzungen gesungen, sie, die der Herr als das wahre Merkmal der Seinen bezeichnet hat, — daran wird Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habt! — Und so dürfen wir denn nun die Summa ziehen: die Nächstenliebe gehe in die Gleichheit mit dem Hauptgebote der Gottesliebe auf!

Aber Alles, was wir bis jetzt besprochen und erkannt haben, will nur die Vorbereitung, nur die Unterlage des Gedankens seyn, auf welchen wir von Anfang an unser Absehen gerichtet hatten, und dem wir uns gegenwärtig zuwenden. Das hatten wir an die Spitze gestellt, daß wir kraft der Verkündigung des Herrn, „das zweite sey dem ersten gleich", einen Trieb, einen Stachel zur Nächstenliebe empfingen, wie ihn nichts anderes in solcher Kraft und Schärfe gewähre. Kein Eid und kein Gelöbniß könnte uns so heilig auf sie verpflichten, keine Drohung und Verheißung könnte unsere Herzen so gewaltsam für dieselbe stimmen. „Das zweite ist dem ersten gleich." Wohlan, wenn ich denn keine Nächstenliebe habe, so gebricht es mir auch an der Liebe zu Gott! Ich könnte es mir einreden, einbilden, sie zu besitzen, aber der Herr selbst würde sie nicht anerkennen, er würde, damit wir uns des biblischen Ausdrucks bedienen, das Urtheil fällen: ich habe deine Liebe nicht völlig vor mir erfunden! Also wenn ich keine Nächstenliebe habe, so bin ich auch der Gottesliebe baar. Wir verzichten darauf, es durchzudenken und durchzusprechen: — keine Gottesliebe! Hinabsteigen in diesen Abgrund, das geht über unser Vermögen; lasset uns aber hinabsehen in seine schwindelnmachende Tiefe, um entsetzt zurückzuweichen. Keine Gottesliebe, — etwas Fürchterlicheres läßt sich nicht aussagen. Nicht glauben an Gott, ja schon das ist

schlimm, es ist erschütternd. Aber lasset es uns nicht überspannen; wollet die Bibel nicht überbieten. Sie beurtheilt es wirklich nur als Sache der Thorheit, der Beschränktheit, des Unverstandes; „die Thoren sprechen in ihrem Herzen, es ist kein Gott." Aber den geglaubten, den nicht geleugneten, den vielleicht selbst verehrten, angebeteten Gott nicht lieben, — ach, das kann keine bloße Thorheit und Beschränktheit seyn. Auch hier wollen wir nicht überspannen, aber wir wollen doch auch nicht zurückbleiben hinter der ausdrücklichen Beurtheilung der Schrift; — sie aber sagt: das sey die Sache der Teufel! Und warum, mit welchem Rechte dieses scharfe Urtheil? Nicht lieben, — das ist keineswegs ein bloßer Mangel; an die Stelle dessen, was ich entbehre, tritt alsdann ein anderes, was ich habe. Welches andere? Habe ich keine Liebe zu Gott, so hege und nähre ich gegen ihn den Haß, ich bin sein Feind, sein ausgesprochener, erklärter Feind. Und wiederum: habe ich keine Liebe zu Gott, so habe ich statt ihrer Furcht vor ihm, ich fliehe ihn, ich weiche ihm beharrlich und mit aller Sorgfalt aus. Wer es vermag, der fühle es durch! Haß gegen Gott, den allein Guten und Vollkommenen: so bin ich ein schlechter Mensch, ganz entartet, tief gesunken, tiefer, als der verlorene Sohn, so tief, wie Worte es nicht aussagen, wie Bilder es nicht deuten können. Furcht vor Gott, der ewigen Liebe, die mich allein selig machen kann, Flucht vor ihm, dem Allgegenwärtigen und Unentfliehbaren: so bin ich ein unglücklicher Mensch, dessen Elend keine Schilderung erschöpfen kann, das sich nur etwa ahnen läßt, wenn man die Schriftworte an einander reiht, „Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die völlige Liebe vertreibt die Furcht mit ihrer Pein, und wir haben eine Freudigkeit zum Tage des Gerichts"; und wiederum, „schrecklich ist es, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen." Und das Beides, jener Haß und diese Furcht, ist mein gewisses Theil, sobald die Nächstenliebe bei mir fehlt; in dem Maße ihres Mangels wird dieses Schreckbild für mich, in mir, an mir wahr! Ob man es sollte im Stande

seyn, gegen diesen Stachel auszuschlagen? Ob uns irgendwo anders das Gefühl eines solchen unbedingten Müssens überkommen kann? Bleiben wir hierauf beruhen. Halten wir den empfangenen Eindruck fest; pflegen wir denselben geflissentlich. Unmittelbar drängt er alsdann zu der Frage: was haben wir zu thun? Wird uns die Gottesliebe als das vornehmste und erste Gebot vorgestellt, so könnte sich allerdings der Rath empfehlen, daß wir denn dieser allen Fleiß zuwenden, daß wir sie zu nähren und zu steigern suchen aus allem Vermögen und jedes Mittel, welches sich dazu darbietet, mit Treue gebrauchen; — von selbst, so hoffen wir, werde sich aus dieser Blüthe die Frucht der Nächstenliebe ergeben. So spricht man, und so nimmt es sich auch für die Erwägung ganz richtig und stattlich aus. Aber in der Wirklichkeit des Lebens bewährt sich dieser Rath doch nicht. Es ist ein unzweifelhaftes Ergebniß der Erfahrung, daß die Kindlichkeit noch keineswegs die Brüderlichkeit verbürgt. Wie manches Haus liefert dafür den Beweis! Da kann das Verhältniß der Kinder zum Vater ein ganz gesundes und erfreuliches seyn, und doch vermißt man jenen Thau und Balsamduft, von dem der Sänger in dem bekannten Psalme gesprochen hat. Treten wir flüchtig in das wohlbekannte biblische Haus, in dem wir uns oft, wenn auch zu anderen Zwecken, bewegt haben; ein kurzer Besuch daselbst wird auch für unsere gegenwärtige Absicht fruchtbar seyn. Da war ein Vater, welcher zween Söhne hatte, einen älteren und einen jüngeren. Nun ihr kennet ja die Schilderung, die der Heiland von ihrem Verhältniß zum Vater, aber auch von ihrer Stellung zu einander entwirft. Gegen jenes erstere läßt sich nichts Gegründetes einwenden; wir haben keine Ursache, die Sprache des älteren Sohnes zu verdächtigen, „mein Vater, so viele Jahre diene ich dir und habe dein Gebot noch nie übertreten", denn der Vater giebt ihm selbst die Antwort: mein Sohn, du bist allezeit bei mir, und alles, was mein ist, das ist dein. Aber welch' eine Kluft hat die Brüder getrennt, wie waren sie so tief entzweit! Ja — Vaterherz ist groß; auch

Kindesherz ist weit: aber Bruderherz ist eng, und die Kindlichkeit ist nicht allezeit das Unterpfand der Brüderlichkeit! Wohlan, wir fangen nun an, es zu verstehen, warum der Heiland das, was er innig mit einander vereinigt hatte, wieder trennt, warum er so zählt, — das erste, das zweite. Er verlangt gesonderte Anstrengungen, die wir auf die Nächstenliebe hinrichten sollen, auf sie, welche in irgend einem Sinne neben der Gottesliebe bestehen bleibt. Das ist das Zweite, dem wir unsere Andacht schenken wollen.

Ja mit Recht reden wir von gesonderten Anstrengungen, die nach dieser Seite unerläßlich sind. Gott, unseren Herrn, von ganzem Herzen lieb zu haben: das ist in mancher Hinsicht gar nicht schwer; unaussprechlich schwer dagegen ist die Menschenliebe! Wie ist doch der Herr so liebenswürdig; aber in welchem Lichte erscheinen wiederum die Menschen! Niemand ist gut, als der einige Gott: so spricht der Heiland; aber er hat auch gesagt: ihr Menschen seid arg! Und weiter: wie reichlich hat es Gott um uns verdient, daß wir ihn treu und innig lieben; was aber haben Menschen uns gethan! Ist auch nur Einer unter uns, der nicht in irgend einer Lage seines Lebens den Ausspruch Josephs auf sich hätte anwenden müssen: ihr gedachtet es böse zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen? Sind es mithin besondere Anstrengungen, die wir auf die Nächstenliebe richten müssen: wie sollen wir dieselben beginnen? Gehen wir über die Worte des Abschnitts nicht hinaus; sie werden uns ausreichend berathen.

Ist es dieß zunächst, was uns die Liebe zu den Anderen erschwert, daß sich so Weniges bei ihnen findet, was uns zur Zuneigung stimmt, und so Vieles, was unsere Abneigung weckt: so wird die rechte Hülfe darin stehen, daß ihre Beschaffenheit dem Auge entrückt werde, daß wir uns also bemühen, gänzlich von derselben abzusehen. Kehren wir nochmals zu dem Ausdruck „der Nächste" zurück. Inhaltreich war er von der einen Seite; aber von der anderen Seite ist er wieder völlig inhaltlos.

Von einem Menschen können wir sagen, er sey schlecht und falsch, er sey wankelmüthig und schwach: aber von einem schlechten, schwachen Nächsten spricht man nicht. Wohlan: siehe denn die Anderen eben nur als Nächste an, und nie und nimmer anders! Aber damit du dieß vermögest, besinne dich vor Allem auf ihre Stellung zu Gott und behalte diese in treuem Auge. Sie stehen Gotte nahe, und ihm unmittelbar nahe. Fürchtet von dieser Anschauungsweise nicht die Gefahr, die euch vielleicht in Gedanken tritt, die Gefahr, die Menschen zu vergöttern. Ja es giebt eine Menschenvergötterung, und sie ist nicht minder eine straffällige Verletzung Gottes als eine Entwürdigung unserer selbst. Aber dem Nächsten gegenüber hat es damit keine Noth. Daß Jemand seinen Nächsten vergöttert hätte, das ist noch niemals vorgekommen. Auch sagen wir nicht, daß wir in dem Anderen den Herrn selbst sehen, sondern daß wir die Nächsten als Gottes Kinder betrachten sollen, von denen sich der Vater nicht trenne noch trennen lasse, und zu denen er sich trotz aller menschlichen Einsprüche bekenne. Lasset euch eine Vergleichung gefallen, welche die Schrift selbst uns an die Hand giebt. Ihr habt wohl schon eure stille Freude an dem wunderbar schönen Bilde gehabt, welches der Apostel im Briefe an die Hebräer von dem hohenpriesterlichen Walten Jesu Christi entrollt hat. Da tritt der Heiland vor seinen Vater und spricht: siehe, ich und Die, die du mir gegeben hast. Er will sich vor dem Vater nicht von ihnen trennen, der Vater soll sie gnädig, wohlgefällig ansehen um seinetwillen, er schämt sich nicht, sie vor ihm seine Brüder zu heißen. Gleich also tritt der gebietende Gott, der Liebe zu sich fordern kann, vor uns, und spricht: sehet mich und die Kinder, welche ich geboren habe; er verlangt unsere Liebe zu ihnen als zu seinen Kindern, über die er seine schützende Hand ausstreckt, damit kein Blick liebloser Augen auf sie falle. Je treuer wir dieß Bild bewahren, um so leichter wird es uns werden, von den schwachen, argen Menschen abzusehen und nur die Nächsten anzuschauen. Wie der Herr in dem früheren

Gespräche mit dem Schriftgelehrten kraft der Erzählung von dem Samariter nur auf die Noth, die Bedürftigkeit, die Verlassenheit des Mißhandelten wies und es vergessen hieß, wer und was er war: ebenso wird hier begehrt, daß wir nur den Nächsten und nichts Anderes in das Auge fassen. Und hier ist der Ort, wo wir auf eine Thatsache hinweisen müssen, die, wie handgreiflich und offenbar sie auch vor Augen liege, dennoch in ihrer hohen Bedeutung vielleicht nicht immer gewürdigt wird. Es ist diese, daß die Schrift niemals von einer Menschenliebe spricht, die wir in Wort und Werk beweisen sollten. Zwar kommt der Ausdruck auf ihren Blättern vor, aber er wird lediglich von Gott ausgesagt, und nie von uns selbst. Es heißt: wie hat der Herr die Menschen so lieb! Und der Apostel schreibt in der Weihnachtsepistel: da aber erschien die Freundlichkeit und Menschenliebe Gottes unseres Heilandes. Dagegen was uns betrifft, so vermeidet das göttliche Wort den Ausdruck mit einer auffallenden Beharrlichkeit. Nicht Menschenliebe, sondern Nächstenliebe, Bruderliebe fordert es von uns; und wir können diese Thatsache nicht anders deuten, als daß wir den Anderen als Nächsten ansehen sollen, damit wir, ungestört und ungehemmt durch alle seine Mängel, im Stande seyen, ihn zu lieben! Je reiner wir diesen Namen erfassen, nicht allein mit der Schärfe des Verstandes, sondern mit der Kraft des Herzens, desto leichter wird uns die Erfüllung der Verpflichtung seyn. Der Nächste ist der Mensch, sofern wir Pflichten gegen ihn zu lösen haben; nur an die Pflicht denken wir mithin bei diesem segensreichen Namen.

Aber Eins allerdings läßt sich selbst dann nicht immer übersehen, nemlich das, was wir von Seiten des Nächsten erleiden. Das Wort des Herrn an seine Jünger, „hütet euch vor den Menschen, ihr habt euch des Bösen von ihnen zu versehen“, verpflichtet uns freilich nur, uns vielfach gegen sie zu verschließen, nicht dazu, unser Herz vor ihnen zu verschließen: aber wie ist die Grenze zwischen Beidem so gar zart, und wie leicht

ist sie überschritten! Vorsicht und Lieblosigkeit sind einander nahe verwandt und gehen gern in einander über. Nicht leicht bedarf es größerer Anstrengungen zur Liebe, als wenn der Mangel der Vorsicht sich einmal empfindlich gestraft hat, und der feste Vorsatz einer Erhöhung derselben gefaßt worden ist. Ob uns auch hier unser Abschnitt hülfreich entgegenkommt? Lasset uns nochmals die einfachen Worte und zwar von einer anderen Seite her beleuchten: du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst! Erklären können wir sie euch nicht anders, als wir es vorhin gethan haben; ihr Sinn und Gehalt ist kein anderer, als daß wir den Nächsten setzen an die Stelle unseres Selbst, er soll uns näher seyn, als wir. Aber sollte nichts Wahres seyn in der uns so geläufigen Vorstellung, daß wir den Nächsten nicht minder lieben sollen als uns selbst, ebenso aufrichtig, ebenso herzlich, ebenso beharrlich, wie wir uns selbst lieben? Nichts Wahres darin, auch ganz und gar nichts? Nun Selbstliebe — das Wort hat freilich einen üblen Klang. Die Schrift redet viel davon, daß wir uns selbst hassen, uns selbst verleugnen sollen, und niemals sagt sie, daß wir uns lieben sollen. Aber man wendet ein, es gebe doch ein höheres Selbst in uns, welches geliebt und gepflegt werden müsse, das Selbst, welches wir in das ewige Leben einführen, retten, bewahren sollen! Nun wohl, in diesem Sinne lassen wir's uns gern gefallen; aber das betonen wir in demselben Odem, daß wir eben durch die Selbstverleugnung der Liebe zu den Widersachern dieß höhere Selbst erretten, wahren und erhöhen, und im höchsten Maßstabe den Ausspruch rechtfertigen: wer sein Leben lieb hat, der wird es verlieren, wer es aber verlieren will, der wird es finden. Wie? sollte diese Erwägung uns nicht stärken, zu verschmerzen, was wir von den Anderen erleiden und sie dessenungeachtet mit Liebe zu umfassen? Aber Eins können wir zuletzt nicht unterdrücken, und mit diesem Letzten kehren wir zu unserem Ausgangspunkte zurück. Deßhalb begrüßten wir den Unterricht des Herrn so freudig, weil wir von demselben eine Stärkung zur Nächsten-

liebe erwarteten, eine Stärkung, deren wir in der Gegenwart so dringend bedürftig sind. Droht die überhand nehmende Selbstsucht unsere Liebe zu einem glimmenden Dochte herabzudrücken, so flammt sie durch dieß Oel, gekauft an rechter Stelle, kräftig auf. Diese Stärkung haben wir empfangen. Aber je mehr es geschehen ist, desto unmittelbarer erwacht von hier aus ein neues Bedürfniß. Wie gern möchten wir doch unser bescheidenes Theil dazu beitragen, damit diese sich mehr und mehr ausbreitende Herrschaft der Selbstsucht in der Welt beschränkt werde! Was können wir nach dieser Seite thun? Nur das Christenthum vermag dieselbe von dem angemaßten Throne zu stoßen: wir aber sind ja doch eben das Salz der Erde, und zu einem solchen Dienste berufen! Ja das einzige Mittel, auf welches wir Vertrauen setzen dürfen, ist eben unsere Liebe und deren Erweisungen selbst! Durch Liebe können, werden wir die Welt überwinden. Darauf sind wir gewiesen, und zu der treulichen Anwendung dieser kleinen Kraft wollen wir uns daher aufs Neue verpflichten. In diesem Sinne gilt es: seyd nicht träge, was ihr thun sollt, seyd brünstig im Geiste; schicket euch in die Zeit, denn es ist böse Zeit, — auf daß die Liebe sich rühme wider das Gericht! Wir ziehen die Summa unserer ganzen Betrachtung. Oder besser, wir scheiden mit der starken Betonung des Wortes, welches der Nerv unserer Andacht gewesen ist. Das zweite ist dem ersten gleich, das will ich merken und bewahren. Das zweite ist dem ersten gleich, — das will ich tragen als Denkzeichen auf meiner Hand und als Binde zwischen meinen Augen, und will es schreiben an die Pfosten meines Hauses. Das zweite ist dem ersten gleich: das möge des Herrn eigener Geist mit spitzigen Diamanten und eisernen Griffeln graben auf die Tafeln meines Herzens. Ich will es lernen und immer besser lernen; ja ich will hingehen und darnach thun. Amen.

Die Rechenschaft des evangelischen Christen.

Am Gedenktage der Reformation.

Brief an die Galater Cap. 6. V. 2. 4. 5.

„Einer trage des Anderen Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen. Ein Jeglicher aber prüfe sein Selbst Werk, und alsdann wird er an ihm selbst Ruhm haben, und nicht an einem Anderen; denn ein Jeglicher wird seine Last tragen."

Wenn wir den vorliegenden Abschnitt in seine beiden Hälften scheiden und unser Auge entweder auf der einen oder auf der anderen beruhen lassen: so fühlen wir uns hier und dort auf einem wohlbekannten Gebiete und vermögen die ertheilten Gebote in eine große Zahl zusammenstimmender oder nahe verwandter Bibelworte einzureihen. Dieß gilt im höchsten Maße von der Forderung, mit welcher der Apostel anhebt und die er als den wesentlichsten Titel, ja als die Summa des Gesetzes Christi geltend macht. Wie sie sich ihm selbst bei dem Hinblicke auf Den ergeben hatte, der unsere Krankheiten getragen und unsere Schmerzen auf sich geladen, so kehrt er die Spitze derselben fast in jeder Zuschrift an die christlichen Gemeinden hervor; und was er anderweitig sagt, „Niemand sehe auf das Seine, sondern auf das, was des Anderen ist; ein Jeglicher sey gesinnet wie Jesus Christus auch war"; und wiederum, „Niemand habe Gefallen an sich selbst, sondern ein Jeglicher unter uns suche seinem Nächsten zu gefallen zum Guten, zur Besserung, dieweil auch Christus nicht Gefallen hatte an ihm selbst": das ist dasselbe, was er in den Anfängen der heutigen Worte begehrt. Aber auch die Weissagung, welche an ihrem Schlusse verlautet,

und die Verpflichtung, die sie auferlegt, „ein Jeglicher wird seine Last tragen, und deßhalb prüfe er sein Selbst Werk“, — auch sie ruht auf demselben Grunde, auf welchem sich die zahlreichen unserem Apostel gewohnten Ermunterungen bewegen, „Viele laufen in den Schranken, ihr aber laufet also, daß ihr das Kleinod ergreifet“; „schaffet euer Heil mit Furcht und mit Zittern“; „ein Jeder steht und fällt seinem Herrn, und wird empfangen, nachdem er gehandelt hat bei Leibes Leben.“ Aber daß er nun dieß Zwiefache in einem Odem und in solcher Schärfe an einander reiht; daß wir uns von der einen Seite so ganz über die Brüder vergessen, völlig in die Gemeinschaft aufgehen und uns selbstverleugnend in ihr verlieren sollen; dann aber wiederum angehalten werden, von den Anderen abzusehen, uns von ihnen zu scheiden und den Blick in dem umschlossenen Kreise unseres eigenen Lebens zu halten: das ergiebt nicht allein für die Erwägung eine Frage, sondern auch für die Empfindung bedingt es einen Zwiespalt. Zwar wir setzen es zuversichtlich voraus, daß sich dieser Widerstreit in einer höheren Einheit ausgleiche und daß er sich da zu der Schönheit einer eigenthümlich guten Stufe gestalten werde: aber welches ist der Standort, von welchem aus die Ahnung jener Harmonie zu einer klaren Einsicht wird? Wir schlagen wohl den richtigen Weg zu dieser übersichtlichen Höhe ein, wenn wir die Lage derjenigen Gemeinde erwägen, auf welche der Apostel den Abschnitt berechnet hat. Sie war zur Reife in der christlichen Erkenntniß herangekommen, und so selig fühlte sie sich in diesem Besitze, daß ihr das schöne Zeugniß gegeben werden konnte: als einen Engel Gottes nahmet ihr mich auf, ja als Jesum Christum; wenn es möglich gewesen wäre, ihr hättet eure Augen ausgerissen und mir gegeben. Und sie, welche mit so klar entschiedener Ueberzeugung die Predigt von der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes angenommen hatte: jetzt war sie in Gefahr, aus diesem Himmel einen tiefen Fall in die äußerste Finsterniß zu thun, und ihre Perle, ihren Schatz gegen dürftige und überjahrte

Satzungen zu vertauschen. Wohl sagt der Apostel: mich wundert, daß ihr euch so bald abwenden lasset von dem, der euch berufen hat in der Gnade Christi, auf ein anderes Evangelium; wohl fragt er: o ihr unverständigen Galater, wer hat euch bezaubert, daß ihr der Wahrheit nicht gehorchet? Aber er durchschauete den Hergang dieser traurigen Entwickelung mit aufgedecktem Angesicht. Nur dann kann man sich nemlich auf der Höhe einer solchen Freiheit ohne Schwindeln behaupten, wenn man zugleich der ganzen Strenge der Gebundenheit eingedenk ist, mit welcher diese Freiheit steht und ohne welche sie zerfällt; — sonst droht ein Rückfall in das Joch der überwundenen Knechtschaft. Anders vermochte daher der Apostel die Wankenden nicht zu berathen und neu zu befestigen, als daß er sie an den Ernst der Rechenschaft erinnert, welche gerade die gläubigen Bekenner des Herrn erwartet. Dieß ist der wesentliche Kern des ganzen Briefes; und kraft desselben löst sich auch der scheinbare Widerspruch des heutigen Abschnitts; seine beiden Theile werden als die Strahlen eines und desselben leuchtenden Mittelpunktes offenbar. — Es geschieht wohl immer zu seiner Zeit, wenn wir der Verantwortung gedenken, welche wir an jenem Tage zu leisten haben, und ihre Länge und Breite, ihre Tiefe und Höhe in unserer Andacht ermessen. Daß wir es aber in der Weise thun, wie uns die vorliegenden Worte ermuntern: dazu hat gerade heute eine gute Stunde geschlagen. Es ist das Gedächtniß der Reformation, welches wir festlich begehen. Daß Luther den Brief an die Galater als das Hauptstück des Neuen Testaments erachtet, und daß er in dieser Schrift die entschiedenste Rechtfertigung seines Werkes erkannt: das lassen wir bei Seite. So viel aber müssen wir betonen, daß dieser Brief in der That die hohe Würde des evangelischen Christen mit ebenso lebendigen Zügen geschildert, wie er dessen Gefahren mit unverhohlenem Freimuth aufgeschlossen hat. Wir meinen nicht die Gefahr, der wir hier und dort einen Einzelnen erliegen sehen, daß er gleich den Galatern das Lebendige bei den Todten sucht, sondern die

nicht minder ernstliche, daß wir die Würde begierig an uns reißen und uns ihrer rühmen, ohne die Folgerungen zu vollziehen, die sich aus derselben ergeben; daß wir mit Dank und Freude die empfangene Wohlthat feiern, ohne aber den verpflichtenden Stachel gewähren zu lassen, welcher unmittelbar aus ihr hervorbricht. Diesen Stachel aufzuweisen und ihn tief in unsere Seele zu senken: das ist die Absicht in der gegenwärtigen Stunde. So lasset uns

das evangelische Bekenntniß als die Steigerung unserer Rechenschaft

betrachten, und zwar erstens ihren erweiterten Umfang, zweitens aber ihren erhöheten Ernst zu erkennen suchen.

Ueberschauen wir unseren Abschnitt im Lichte der heutigen geschichtlichen Erinnerungen, so kann eine evangelische Versammlung die Schwelle desselben nicht betreten, ohne unmittelbar zu einem heißen Herzensdanke gestimmt zu werden. Der Dank gebührt dem Manne, welcher die Weisung, fremde Lasten zu tragen, in einem überreichen Maße erfüllt, ja welcher das prophetische Wort „mache frei die Bedrängten, thue ab ihr Joch, reiß' hinweg allerlei Last", im eigentlichsten Sinne gelöset hat. Wie einst dem Moses, als er die Last seiner Brüder in Egypten sahe, sein Herz in Unmuth und Mitgefühl entbrannte, so war es auch Luther zu Sinne, da die Klage Jesu Christi in seinem eigenen Reiche neuen Stoff und reiche Ursache fand: sie binden schwere und unerträgliche Bürden, und legen sie den Menschen auf den Hals, aber sie wollen dieselben nicht mit einem Finger regen. Nun Luther berührte sie nicht bloß mit seinem Finger, sondern die ganze Kraft seines Lebens stellte er in diesen Dienst; und ist der Gedanke der evangelischen Freiheit wieder hell und klar erfaßt, ja ist die Luft dieser Freiheit in der That und Wahrheit wieder geathmet worden: so ist sein das Verdienst, durch ihn hat der Herr es gethan. Aber darf dieses dankbare Gedächtniß die Grundlage unserer heutigen Feier seyn, so treten auf eben diesem Grunde die Worte des Apostels in ihr rechtes

Licht, — sie weisen auf die Rechenschaft! Und damit heben sie an, daß sie die Verantwortung des evangelischen Christen nach ihrem erweiterten Umfange beleuchten.

Einer trage des Anderen Last: was meint der Apostel damit? und welch' eine Verpflichtung legt er uns kraft dieser Worte auf? Vor allen Dingen, welcher Art sind diese fremden Lasten, welche er in Gedanken hat? Sind es die Schmerzen und Leiden, die wir über unsere Brüder kommen sehen, die Schläge, welche sie treffen, die Entbehrungen, unter denen sie seufzen? Ist mithin dieß das apostolische Gebot, daß wir ihnen in thätiger Samariterliebe zur Seite treten, und wenn wir das nicht vermögen, mindestens weinen mit den Weinenden und sie trösten mit dem Zuspruch unseres Mundes? Wer unter uns könnte daran zweifeln, daß die so verstandene Ermahnung im Geiste beider Testamente begründet sey! Dürften wir doch selbst eine sehr bestimmte Veranlassung finden, bei dieser Deutung zu verharren, wenn wir an den Zusammenhang der prophetischen Strafrede gedenken, — daß derartige Erweisungen der brüderlichen Liebe dem Herrn willkommener seyen, als alles Fasten und Opfern, und daß ein Eingehen in seine Vorhöfe ohne jene Geneigtheit und ohne daß die Hände die Mahlzeichen ihrer Uebung an sich trügen, kein willkommenes Betreten, sondern ein mißfälliges Zertreten sey. Gleichwohl scheiden wir diese Beziehung unbedingt und vollständig aus. Zu bestimmt hat es der Apostel in den vorangehenden Worten ausgesprochen, an welche Lasten wir zu denken haben. Nicht an die Leiden der Brüder und an ihre irdischen Schmerzen, sondern an ihre Sünden, Fehler, Schwachheiten; über diesen scharf begrenzten Kreis dürfen wir heute nicht hinaus. Wohlan, wir sollen sie tragen, diese so verstandenen Lasten! Tragen? und wie tragen? Gilt es die Schonung, welche sie bedeckt, sie bestehen läßt, beinahe sie pflegt? Auf keinen Fall! Es wäre das der Ruhm an ihrem Fleische, von welchem der Apostel sagt, daß die Galatischen Verführer ihn in ihrem Kreuzeshaß, in ihrer Kreuzesflucht er-

streben. Oder gilt es, diese brüderlichen Schwächen dulden und ertragen, ohne sich darüber zu entrüsten, zu erbittern? Es ist das eine rechte Schule der Geduld, und die Geduld vermag in diesen Schranken ihre ganze Herrlichkeit zu entfalten und meisterliche Proben abzulegen. Aber wäre sie so andauernd und siegreich, wie die Geduld eines Moses auf jedem Schritte in der Wüste; risse ihr Faden nicht entzwei selbst bei Erfahrungen, wie sie der Spruch Salomonis schildert, „Stein ist schwer, und Sand ist Last; aber eines Thoren Unmuth ist schwerer, denn die beiden", — so wäre das doch immer nur ein Tragen eigener Lasten, und bei weitem noch nicht die Erfüllung der apostolischen Forderung. Und so bleibt keine andere Deutung übrig, als daß wir die Fehler und Schwachheiten des Nächsten als seine Last erachten, die ihn bedrückt, ohne daß er selbst sie kennt, und daß wir dieselbe insofern tragen, als wir ihm zurechthelfen, auf daß er erstarke aus seiner Schwachheit und frei werde von seiner Bürde. Das also verlangt der Apostel. Es ist nicht die Absicht der heutigen Betrachtung, die Weise der Vollziehung dieser Forderung zu beleuchten. Unser Augenmerk ist nach einer anderen Seite gerichtet. Wir fragen: wie hat der Apostel dieß Verlangen gemeint? Ertheilt er eben nur eine Ermahnung? Redet er in diesem Tone: entziehet euch nicht dem schönen Berufe; fraget nie: was geht das uns an? vergesset es nicht, daß Solches einem Christen geziemt? Sein Anspruch geht unendlich weiter! Er ertheilt einen gemessenen Befehl, — denn dahin lautet der Fortgang seiner Rede, „so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen"! Also ein Gesetz, welches gehalten seyn, das nimmer übertreten werden will; weiter ein Gesetz Jesu Christi, das also Der uns auferlegt, welcher uns frei gemacht von allen Satzungen; endlich nicht ein Gesetz, sondern das Gesetz, ja das, welches der Herr vornehmlich stellt, nach welchem er, wenn er dermaleinst kommt zu richten die Lebendigen und die Todten, entweder rechtfertigen oder verdammen will. In welchem Ausdrucke werden wir das Alles zusammen-

begreifen? In keinem anderen, als in dem der Rechenschaft! Wir dürfen es sagen, so hat Der selbst empfunden und gesprochen, welcher die Last der ganzen Welt getragen hat; so hat er gesprochen Denen gegenüber, die ihm sein Vater von der Welt gegeben hatte. Wenn er betet, „hier sind sie, die du mir gegeben hast, ich habe sie bewahrt und Keiner von ihnen ist verloren worden", — so ist das der Ton der Rechenschaft; und wenn er der Einen Ausnahme gedenkt, „ohne das verlorene Kind, auf daß die Schrift erfüllet würde", so hören wir die Sprache Dessen, welcher in diesem Falle die Verantwortung abweist und abweisen darf. Wir können das Gleiche von unserem Apostel sagen. Schweigen wir von seinem guten Bekenntniß: wo ist Einer schwach und ich wäre nicht schwach? Schweigen wir von dem schönen Anspruch, den er zu Milet erhebt, — ich bin rein von euer aller Blute, denn ich habe euch nichts verhalten, daß ich nicht verkündigt hätte den ganzen Rath Gottes. Aber das Licht dürfen wir nicht verbergen, welches sein Verhalten gegenüber den Galatischen Christen auf unsere Frage fallen läßt. In der That, nach menschlicher Weise hätte er das vollste Recht gehabt, seine Hände vor ihnen in Unschuld zu waschen, und von vorn ab zu erklären, was er erst nach gelöster Liebesschuld gesagt: machet mir fortan keine Mühe, denn ich trage die Mahlzeichen des Herrn Jesu an meinem Leibe; — er verzichtet auf dieß Recht! Er will sie aufs Neue gebären, wenn auch mit vielen Aengsten; er bittet sie, ihn darum nicht als einen Feind zu achten, weil er ihnen die Wahrheit sage; er wünscht, daß er bei ihnen wäre, um seine Stimme in ihrer Mitte wandeln zu können; — und warum das alles? Weil er sich für sie verantwortlich fühlt, weil er es als das Gesetz Jesu Christi erkannt hat, ihre Lasten zu tragen, weil er der Rechenschaft gedenkt, die er auch über sie zu leisten hat. Und ist dieß nun nicht bloß die Lage eines Apostels, eines auserwählten sonderlichen Rüstzeuges, sondern trifft dasselbe bei jedwedem Christen aller Zeiten zu: so dürfen wir reden von einer Steige-

rung unserer Rechenschaft, von einer Erweiterung derselben über den Kreis unseres persönlichen Lebens hinaus.

Wohlan, wir sagen es vornehmlich von dem evangelischen Bekenntniß aus, daß dasselbe diese Steigerung unserer Verantwortung bedinge. Wie? Hätte man zuvor davon noch nichts gewußt? Wer möchte das wähnen! Wann sich die Forderung, von welcher wir reden, überhaupt gestellt, wann sie sich gerade in dieser verantwortlichen Weise an die Herzen gerichtet habe: es läßt sich aufs Genaueste bestimmen. Entstammt sie dem Gesetze Jesu Christi, so kann ihr Ursprung kein späterer seyn, als der Augenblick, in welchem unser Herr gesprochen hat: kommet her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid; nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir; denn mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht. Wer da nicht geneigt war, den Fehlenden zurechtzuhelfen, die Brüder zu stärken, die Schwachen aufzunehmen, der konnte ebenso wenig sein Jünger seyn, wie Der, welcher sich weigerte, sein Kreuz auf sich zu nehmen und dem himmlischen Kreuzträger nachzufolgen. Und wiederum, beruhet die Forderung des Apostels auf dem Verhältnisse der Christen unter einander, ist die Gemeinschaft das Gebiet, auf dem sie sich verwirklichen und verherrlichen soll: so mußte sie sich von der Stunde ab stellen, wo es eine Kirche gab, wo mithin die Mahnungen sich ergaben: lehret und ermahnet euch selbst mit Psalmen und Lobgesängen, lasset das Wort Christi reichlich unter euch wohnen, nehmet euch unter einander wahr mit Reizen zur Liebe und zu guten Werken, und das um so mehr, als der Tag sich nahet. An die Gemeinde tritt daher auch hier der Apostel mit seinem Gebote heran, an die Gemeinde, in deren Verbande schwächere und stärkere, reifere und unmündigere Glieder bei einander sind, damit in ihrer Mitte ein Fluß und Rückfluß der Kräfte des Geistes waltete. Gegolten also hat die Forderung allerdings schon längst. Nie ist sie ausdrücklich abgesagt, nie ist sie eigentlich geleugnet worden; nie hat der Geist abgelassen, von ihrer Nothwendigkeit zu zeugen

und die Trägen mit dem Ernste der zukünftigen Rechenschaft zu bedrohen. Aber freilich sie konnte bald in den Hintergrund gedrängt werden, bald wiederum mit Macht und unwiderstehlich in ihrem blendenden Glanze hervorbrechen. Wann geschahe das Eine, und wann das Andere? Wann konnte sie verdunkelt und vergessen werden, und wann mußte sie mit ihrem scharfen Stachel in die Gewissen dringen? Halten wir es treu im Auge, daß sie zwar ein Gesetz Jesu Christi ist, aber doch nicht ein Gesetz für seine Nachfolger überhaupt, sondern das Gesetz für die Gemeinschaft, die sich nach Ihm nennt und die Ihn als ihr Haupt und ihren Mittelpunkt bekennt; halten wir es ebenso fest, daß sie genau genommen nicht sowohl eine christliche Pflicht im Allgemeinen, sondern recht eigentlich eine kirchliche Verpflichtung ist: so hangt das Maß ihrer Verdunkelung oder Verklärung an der Weise, in welcher man den Gedanken der Kirche erfaßt, und an der Innigkeit, mit welcher die Empfindung denselben ergreift. Dann tritt sie zurück, wenn die Kirche als eine Macht erscheint, die wie vom Himmel herab, von oben her an den Herzen der Menschen wirke; dann aber drängt sie sich unaufhaltsam hervor, wenn die Kirche als der Leib betrachtet wird, dessen Glieder einander Handreichung thun und zusammenhangen durch alle Gelenke, auf daß eines dem anderen diene in der Liebe. Man hat der Reformation den Vorwurf gemacht, sie habe der Macht und dem Glanze der Kirche empfindlich geschadet, und man könne nun nicht ferner von ihr sagen, wie die Jünger gegenüber dem Tempel zu Jerusalem gesprochen haben: Meister, siehe, welch' ein Bau und welche Steine! Aber sollte man diesen Verlust nicht für Schaden achten dürfen gegenüber dem überschwänglichen Gewinn einer Gemeinde, deren Glieder sich als die lebendigen Steine zu einem geistlichen Hause erbauen und opfern geistliche Opfer, Gott angenehm durch Jesum Christum? Das ist die Vorstellung von der Kirche, welche die Väter in der Zeit der Reformation gewonnen, und deren Verwirklichung sie mit der ganzen Kraft ihres Lebens erstrebt haben. Eben davon aber

war die unausbleibliche Folge die, daß die Verantwortlichkeit des Einen für den Andern aufs Tiefste empfunden ward. Es ist allgemein bekannt, welch' einen begeisterten Ausdruck Luther selbst diesem Gefühle gegeben hat. Ihr kennet die Worte, mit welchen er sich in der Vorrede zu dem kleinen Catechismus an Diejenigen wendet, welche als sonderlich beauftragte Glieder in dem Verbande dieses Leibes stehen. „Siehe, Pfarrherr und Prediger", so sagt er, „unser Amt ist nun ein anderes geworden, als es unter dem Papstthum war; es ist nun ernst und heilsam geworden; darum hat es nun viel mehr Mühe und Arbeit, Gefahr und Anfechtung." Aber in ganz ähnlicher Weise hat er in der Schrift, welche als zündender Funke helle Flammen heiligen Feuers in dem Volke aufschlagen ließ, in der Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation, alle verschiedenen Stände, ja jeden Einzelnen angeredet, wie gering auch seine äußere Stellung, ja selbst seine geistige Begabung sey. So konnte er reden; und so muß es einem Jeden zu Sinne seyn, der dieser Kirche angehört. Lasset euch an einen Vorgang in der evangelischen Geschichte erinnern. Da trat ein Schriftgelehrter zu Jesu und fragte ihn nach dem Wege zum ewigen Leben. Und der Herr heißt ihn an das vornehmste und höchste Gebot gedenken. Das hat der Fragende nicht gewagt, die Richtigkeit des Weges und die Pflicht einer treuen Bewegung auf demselben zu verdächtigen; wohl aber zieht er sich hinter die Schutzwehr der neuen Frage zurück: wer ist denn mein Nächster? In gleicher Weise wird die Verpflichtung, fremde Lasten zu tragen, allerdings in jeder kirchlichen Gemeinschaft anerkannt; aber in der evangelischen Kirche ist die weitere Frage, die Frage der Selbstrechtfertigung, wer soll sie tragen, und wessen Lasten soll man tragen, entschieden ausgeschlossen. Hier hat sie nicht einmal ein scheinbares Recht, weil in diesem Leibe die Glieder untrennbar an einander hangen, weil die Last des Einen eben auch die Last des Andern ist, und jeder Blick auf die fremde Last von selbst in den Versuch umschlagen muß, dieselbe zu heben.

Sehet da den erweiterten Umfang der Rechenschaft, welchen das evangelische Bekenntniß bedingt, eben darin aber ihre wesentliche Steigerung!

Halten wir den Gedanken dieser gesteigerten Rechenschaft fest. Er baut uns eine sichere Brücke zu der scheinbar widersprechenden Betrachtung, zu welcher der Apostel uns fortschreiten heißt. Er hatte uns bisher den Nächsten in einer Weise vor Augen gestellt, so daß in unserem ganzen Gesichtskreise nicht das geringste Räumlein blieb, wo unser Selbst noch Platz gewinnen konnte. Und plötzlich entrückt er ihn unserem Blicke, er weist uns lediglich auf uns selbst, und gebietet uns, ausschließlich unser Selbstwerk zu prüfen. Er muß diese Scheidung wohl in einer ganz besonderen Beziehung meinen, denn so im Allgemeinen läßt sie sich schon deßhalb nicht vollziehen, weil ja auch unser Werk am Nächsten als unser Selbstwerk angesehen werden kann. Es wird mithin darauf ankommen, jene bestimmtere Beziehung zu ermitteln. Achten wir auf die Schlußworte. „Jeder wird seine Last tragen", — natürlich an dem Tage des Gerichtes. Dahin also sollen wir uns versetzen. Aber lasset uns zu diesem Zwecke nicht die Flügel der Phantasie, sondern das Licht der Offenbarung in Anwendung bringen. Welches Bild gestaltet sich alsdann vor unseren Augen? Der Christus, welcher jetzt unter Hunderten den Einen sucht und ihm insonderheit mit seiner Liebe nachgeht, — er wird auch dort den Einzelnen vor seine Schranken fordern. Und dieser Einzelne, wenn er gerichtet wird, er wird durch eine tiefe Kluft von allen Anderen geschieden seyn; so daß er nicht zu ihnen, sie nicht zu ihm herüberkommen können. Ihr ahnet, worauf der Apostel hinaus will. Er hatte die Rechenschaft, die wir abzulegen haben, nach ihrem weiten Umfange gezeichnet: jetzt schildert er sie in Hinsicht ihres erschütternden Ernstes. Reden wir denn von der Rechenschaft des evangelischen Christen: so steht die zweite Seite ihrer Steigerung in der Erhöhung eben dieses Ernstes!

Ueber die allgemeine Antwort auf die neugestellte Frage

sind wir nicht verlegen. Alle Beruhigungen, die der Blick auf Andere uns gewähren könnte, schneidet der Apostel ab. Aber es gilt, daß wir den vollen Gehalt seines Gedankens erkennen und die Macht desselben tief und innig empfinden. Nach einer zwiefachen Seite richtet er das Auge hin, in eine Doppelweisung laufen demnach seine Worte aus. Das ist die Eine: denke nie an Andere bei der Prüfung deines Werthes. Und die zweite: baue nie auf Andere für den Tag der Rechenschaft!

Ein Jeglicher prüfe sein Selbstwerk, dann wird er an ihm selbst Ruhm haben und nicht an einem Anderen. Ruhm haben, — — trauen wir unserem Auge? Das sagt ein Paulus, welcher sonst versichert, daß wir des Ruhmes ermangeln, den wir haben sollten? Und vollends Ruhm haben an ihm selbst, nachdem man geprüft hat sein Selbstwerk? Nun in dem Sinne hat er es freilich nicht gemeint, in welchem das evangelische Bekenntniß sich verwahrt gegen die Gerechtigkeit aus den Werken; in dem Sinne nicht, in welchem er sogar von einem Abraham geurtheilt hat: ist Abraham durch Werke gerecht gewesen, so hat er wohl Ruhm, aber nicht vor Gott. Sondern unter dem Werke versteht er das Werk des Glaubens, die Frucht unseres Glaubens und unserer Liebe, unseres Kämpfens und Duldens, — was wir durch das Alles geworden sind und mit hinübernehmen an den Tag des Gerichtes, wohin unsere Werke uns nachfolgen. Und ebenso versteht er das Rühmen in dem Sinne, in welchem er von sich selbst zu den Corinthischen Christen gesagt hat: unser Ruhm ist der, nemlich das Zeugniß unseres Gewissens, daß wir in Einfalt und göttlicher Lauterkeit gewandelt haben auf der Welt, allermeist aber bei euch; oder in dem Sinne seines letzten Bekenntnisses: ich habe einen guten Kampf gekämpft, Glauben gehalten und den Lauf vollendet. Ein solches Rühmen ist ganz unbedenklich. Aber davor warnt er nun, wir sollen diesen Ruhm nicht an dem Anderen haben, sondern an uns selbst. Was will das sagen? Wir müssen uns hier scheiden von dem Verständniß, welches sich unmittelbar darbietet. Man

kann den Stoff zum Ruhme an Anderen vermöge der Vergleichung mit ihnen gewinnen; — „ich bin doch besser, als sie; ich bin doch weiter, als sie; ich bin doch weder im Thun noch auch im Lassen wie jener Zöllner!" Ob der Apostel selbst Galatische Christen vor dieser Verirrung noch hätte warnen und ihnen hätte zeigen müssen, daß solch' ein Rühmen weder fein sey noch auch fromme? Jedenfalls sind wir über diese Thorheit hinaus, die wir es wissen, daß es an jenem Tage lediglich darauf ankommen wird, ob wir gewogen auf göttlicher Wage auch nicht zu leicht erfunden werden, nicht aber darauf, ob wir schwerer wiegen, als mancher Andere, ja selbst als ihrer Viele! Es läßt sich wohl noch anders deuten, dieß „Ruhm haben an Anderen"; — der Apostel hat es anderweitig selbst erklärt. Er spricht: rühme sich Niemand eines Menschen, weder des Paulus, noch des Apollo, noch des Kephas; sondern wer sich rühmen will, der rühme sich des Herrn. Machen wir hiervon sofort die richtige Anwendung. In irgend einem Sinne rühmt sich *eine* Evangelische Gemeinde an dem heutigen Tage allerdings ihres Luther; und in dem Sinne darf sie es, ja soll sie es, in welchem unser Apostel an die Corinther schreibt: wir sind euer Ruhm, gleichwie ihr unser Ruhm seid. Sie kann mit Dank und Freude, ja mit derjenigen Erhobenheit, welche das Rühmen bedingt, die empfangene reine Lehre, die gewonnene wahre Erkenntniß betonen: nur ihren Werth darf sie hiernach nie bemessen. Da trifft das Wort: ein Jeglicher prüfe sein Selbstwerk! Nun aber lasset uns nicht auf den ganzen Ausdruck, sondern auf Eine Sylbe desselben den Nachdruck legen; nicht auf das Selbstwerk überhaupt, sondern auf das Selbst**werk**; denn auf das Werk wird es am Tage des Gerichtes ausschließlich ankommen. Die reine Lehre, die richtige Erkenntniß fällt an jenem Tage nicht mehr in's Gewicht, auch nicht im Allermindesten! Nie hat die Evangelische Kirche um ihrer reinen Lehre willen den Anspruch gemacht, welchen die ihr gegenüberstehende erhebt, daß sie die Seelen aus ihrem Schooße un-

mittelbar in die Herrlichkeit entlasse. Was sie voraus hat und was sie verleiht, das erhöhet vor der Hand eben nur die Verantwortlichkeit. Du hast das Wissen, — thue darnach; denn was du durch das Wissen geworden bist, dein Selbstwerk, das ist es, was entscheidet. Die Evangelische Kirche macht den Anspruch, daß sie die Anweisung zur Seligkeit richtiger, als jede andere ertheile; aber nie hat sie den falschen Wahn veranlaßt oder ihm nur einen Vorwand dargeboten, als ob die bloße Zugehörigkeit zu ihr den Werth des Menschen erhöhe. Was der Apostel geschrieben hat: wer ist Paulus, wer ist Kephas, wer ist Apollo? Diener sind sie, durch welche ihr seid gläubig geworden, — das war durchweg auch Luthers Sinn. Und eben weil er dieß mit solcher Macht bezeugt, weil er uns über diesen Gegenstand so vollständig und gründlich aufgeklärt hat, weil wir es durch ihn so ganz verstehen gelernt, daß es dereinst durchaus auf unser Selbstwerk ankommen werde: so ist für den evangelischen Christen der Ernst der Rechenschaft erhöhet.

Es ist hiervon nur die andere Seite, oder um noch genauer zu reden, die weitere Entfaltung, wenn wir den Apostel weißagen hören, ein Jeglicher werde seine Last tragen. Aber hier kommt es nun vornehmlich auf die richtige Ergänzung an. Jeder wird seine Last tragen, — das heißt nicht: nur seine, keine fremde; sondern es will sagen: er selbst wird sie tragen, ohne daß ein Anderer im Stande wäre, sie ihm abzunehmen oder sie ihm zu erleichtern. Aber auch das lasset uns richtig verstehen. Keiner kann uns unsere Last abnehmen: das meint der Apostel nicht so, daß wir sie nicht auf einen Anderen wälzen, daß wir uns namentlich nicht hinter die Schutzwehr der Rechtfertigung zurückziehen können, — man hat mich nicht gewarnt, gestraft, ermahnt, man hat mich meine Wege gehen lassen. Sondern das ist der Sinn: Niemand, wie gern er auch möchte, wird im Stande seyn, uns den geringsten Theil von unserer Last an jenem Tage abzunehmen. Kaufet euch selbst, wir haben für euch kein Oel; traget selbst, unsere Schulter hat für eure Bürde

keinen Raum. Wir sagen, das evangelische Bekenntniß setze diese Wahrheit in ein helles Licht. Hat die Reformation es neu gelehrt, daß ein Jeder ohne menschliche Mittlerschaft zu Christo gehen und vor ihm erscheinen könne, Selbst sey der Mann: was folgt daraus Anderes, als daß auch an jenem Tage jeder Einzelne für sich selbst einstehen müsse? daß ihm da keine fremde Fürbitte, keine Veranstaltung weder der dießeitigen Kirche noch der vollendeten Gerechten frommen könne? Die Evangelische Kirche kann hart, rauh und strenge erscheinen, wenn sie erklärt: da siehe du selbst zu; wiederum kann die ihr entgegenstehende der Seele eine erbarmende Mutter dünken, die ihre schützenden Hände noch über Grab und Tod hinaus über sie ausbreite. Allein jene Kälte und Strenge ist doch die der Wahrheit, und dieser liebliche Schein nur ein berückender Zauber, der da verleitet, der Wahrheit nicht zu gehorchen. Wollt ihr den Apostel kalt und hart nennen, welcher nicht allein bereit war, sein Herzblut für die Brüder dahinzugeben, sondern sogar unter dem Zeugniß seines Gewissens im heiligen Geiste erklärt hat, daß er gewünscht habe verbannet zu seyn von Christo für seine Gefreundte, — und wollt ihr das darum, weil er versichert, an jenem Tage werde ein Jeder seine Last tragen, — weder er selbst noch ein Anderer, keine Kirche, kein Engel vermöge einen Wassertropfen zur Erquickung darzureichen? Wolltet ihr das? O es ist die Liebe, welche sich der Wahrheit freuet und welche die Wahrheit redet! Aber weil es die Wahrheit ist, die wir erkannt und gewonnen haben, so reden wir mit Recht von dem erhöheten Ernste der Rechenschaft, der aus dem evangelischen Bekenntniß fließt.

Wir schauen zurück auf die Betrachtung. Es wäre keine berechtigte Folgerung, wenn ihr dadurch die Freude und den Dank verkümmert achtetet, womit wir unser heutiges Gedächtniß feiern sollen. Die Absicht war, diese festlichen Empfindungen zu wecken und zu erhöhen. Aber allerdings, wahr in sich selbst und dem Herrn wohlgefällig und wirklich erwachsen aus dem Ver-

ständnisse der empfangenen Wohlthat ist unser Dank nur dann, wenn er unmittelbar umschlägt in die Furcht und in das Zittern, mit welchem wir schaffen unser Heil. Wem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern; und wem viel vertrauet ist, bei dem wird man viel suchen. Aber sollen wir schließen und scheiden mit der Empfindung um die Last unserer Verantwortung? O auch diese Last kommt ja von Dem, welcher die Mühseligen und Beladenen zu sich ruft; es ist seine Last und sein Joch. Von außen her betrachtet, mit dem Auge gemessen, erscheint sie schwer und muß wohl so erscheinen. Aber lasset sie uns nur aufnehmen; und es wird sich der Erfahrung bewähren, was sein treuer Mund gesagt hat: ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen, denn mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht. Amen.

Berlin, Druck von Gustav Schade.
Marienstraße Nr. 10.